

59
1906

Theologisch=praktische Quartalschrift

***** 1906 *****

* * 59. Jahrgang * *

* * * I. Heft * * *

Reformvorschläge und Reformfragen.

Von P. Albert M. Weiß O. P., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

I.

Reformen auf dem Gebiete der allgemeinen kirchlichen Disziplin.

Wenn ein Schlagwort solche Zugkraft erlangt hat und solchen Eindruck auf so weite und so verschiedene Kreise ausübt, wie dormalen der Ruf nach Reform, dann muß ihm, so haben wir bereits früher einmal gesagt, zum mindestens ein Kern von Wahrheit innewohnen. Dann aber wird man seiner nicht mehr Herr durch Nichtbeachtung oder durch einfache Zurückweisung, sondern nur dadurch, daß man das Berechtigte herausliest und zur Geltung kommen läßt. Das aber ist bekanntermaßen eine sehr bedenkliche Sache. Je heftiger eine geistige Bewegung ist, desto weniger will sie sich auf das richtige Maß zurückführen lassen. Daß sie auch neben dem Unerkennenswerten Tadelnswertes enthalte, daß sie mehr Staub und Spreu mit sich führe als gesunde frische Luft, das darf man gar nicht merken lassen, sonst steigt die Erregung bis zur zerstörenden Wut und zum unbelehrbaren Fanatismus. Immer lautet die Losung bei derartigen Vorgängen: Entweder nehmt ihr alles an oder wir zerstören alles; wer nicht unbedingt für uns ist, den betrachten wir als geschworenen Feind.

In solchen Verhältnissen gibt es nur einen einzigen Weg, um die aufgeregten Gemüter zur Besinnung zu bringen: Die Wortmacher beim Wort nehmen, d. h. Taten, augenblickliche, eigene, ernstliche Ausführung ihrer kühnen Worte verlangen und ihnen die Konsequenz dessen, was diese Wahres enthalten, mit unerbittlicher Strenge bis zum letzten Buchstaben vor Augen führen. Dann zeigt sich bald, wem

es ernst ist mit seinen Reden und auf wen man sich verlassen kann. Hält einer Stand, gut; tritt er aber vor seinen eigenen Reden zurück, dann läßt man ihn gehen. Regelmäßig geht es aber, wie es dem Gedeon vor der Schlacht mit den Philistern erging, wenn man nicht vollends im Umsehen dasteht wie der Herr, als er die Eiferer für das Gesetz aufforderte, nur nach den Steinen zu greifen. Wer die Geschichte und wer die Menschen kennt, der versteht schon, was wir meinen.

Jedoch wenn auch die wenigsten von den Reformern, die auf dem Papier so einschneidende Reden feilbieten, für deren Verwirklichung einen Finger rühren wollen, so soll das uns nicht abhalten, für das wenige Brauchbare, was diese ihre großen Worte enthalten, und für das Mehr, das uns unsere eigene Ueberzeugung als recht und unser Gewissen als Pflicht vorhält, alle unsere Kräfte aufzubieten und, wenn nötig, selbst empfindliche Opfer zu bringen. Mit verzeihlichem, vielleicht dürfen wir sagen, mit gerechtem Ernst können wir denn auch darauf hinweisen, daß die wahren Reformatoren in der Kirche zu allen Zeiten nicht lange Programme verfaßt haben über das, was sie von andern getan wünschten, sondern daß sie, nachdem sie sich still durch Gebet und Selbstüberwindung vorbereitet hatten, ebenso still, aber unaufhaltsam Dinge ausgeführt haben, an die jene Wortesäuer kaum auch nur gedacht haben. So wird es wohl auch diesmal wieder werden. Der Geist Gottes, der seine Kirche nicht verläßt, wird sich heute seine Werkzeuge aussuchen und vorbereiten so gut wie ehemals. Wer sich aber vordrängt, ohne von ihm berufen und gestärkt zu sein, der wird wie Spreu im Winde verwehen.

Das Gesagte zeigt schon, daß wir von unserer Seite durchaus nicht geneigt sind, dem Ruf nach Reformen aus dem Wege zu gehen. Wir lieben zwar dieses ewige Reden von Reformen nicht, theils aus Gründen, die wir schon bei früheren Gelegenheiten ausgesprochen haben, theils aus andern, die wir noch aussprechen werden. Wenn es aber einmal darauf ankommt, ernsthaft davon zu reden, dann lassen wir es unbesorgt auf einen Vergleich ankommen. Er wird kaum zu unserm Nachteil ausfallen. Wir wissen schon auch, daß manches in der Welt und in der Kirche Gottes anders sein könnte. Wir haben schon auch den Mut zu sagen, daß manches anders sein sollte. Nur maßen wir uns keine Autorität an, die uns nicht zusteht. Nur sprechen wir unsere Wünsche mit der Zurückhaltung aus, die uns das Be-

wußtsein von unserer Irrtumsfähigkeit und von der Beschränktheit unserer untergeordneten Einsicht aufs Gewissen bindet. Nur geben wir unseren Ansichten Ausdruck mit der feierlichen Beteuerung, daß wir recht gut wissen, wie oft die Verhältnisse mächtiger sind als die besten Absichten der besten Menschen, wie oft man kleinere Uebel dulden muß, um größeres Unheil zu vermeiden, wie oft die Rücksicht auf das Wohl und die Furcht vor Störungen des großen Ganzen Besserungen im einzelnen verzögern oder auch gänzlich verhindern. Beobachten wir das hundertmal in der göttlichen Weltregierung, so dürfen wir der Kirche Gottes daraus auch keinen Vorwurf machen.

Dies vorausgeschickt, sehen wir nun aber wahrhaftig nicht ein, warum nicht auch wir einmal die Frage von Reformen behandeln sollten. Wir haben doch ernst und lang genug gegen alle bedenklichen Reformgelüste und für die Rechte des Konservativismus, der Tradition und der Autorität gekämpft und haben dies oft so teuer bezahlt, daß wir keine Mißdeutung zu fürchten brauchen, wenigstens nicht bei denen, an deren Urtheil uns gelegen ist. Uns liegt aber nur an dem Urtheil derer, denen keine andere Rücksicht gilt, als die auf Recht und Wahrheit und Pflicht. Damit haben wir uns auch noch nie getäuscht gefunden. Um es ungescheut auszusprechen: So viel Anstoß auch kleine Geister, freisinnige Meister und solche Reformer, die auf eigene Rechnung leben, an unsern Worten genommen haben, so wenig haben wir bisher von denen zu erfahren gehabt, denen Autorität, Stellung und das Gefühl für Verantwortlichkeit Sinn und Herz erweitern. Im Gegentheil, für manche entschiedene Aeußerung, die uns dort, wo man immer von Freiheit redet, Haß und Verfolgung eingetragen hat, haben wir ausdrücklichen Dank und Freundschaftsbezeugungen geerntet in solchen kirchlichen Kreisen, die auch Gründe gehabt hätten, um dies und jenes ernste Wort auf sich zu beziehen, vielleicht gerade deshalb, weil sie dies taten und weil sie sich das Gesagte zu nütze machten. Mag sein, daß mit Großen nicht immer gut auszukommen ist, mit Kleinen ist es noch weniger gut. Menschen sind immer Menschen, doch die eine schwere Last und eine große Rechenenschaft zu tragen haben, vergessen das nicht so leicht wie jene Unverantwortlichen, die an allen Pfeilern und Gewölben auf eigene Faust rütteln und sich dann aus dem Staube machen, wenn die Wände bersten und die Rippen krachen.

In Wahrheit haben die Hirten der Kirche den Vorwurf nicht

zu fürchten, daß sie das Bedürfnis nach Reformen verkannten oder dem Ruf nach Reformen lediglich ablehnend gegenüber stünden. Pius IX. hat mit scharfem Messer so tief eingeschnitten, daß die ganze Welt in Aufruhr geriet. Nachdem er zuerst bei sämtlichen Hirten der Christenheit Umfrage gehalten und von allen Seiten Gelehrte zur Beratung beigezogen hatte, tat er mit dem Syllabus und dann mit dem Konzil zwei Schritte, an die noch heute viele nicht denken können, ohne laut aufzuschreien. Dann kam Leo XIII. mit seiner beispiellosen Lust zu ändern und zu bessern, die so weit ging, daß manche nicht den Mut hatten, um Abstellung eines Uebelstandes bei ihm vorzusprechen, weil sie fürchteten, er möchte davon Anlaß nehmen, das ganze Gebäude umzukneten wie einen Teig, wenn sie von ihm die Erneuerung eines Ziegels auf dem Dache verlangten. Und nun steht auf der Zinne Pius X., der sein Pontifikat begann mit den Worten: *Instaurare omnia in Christo*. Das sind doch keine Päpste, die nichts von Reform wissen wollen.

Und sie lassen auch von Reform reden. Leo XIII. hat in seinem unermesslich weiten Geiste Dinge genug hingehen lassen, die wohl die wenigsten ohne Rüge hätten dulden mögen. Man hat ihn selber darum nicht selten als halben Liberalen ausgerufen. Das war er nicht. Aber er hatte immer Achtung vor der Wissenschaft, selbst wenn sie nicht in alleweg sicher ging, und eine große Vorliebe für alles Neue, das Aussicht bot, daß es sich bewähren könne. Deshalb ließ er ihm Zeit, seine Brauchbarkeit zu bewähren. Und wenn er es auch schließlich nicht billigte, so hatte er mit seinem Adlauge inzwischen an ihm doch das entdeckt, was er für die Kirche verwerten konnte, und so kam es gleichwohl, dank seinem Scharfsinn und seiner Geduld, wieder der Kirche zugute. Daß Pius X. nicht anders gesinnt ist, das zeigen die zahlreichen Kundgebungen, die unter seinen Augen in Rom selbst ans Licht kommen, Kundgebungen, die mitunter einen Freimut verraten, wie er kaum größer gedacht werden könnte.

Wohl die beachtenswerteste unter diesen Kundgebungen ist die, die den Titel führt: *Pio X. suoi atti e suoi intendimenti*. Mag der Verfasser sein wer immer, er ist zweifellos ein sehr ernster, ein sehr unterrichteter, ein sehr freimütiger Mann. Obwohl er vor keiner Konsequenz zurückgeht, so kann man ihm doch nicht Mangel an Selbstbeherrschung vorwerfen. Man kann aber auch kaum leugnen, daß seine Vorschläge mitunter zu weit gehen. So gewiß das Institut

der römischen Kongregationen einer Vereinfachung und Erneuerung bedarf, so gewiß ist eine so radikale Umänderung, wie er sie vorschlägt, wenigstens auf einmal mehr als gewagt. Sie käme fast einer Auflösung gleich. Dazu reichte selbst die Energie eines Sixtus V. kaum hin. Man sieht, daß sich auf dem Papier sehr vernünftige, sehr einfache und sehr einleuchtende Pläne entwerfen lassen, denen die Tatsachen gerade darum Schwierigkeiten in den Weg legen, weil sie so einfach sind. Die Welt ist eben kein leeres Blatt Papier und die geschichtlich entstandenen und in Wirklichkeit vorhandenen Zustände sind verwickelter als eine logische Auseinandersetzung dessen, was denkbar das Beste wäre. Gleich der französischen Revolution alles zu Staub zermalmen und dann mit Napoleon daraus eine neue Ordnung der Dinge backen, ist selbst auf politischem Gebiet eine gewagte Sache, in kirchlichen Dingen jedenfalls unstatthaft.

Dennoch verdienen manche dieser Ausführungen ernstliche Beachtung. Am bedeutungsvollsten scheint uns der Vorschlag, es sollten das Sacro Ufficio und die Indexkongregation zusammen zu einer neuen, und zwar erweiterten „Congregatio de fide tuenda“ oder zu einer „Congregatio de fide et de moribus tuendis“ umgewandelt werden. Damit spricht der Verfasser einen Gedanken aus, der auch uns seit Jahren vorschwebt. Mögen auch die beiden Kongregationen zum Schutz des Glaubens fortbestehen, so — wenigstens will es uns bedünken — bedürfen sie doch einer Erweiterung oder einer Ergänzung. Diese beiden Kongregationen haben denselben Charakter wie alle römischen Einrichtungen, wie der ganze Geschäftsbetrieb an der römischen Kurie. Wir wissen ihn nur den passiven Charakter zu nennen. Man wartet ab, bis die Dinge von außen herankommen oder herangebracht werden, aber man forscht nicht selber nach dem Stand der Dinge, man kommt den Ereignissen nicht zuvor, man sucht nicht ihren Gang zu leiten oder ihnen entgegen zu arbeiten oder vorzubeugen. So kann sich ein Uebel entwickeln, ohne daß ihm zur rechten Zeit ein Damm entgegengestellt wird. Bis aber auf diesem Wege etwas dagegen geschieht, ist es oft schon sehr weit entwickelt. Wir wissen schon, daß auch dafür Gründe, und gute Gründe vorgebracht werden können. Die oberste Behörde kann nicht sofort selbst einschreiten. Die untergeordneten Autoritäten haben auch ihre Rechte und ihre Pflichten. Die letzte Instanz muß warten, bis

sie angerufen wird. Ein letztes Urtheil ist erst möglich, wenn sich alles klar entwickelt hat. Gewiß, und nichts gewisser als dieses. Deshalb können wir uns nicht für die Auflassung der beiden Kongregationen aussprechen. Sie haben ihre wohlberechtigte, ihre unerseßliche Bedeutung. Nur sollte ihnen, so scheint uns, eine dritte zur Seite stehen, deren Aufgabe es wäre, die Uebel selber aufzusuchen, die drohenden Gefahren zur rechten Zeit ausfindig zu machen und zur Kenntniss zu bringen. So wie die Dinge jetzt stehen, kann ein Buch oder ein Irrthum unbeschränkte Zeit eine verheerende Wirkung ausüben, wenn sich niemand findet, der eine Klage einreicht. Und Klage führen will eben niemand gern. Oder es können die bedenklichsten Erscheinungen unbehelligt bleiben, da gegen sie keine Beschwerde vorgelegt wird, während ein gegen sie geschriebenes Werk, das angezeigt wird, um einiger Fehler willen auf den Index kommt, wie es mit der Bibliotheca Jansenistica von Patouillet geschehen ist. Wären aber Männer da, denen es von Amtswegen als Pflicht obläge, die geistige Bewegung der Zeit zu beobachten und darüber Bericht zu erstatten, dann ließen sich auch Uebelstände leichter abstellen. Eine derartige Kongregation — oder wenn man lieber will Kommission — sollte ihre Mitglieder aus allen Ländern oder in allen Ländern haben, nur ja nicht in zu großer Anzahl. Diese drei Kongregationen zusammen würden dann ein gemeinsames Ganzes bilden, eine „*Congregatio de fovenda fide et religione*“.

Zu ihrer Unterstützung könnten ohne große Schwierigkeiten von verschiedenen Seiten Mitarbeiter gestellt werden. Die geborenen Mitarbeiter sind die Nuntien. Ueber diese enthält die genannte Schrift eine Reihe von sehr scharfen, oft auch sehr zutreffenden Bemerkungen. Sie verlangt unter anderm auch eine tüchtige theologische und kanonistische Vorbildung für die Nuntien und ihre Beamten. Sicher mit vollem Recht. Aber an die Nuntiaturen gehören Männer, die so viele hervorragende Eigenschaften bedürfen, daß man nicht immer einen vollendeten Theologen als unerläßliche Bedingung bei einer Besetzung verlangen kann. Zudem sind die Aufgaben eines Nuntius, der seinen Platz ausfüllt, dermaßen vielfach und verwickelt, daß selbst ein Theolog den Bewegungen auf dem geistigen Gebiete nicht genügend folgen können. Aber wenn die weltlichen Gesandtschaften ihre Militär-Attachés haben; warum können denn die Nuntiaturen nicht auch ihre besonderen Theologen haben? Sie hatten ja deren

früher auch, wenigstens an verschiedenen Orten. Natürlich müßten diese nicht bloß passiv sein, d. h. nicht darauf warten, bis sie zufällig Kenntniss von der Lage empfangen, sondern von Amtswegen verpflichtet, die Dinge aufzusuchen, die Verhältnisse zu studieren und darüber Bericht zu erstatten. Dadurch würde auch wieder etwas Verbindung zwischen den Nuntiaturen und den geistlichen und geistig tätigen Kreisen ihrer Bezirke hergestellt, während sie jetzt von diesen fast wie durch einen Pestfordon abgesperrt sind. Dadurch könnte auch wieder etwas mehr Verkehr zwischen Nuntien und Bischöfen zustande gebracht werden, was dormalen, da die Nuntiaturen ausschließlich diplomatische Einrichtungen sind, fast überall fehlt, sicher nicht zum Besten der Kirche. Dadurch könnten auch die theologischen Fakultäten wieder etwas mehr in Berührung mit der kirchlichen Autorität gebracht werden. Denn wenn ihnen das Vertrauen erwiesen würde, daß sie zu Räte gezogen oder ausdrücklich zu Berichterstattungen eingeladen würden, so würde das ganz gewiß nicht bloß für die Kirche von Nutzen sein, sondern vielleicht noch vielmehr ihnen selber. Endlich sollten die Nuntien auch den Auftrag erhalten, wie es z. B. unter Gregor XIII. der Fall war, überall nach Männern zu forschen, die man im Interesse der Kirche verwenden könnte. Dann hätte diese stets im Augenblicke des Bedarfes die geeigneten Werkzeuge zur Hand und brauchte sich nicht den Vorwurf gefallen zu lassen, daß zu jeder einflußreichen Verwendung nur die im Schatten von St. Peter aufgewachsenen Monsignori hervorgezogen würden, auch wenn sie von Land und Leuten und Dingen kaum mehr wüßten als von den Mondbewohnern.

Daneben könnte immerhin noch der Papst selber seine eigenen Theologen haben, wie sie in der That Pius IV. und Benedikt XIV. hatten, um sich durch diese persönlich über die Lage der Dinge zu unterrichten. Denn auch für ihn, und für ihn ganz besonders, ist es etwas anderes, auf dem amtlichen Wege durch die Nuntien und die Kongregationen berichtet zu werden, und etwas anderes, durch seine eigenen Mittelspersonen persönlich Kunde einzuziehen.

Das nämliche möchte auch für die Kardinalen gelten. Jetzt stehen sie so gut wie außerhalb der Welt. So wie die Dinge an sie kommen, haben sie so viele Vorhöfe und Gänge durchlaufen müssen, daß sie selten in ihrer natürlichen Gestalt bis in ihre Gemächer kommen. Die Anonymi, die sich da oder dort ihr Vertrauen zu er-

werben wissen, sind meist Persönlichkeiten, die gerade das Vertrauen ihrer eigenen Standesgenossen am allerwenigsten besitzen. Und wenn auch einmal jemand eine Sache vorbringen kann, so sind die Kardinalen durch so viele Rücksichten gebunden, daß sie davon wieder keinen Gebrauch machen, keine Antwort darauf geben, keinen Rat darüber erteilen können, weshalb sich jeder wieder zurückzieht, weil er nicht weiß, ob er gelegen kam oder nicht und weil er sich sagt, er wolle denn doch nicht wie in ein Grab hineinreden. Diese Scheidewand, die die Kardinalen von der übrigen Welt trennt, scheint uns, unmaßgeblich gesprochen, kein großer Segen für die Kirche.

Ueber die Bischöfe, allerdings nur über die Bischöfe von Italien, hat der Verfasser unserer Broschüre manches harte, sicher manches zu harte Wort. Ihre Lage ist heute wahrhaftig nicht beneidenswert. Der Demokratismus scheint sich manchmal christlich nur zu dem Zwecke zu nennen, um auch innerhalb des Christentums, d. h. auf kirchlichem und religiösem Gebiete, die Grundsätze der Freiheit, der Autonomie, der sogenannten persönlichen Initiative und der inneren Inspiration durch den heiligen Geist durchführen zu können. Um sich nach außen zu decken und sich vor dem Gewissen zu rechtfertigen, beruft er sich mit verdächtiger Wärme auf den Papst gegen die Bischöfe. Denn der Papst ist ferne und die Bischöfe sind nahe. Sagt der Papst etwas, was man gegen die Bischöfe ausdeuten und verwenden kann, dann haben die Ausdrücke der Ergebenheit gegen den Papst kein Maß. Weist er die Gläubigen an die Bischöfe, so schweigt man seine Worte tot, oder berichtet über sie kurz mit der wegwerfenden Bemerkung, das gehe nur die Italiener an. Daß der ordentliche Weg zum Haupte durch die Mittelglieder führe, will man nicht mehr einsehen oder eingestehen. Umso nötiger ist es, die Gewalt der Bischöfe zu stärken und in ihrer Bedeutung hervorzuheben. Es gibt freilich deren, die nicht genug von der „Ueberspannung des Autoritätsbegriffes“ zu reden wissen. Je mehr einzelne verkehrte Köpfe die Freiheit nach unten mißbrauchten, umsomehr, klagt man, zögen die Bischöfe die Zügel nach oben an. Das ist wohl ganz natürlich, vielleicht sogar dringliche Pflicht. Daß dabei hier und da des guten zu viel geschieht, soll nicht geleugnet werden. Im ganzen darf man wohl sagen, daß einer, der nicht schweigen, nachgeben und sich stille halten kann, heute nicht Bischof werden darf. Diese drei Künste muß ein Bischof in heroischem Grade besitzen. Wer die Lage

ein wenig aus der Nähe kennt, der wird Mitleid mit jedem Bischof haben, und schon aus natürlichem Gefühl der ritterlichen Teilnahme für den leidenden Teil der Menschheit an der Stärkung ihrer Autorität mitarbeiten. Wie sie dem Staat gegenüber stehen, weiß ein jedes Kind. Wie sie sich nach unten verhalten müssen, das bringt ihnen auch schon bald jedes Kind schmerzlich zum Bewußtsein. Wenn sie den Uebelständen nicht Abhilfe schaffen, werden sie verdammt und verurteilt. Wenn sie dazu Hilfe suchen, entzieht sich ihnen jeder. Leute, von denen mehr verlangt wird, als von den Bischöfen, Leute, die mehr allein stehen, Leute, die sich mehr nach den Verhältnissen richten müssen, gibt es in der Kirche kaum. Fürwahr, wer sie beneiden kann, muß einen seltsamen Geschmack haben. Und wer sich nach ihrem Amte sehnt, dem soll ihre Herrlichkeit wohl vergönnt sein.

Dennoch, so scheint wenigstens uns, könnten die Bischöfe manchmal ihre Autorität besser aufrecht halten. Wiederholt ist uns in und außer Rom bei Besprechung dieses Gegenstandes das Wort entgegen gehalten worden: Aber warum gebrauchen auch die Bischöfe nicht die Macht, die sie tatsächlich haben? So müssen ihnen dann freilich manche Dinge über den Kopf wachsen. Wissen denn die Geistlichen nicht, daß sie öffentliche Stellungen und Aemter, also insbesondere politische Verwendungen nur mit Zustimmung der Bischöfe annehmen und ausüben dürfen? Warum rufen ihnen diese nicht ihre Pflicht ins Gedächtnis? Würde eine militärische Behörde den Offizieren eine Tätigkeit in der Politik oder in der Presse auch so leicht freigeben? Die Sache ist umso ernster, wenn es sich um theologische Zeitschriften, um literarische und kritische Revuen, um Pastoralblätter und Korrespondenzblätter für den Klerus handelt. Hier haben die Bischöfe nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht der Aufsicht und der Zensur. Warum üben sie diese nicht? Wie wären, um nur ein Beispiel zu nennen, die Skandale möglich, die fast durch jede Nummer der „*Annales de la philosophie chretienne*“ verübt worden, wenn die Bischöfe kräftiger ihres Amtes walteten? So haben wir wiederholt, namentlich in einer sehr ernstlichen Verhandlung an der römischen Kurie fragen hören, und wir haben, aufrichtig gesprochen, niemals eine Antwort auf diese Frage zu geben vermocht.

Auf der anderen Seite könnten sich die Bischöfe wohl auch hie und da die Ausübung ihres schweren Amtes leichter machen. Insbesondere könnten sie sich, trotz aller Bedenken, zu denen sie redlich

Grund haben, vielleicht doch gerade an den theologischen Fakultäten Hilfsarbeiter suchen. Wir meinen das nicht so, daß sie die Professoren der Theologie ins Ordinariat und ins Konsistorium als ständige Räte berufen sollen. Das heißt in den meisten Fällen die also betrauten Männer der Wissenschaft und dem Lehrfach entziehen. Aber wie man in früheren Zeiten die Fakultäten selbst um Berichte oder um Gutachten in wichtigen theologischen, ästhetischen, religiösen und kirchenrechtlichen Fragen anging, so ließe sich das wohl auch heute noch tun. Das würde sicher nach beiden Seiten hin wohlthätige Wirkungen ausüben. Vertrauen erweckt Vertrauen und Zusammenarbeiten das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Herbeiziehen der Fakultäten zur Mitwirkung an amtlichen kirchlichen Anliegen wäre das beste Mittel, um ihnen wieder das Bewußtsein einzufloßen, daß sie kirchliche Anstalten sind und das Lehramt innerhalb der Kirche im Auftrag der Kirche, also ein kirchliches Amt ausüben. Sicher würde das auch auf den Geist, in dem sie die Wissenschaft betreiben, einen heilsamen Einfluß haben. Es mag ein Gelehrter für seine Person und auf dem Katheder, wo er wie ein unnahbarer Gott thront, sehr liberale Ansichten befolgen, er wird eine Sache ganz anders ansehen, sobald er über sie ein amtliches Urteil fällen soll, ein Urteil, das der Oeffentlichkeit übergeben wird, ein Urteil, von dem unter Umständen das Schicksal, die Verwendung, die Beurteilung eines anderen und das Seelenheil der Gläubigen abhängt.

Man könnte den theologischen Lehranstalten noch auf andere Weise zu Hilfe kommen. Die Päpste, Leo XIII. vor allen, haben immer und immer wieder die Lehre des heiligen Thomas, die scholastische Methode, den richtigen Betrieb der biblischen Wissenschaften zur Pflicht gemacht. Wer hat aber je darum gefragt, ob das auch befolgt werde? Was helfen indes die vorzüglichsten Enzykliken, wenn nicht für deren Durchführung gesorgt wird? Verordnungen, über die man schweigend (oder auch lachend und scheltend) zur Tagesordnung übergeht, sind Untergrabung der Disziplin. Und hat denn die Kirche nicht die Macht und nicht die Mittel zur Hand, um für die Aufrechthaltung ihrer Befehle in diesem Stück zu sorgen? Die akademischen Grade in der Theologie sind ja doch kirchliche Institutionen und können nur im Namen der Kirche gültig verliehen werden. Hier hat die Kirche jederzeit die Möglichkeit, ihre Be-

dingungen zu stellen und deren Ausführung durchzusetzen. Die Bischöfe aber haben ohnehin das Schicksal der Fakultäten in ihren Händen. Es sind ihre Theologen, die dort gebildet werden. Sie müssen sich durch die Examina überzeugen, in welchem Geiste diese erzogen werden. Sie haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß, wenn dieser Geist an den Fakultäten nicht mit dem kirchlichen Geist übereinstimmt, ihren Studierenden auf anderem Wege die Wahrheit beigebracht werde. Es mag schon sein, daß es für einige Zeit Mißhelligkeiten gibt, zulezt wissen die Fakultäten und die Universitäten und die Minister dazu ganz wohl, daß hier ein gutes Einvernehmen mit dem Episkopat Existenzbedingung ist. Der Staat mag seine Professoren gegen sogenannte kirchliche Uebergriffe schützen, aber die Bischöfe sind es, die ihnen ihre Zuhörer liefern müssen, und wenn sie diese nicht liefern, dann sind die Professoren Sanduhren ohne Sand und Mühlen, die klappern ohne Mehl.

Die Reform der theologischen Anstalten muß sich auch sonst noch auf manche andere Dinge erstrecken. Nicht selten kommen einzelne Fächer von Wichtigkeit beim heutigen Betrieb der Theologie zu kurz. Das gilt ganz besonders von den *loci theologici*. Ueberhaupt sind die eigentlich theologischen Fächer mitunter den vielen Nebenfächern gegenüber viel zu sehr verkürzt. Von hier aus geht jener Zug, der oft so großes Unheil anrichtet, das Heil der Zeit in allem Denkbaren zu suchen, nur nicht im Studium der Theologie und nicht in der Behandlung der theologischen, der religiösen, der Glaubensfragen. Darunter leidet ganz besonders die Predigt. Kein Wunder, daß diese, wo sie nicht zur leeren Moralisirerei ausartet, nicht selten zu belletristischer Schöngeisterei oder zum sozialen Unterrichte wird, wenn die Studierenden Lehrer gehört haben, die immer nur von den Theologen in der dritten Person reden und zwar keineswegs mit Vobsprüchen, gerade als hielten sie selber mit Stolz darauf, nicht zu den Theologen zu gehören und alles eher zu sein als dies.

Selbstverständlich können auch die Lehranstalten der Orden nicht von der Pflicht einer Reformation entbunden werden. Die geistlichen Genossenschaften haben heute einen schweren Stand. Sie leiden schwer unter dem Druck von außen. Sie leiden noch mehr unter der Abneigung, die ihnen innerhalb der Kirche selber nur allzu oft begegnet. Sie leiden am allermeisten durch den Einfluß der Zeitideen und Zeitströmungen, die dem Geiste, aus dem das Ordensleben

entstanden ist, in schroffster Weise entgegen stehen. Trotzdem wäre ihre Bedeutung nicht in diesem Maße gesunken, wenn sie wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung auf der alten Höhe wären stehen geblieben. Wir können dieser Angelegenheit hier nicht weiter nachgehen, da bei der eigentümlichen Natur des Ordenswesens auch die klösterliche Disziplin und das asketische Leben in Behandlung gezogen werden müßte, denn eine einseitige oder halbe Reform ist nirgends weniger möglich als bei den religiösen Gemeinschaften. Zu einer solchen Erörterung reicht aber hier der Platz nicht aus. Es ist ein Trost zu sehen, daß manche Orden bereits Hand angelegt haben, um eine Reform ihrer Studien anzubahnen. Gleichwohl, so scheint uns, muß hier noch viel geschehen. Unseres Erachtens wird hier die Kirche selber zu Hilfe kommen müssen, und zwar in zweifacher Hinsicht, einmal, damit die Studien in zeitgemäß verjüngter Gestalt wenigstens in den bedeutenderen Orden überall möglichst gleichförmig eingerichtet werden, und dann, damit zwischen den Orden und denen im Weltklerus das tunlichste Gleichgewicht hergestellt werde. Das aber scheint uns unerläßlich, soll die Zerplitterung und die Eifersucht, die auf diesem Felde so oft erheblichen Schaden angestiftet hat, jener gemeinsamen Tätigkeit Platz machen, die heute, bei der geringen Anzahl unserer Lehrer gegenüber den gesteigerten Anforderungen der Zeit, doppelt notwendig ist.

In bezug auf den Klerus glauben wir mit der oft angezogenen Broschüre besonders die Diözesansynoden einer besonderen Beachtung unterziehen zu sollen. Wer den Geist unseres Zeitalters mit seinem Verlangen nach Öffentlichkeit, nach Selbstverwaltung und demokratischer Vertretung kennt, der begreift ohne lange Erörterung, daß die genannte Frage ihre großen Bedenken bietet, daß sie aber auch kaum zu umgehen ist, wenn man nicht das Uebel größer machen will. Die Klerustage in Frankreich und in Oesterreich haben das bewiesen. Der Klerus will nun einmal auch eine Form der Vertretung, des „Parlamentarismus“, wie man heute sagt. Gut, hier ist die von der Kirche längst vorgesehene. Er hätte freilich auch die Pastorkonferenzen, doch von diesen will er merkwürdig sehr häufig nicht viel hören. Vielleicht nimmt er lieber mit diesen vorlieb, wenn er einigemale Diözesansynoden nach strengem kirchlichen Muster durchgemacht hat. Natürlich dürfen diese nicht zu glänzenden Paraden ausarten. Noch weniger zu modernen Parlamenten oder zu kirchlich=

demokratischen Landsgemeinden. Aber sie sollen eine Gelegenheit bieten, bei' der die Geistlichen in der gesetzlich geregelten Form ihre Wünsche, Vorschläge und Beschwerden anbringen können. Dann sollen sie zur Durchführung der kirchlichen Verordnungen, zur öffentlichen Visitation von Klerus und von kirchlichen Zuständen und zur Erneuerung der kirchlichen Disziplin, sowie zur Auffrischung des kanonischen Gehorsams dienen. Insbesondere mögen sie in wichtigen Fällen als öffentliches Mittel zur Untersuchung von Mißständen im Klerus und zur Aburteilung von Fehlern in seiner Mitte, zu einer Art von geistlichem Schwurgericht dienen. Das würde sicher nicht wenig zur Beschwichtigung allzu hastiger Geister und zur Festigung der Zucht und Ordnung beitragen. Endlich sollen sie auch zu öffentlichen Prüfungen über den Zustand des theologischen Wissens dienen, das würde ihnen unseres Erachtens einen ganz besonderen Ernst verleihen.

Ueberhaupt muß es mit den Prüfungen für den Klerus unbedingt wieder viel ernster genommen werden. Ernster mit den Prüfungen bei der Zulassung zum theologischen Studium. Ernster mit den Prüfungen bei der Zulassung zu den Weihen und zur Seelsorge. Ernster mit den immer wieder zu wiederholenden Prüfungen über die Weiterbildung des Klerus. Immer klagt man über die Inferiorität, immer redet man von der Hebung der Bildung beim Klerus. Nun gut, wer die Mittel nicht will, der will auch den Zweck nicht. Vom bloßen Reden und Träumen wird kein Mensch gelehrter. Eine Reform für den Bildungsstand, eine Hebung des geistlichen Wissens und Strebens ist unmöglich, wenn nicht die wichtigsten Wege dazu eingeschlagen werden. Zu diesen aber gehören ohne Frage beständige, ernstliche Prüfungen und andere öffentliche Proben. Darum Reform des Prüfungswezens, Verschärfung der Prüfungen an den theologischen Lehranstalten, und zwar unter kirchlicher Mitwirkung und Aufsicht, strengere Handhabung der Pastoralkonferenz, der Kura-Examina und zuletzt auch Verwendung der Synoden zu öffentlichen Proben theologischen und asketischen Wissens. Dann wird sich die so dringend geforderte „Erhöhung des geistigen Niveaus“ im Klerus sicher bald kundgeben.

Noch hätten wir vielerlei auf dem Herzen, doch wir müssen zum Ende eilen. Nur noch einen Punkt, der uns nicht wenig Sorge macht. Das ist die Laienfrage, d. h. das Verhältnis der Laienwelt zu den kirchlichen Angelegenheiten. Darüber haben wir schon einmal

gehandelt. Seitdem haben wir Erfahrungen in Fülle gemacht. Man möchte sich, wenn man nicht die Zeitverhältnisse in Rechnung zöge, einigermaßen darüber verwundern, daß man unter den katholischen Laien so häufig dem Satz begegnet, sie seien heute in der Kirche ganz rechtlos. Immer und überall entschieden Bischöfe und Geistliche, sie hätten nichts zu sagen. In der Öffentlichkeit müßten sie kämpfen und die Sache der Kirche vertreten — als ob es nicht auch ihre eigene Sache wäre! innerhalb der Kirche seien sie mundtot. Im Kulturkampf hätten sie empfindliche Opfer gebracht, der Lohn dafür sei gewesen, daß die Kirche alle so schwer errungenen Vorteile für sich selber ausnütze. Das aber lasse sich heute kein Arbeiter mehr gefallen, geschweige erst ein gebildeter Mann. Diese und ähnliche Reden zeigen, daß ein tiefer Miß besteht. Denn wenn die Laien nicht mehr fassen, daß die Kirche die errungenen Vorteile für alle Glieder der Kirche, also auch für sie ausübt, dann betrachten sie sich offenbar wie eine Partei neben, um nicht zu sagen außer der Kirche. Mag der klare Gedanke hieran ihnen auch weit ferne liegen, im Grunde sind sie doch damit bereits vertraut, und das ist eine bedenkliche und beklagenswerte Sache. Deshalb muß sich jeder Freund der Kirche und der Ordnung mit der Frage befassen, ob sich nicht Mittel und Wege finden lassen, die den Laien ermöglichen, ihre Meinungen und Wünsche in einer Weise zum Ausdruck zu bringen, daß die kirchlichen Einrichtungen dabei keinen Schaden nehmen. Sicher ist, daß die Kirche heute mehr als je auch der Laienarbeit bedarf. Sicher ist, daß die Laien ihre Tätigkeit für die Kirche nicht nach Art ihrer parlamentarischen Wirksamkeit auffassen dürfen. In welcher Weise ihnen eine Kundgebung ihrer Ansichten und Beschwerden ermöglicht werden könne, darüber wollen wir hier keine näheren Vorschläge machen. Eines ist ohne Zweifel von allem Anfang festzustellen, daß sie auf jeden Fall nur ein Recht haben können, mitzureden in Dingen, die sie selber angehen. Denn es ist eine auffallende Erscheinung, daß die, welche sich beklagen, sie kämen in der Kirche zu kurz, auf die Frage, worin sie denn z. B. verkürzt würden, regelmäßig sofort erwidern, man frage sie gar nicht über die Erziehung des Klerus, über den Vorzug der Universitäts- oder der Seminarbildung, über die Teilnahme der Theologen an Studentenverbindungen, Feste und öffentlichen Vorstellungen, über die zeitgemäße Einrichtung der Seelsorge und der Predigt, lauter Dinge, die doch gewiß kirchliche Lebensfragen

sind. Und dabei verhandeln sie über diese meist mit um so größerer Heftigkeit und Zuversicht, je weniger ihnen die ganze Schwierigkeit dieser heiklen Punkte klar ist und klar gemacht werden kann. Hier hätten die Klugheit, die Welterfahrung und der kirchliche Sinn aller Reformfreunde ein weites Feld, um eine Lösung zu finden, die den Laien Genugthuung und der Kirche Stärkung und Ruhe verschaffe.

Doch wir müssen schließen. Das wenige, was wir hier gesagt haben, mag allen Reformern zeigen, daß wir schon auch unsere Wünsche haben. Wir wollen uns gerne auf das Mindeste beschränken. Aber dort, wo wir einmal eine Erneuerung wünschen, sei es auf dem Gebiete der Lehre, sei es auf dem des Lebens, dort lassen wir uns von niemand an Ernst, an Konsequenz, an Zähigkeit übertreffen. Mögen sie uns in diesen Dingen nachahmen, dann werden wir uns sicherlich bald geeinigt finden.

Moderne Leben Jesu für das Volk.

Von Dr. Vinzenz Hartl, St. Florian.

Vor mehreren Jahren zeigte ich einer Frau aus den „besseren“ Ständen nebst den anderen Sehenswürdigkeiten auch die Bibliothek des Stiftes (St. Florian). Beim Anblick der Kunstschätze war sie trotz ihres Geschlechtes vielfach ganz sprachlos gewesen; es war ihr offenbar schwer gefallen, damit ihre Vorstellung von dem mittelalterlichen Dunkel eines Ordenshauses zu vereinbaren. Vollends gar der Bibliotheksaal kam ihr vor wie ein Märchen. Als ich sie nun unter anderem auch auf die Fachliteratur für Bibelfunde hinwies, da löste sich ihre Zunge und sie rief mit dem lebhaftesten Interesse, das mich bei der augenscheinlichen weltlichen Richtung ihrer Gesinnung sehr überraschte: „Bitte, Hochwürden, könnten Sie mir denn nicht ein Buch verraten, in welchem das Leben Jesu nach Art der modernen Biographien großer Männer einheitlich und anschaulich geschildert wird?“ Die Dame dachte dabei nicht an ein umfangreiches, mit allem wissenschaftlichen Apparat ausgestattetes Leben Jesu, deren es unter Katholiken und Andersgläubigen keinen Mangel hat; unbeirrt von allen wissenschaftlichen Untersuchungen wollte sie ein Lebensbild Jesu genießen, den ursächlichen Zusammenhang seiner Schicksale sich entrollen sehen, und den Heiland in greifbarer Wirklichkeit und lebendiger Gegenwart schauen, wie er durch die Fluren, Dörfer und Städte wandert, lehrt und heilt und müde vom aufreibenden Kampfe mit seinen Begnern sich in den Kreis seiner Jünger zurückzieht, bis seine Stunde gekommen. So ungefähr dachte sie sich ein Leben Jesu, das für sie genussreich wäre; so ungefähr wünschen sich ein solches gegenwärtig weite Kreise der Welt mit ganzer und halber

und ohne Bildung, wie sich denn überhaupt in unserer Zeit ein großes Interesse für religiöse Fragen allenthalben regt. Leider sind es auch in diesem Punkte nicht die Kinder des Lichtes, welche diesen Zug zum Religiösen geschickt benützen; wenigstens nach dem Stand der „Biographien“ des Heilandes zu urteilen, zeigen sich die Kinder der Welt klüger.

Es ist ganz wunderbar, wie rasch und zahlreich die „religionsgeschichtlichen“ Broschüren und Traktätchen aus dem Boden schießen, um welchen Spottpreis sie auf den Büchermarkt gebracht werden und welch einen reißenden Absatz sie finden. Auflagen in 10.000 Exemplaren sind keine Seltenheit und auf manchem Bändchen liest man: 11. bis 20. Tausend. Lehmanns Verlag (München) spendet seine „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“, unter welchem so vielversprechenden Titel hervorragende Gelehrte nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ihre Weisheit an den Mann bringen. Der Verlag J. C. B. Mohr (Tübingen) wendet sich mit seinen „Lebensfragen“ (Schriften und Reden, herausgegeben von H. Weinel, das Heft im Preise von 50 bis 75 Pf.) mit Beiziehung eines ansehnlichen Gelehrtenstabes (z. B. Harnack, Holzmann, Zülcher u.) „an Väter und Mütter, Verwaltungsbeamte und Richter, Ärzte, Hoch- und Volksschullehrer“, an die Pfarrer, „die sich eine freie Stellung in ihrer Theologie und einen hellen Blick für die Nöten des modernen Lebens erkämpft und bewahrt haben“, „an Fabrikanten und Kaufleute, an alle gebildeten und sich bilden wollenden Menschen“. Der Verlag Gebauer-Schwetitsche (Halle a. Saale) will „planmäßig“ in 5 Reihen von kleinen Heften zu je 30 bis 60 Pf. grundlegende Erkenntnisse vermitteln über das Neue Testament, die Religion des Alten Testaments, über allgemeine Religionsgeschichte und Religionsvergleichung, über Glaube und Sittlichkeit — Weltanschauung und Philosophie, endlich durch „Bilder aus der Kirchengeschichte“. Dem Herausgeber Lic. Schiele-Marburg stehen nahezu 50 Gelehrte zur Seite, die in der protestantischen Theologie zum Teil einen sehr guten Namen haben.

Durch solche Abhandlungen über religiöse Fragen im allgemeinen, in welchen der Glaube an den persönlichen Gott, wenn auch nicht immer an den Richter und jedenfalls nicht an die Dreifaltigkeit, festgehalten, die Unsterblichkeit mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit „geahnt“, „gehofft“ oder postuliert wird, sucht man den Leser dahin zu bringen, daß er fähig wird, schließlich auch die Wahrheit über Christus zu ertragen. Hat er sich nur erst daran gewöhnt, die Bibel mit ebenso profanem, ja noch kritischerem Auge zu betrachten, wie andere alte Schriften religiösen Inhaltes; hat er es einmal gelernt, in den übrigen Punkten so zu verfahren, als ob nicht die überlieferten Texte die Norm wären, an denen wir die Richtigkeit unserer Vorstellungen von der Entstehung des Christentums zu erproben haben, sondern vielmehr unsere Vorstellungen maßgebend wären für die Beurteilung der Dokumente, dann kann man ihm auch schon

über Christus die Augen öffnen und was immer an dem von den Evangelisten uns gezeichneten Christusbild unseren aufgeklärten Ideen nicht entspricht, entweder als „spätere Uebermalung“ (Furrer) einfach entfernen, oder als den „Goldgrund, auf den der spätere Gemeindeglaube die Gestalt Jesu aufgetragen hat“ (Bouffet) betrachten, von dem man nur das historisch Mögliche abzuheben braucht. Was dann noch übrig bleibt, das sind so unbestimmte Linien, daß ein jeder seinen Genius in der Ausführung des neuen „historischen“ Christusbildes frei schalten lassen kann: Ein Konflikt mit der „Wissenschaft“ ist gar nicht mehr zu fürchten!

Auf diesen in der höchsten Wissenschaft schon längst erprobten Wegen sind nun auch jene billigen, für das Volk aller Stände berechneten modernen Leben Jesu entstanden, mit denen wir uns im folgenden etwas intimer beschäftigen wollen, nicht so sehr, um uns mit den modernen ‚Evangelisten‘ selbst auseinanderzusetzen — diese lesen ja Katholisches nicht, — sondern um den praktischen Seelsorger, der wahrlich seine Zeit für dringendere und heiligere Pflichten braucht, die Notwendigkeit zu ersparen, in solch ein Labyrinth von Willkür und Verführung einzudringen und trotzdem ihm einen für sein Wirken kaum entbehrlichen Einblick zu gewähren in eine hochernste Bewegung im protestantischen Lager, die bei der Verblässung der konfessionellen Grenzlinien besonders in städtischen Kreisen gar leicht auch auf die wenigstens politisch abgestandenen Katholiken übergreifen könnte. Gegen eine solche Gefahr die Aufmerksamkeit der Hirten zu schärfen; dem im Kampfe Stehenden eine Waffe darzureichen; dem durch mancherlei Enttäuschungen Entmutigten einen wenn auch geringen Trost zu spenden durch den Hinweis darauf, wie unvergleichlich siegesfreudiger doch die Lage des katholischen Seelsorgers ist gegenüber den wenigen noch Christusgläubigen „Antsbrüdern“ im „lauteren Evangelio“, die von allen Seiten den Wolf eindringen sehen in ihre Herde, ohne sich helfen zu können; den protestantischen Proselytenmachern ein „medice, sana te ip-sam“ zuzurufen, ist der Zweck dieser Zeilen. Wenn wir dabei manchmal über den „historischen Christus“ Bemerkungen machen müssen, die dem Christus der Evangelien gegenüber eine Gotteslästerung wären, so bitten wir den feinfühligen Leser zu verzeihen und nie zu vergessen, daß es ein Phantasiechristus ist, ein Bastard, dem die Larve der Verehrungswürdigkeit herabgerissen werden muß, um der Gefahr vorzubeugen, daß er an Stelle des echten untergeschoben werde.

Alles was im folgenden unter „. . .“ gesetzt ist, ist wörtliches Zitat aus dem betreffenden Werke. Nur haben wir uns ab und zu erlaubt, im Interesse einer ungezwungeneren Sprache die ursprüngliche Konstruktion oder Wortstellung etwas zu ändern. Um nicht durch zu viele Ziffern den Text zu unterbrechen, ist die Seitenzahl nur bei wichtigeren Zitaten angegeben. Dabei haben wir uns bemüht, das sprachliche Kolorit des jeweils besprochenen Buches möglichst beizubehalten, wornach manches für das gläubige Ohr Fremdartige

beurteilt werden möge. Um nicht durch zu große Ausführlichkeit zu ermüden, haben wir auf viele Verstöße nicht reagiert, auch wo es für einen Kritiker geradezu verlockend wäre; wo es in den Grundanschauungen fehlt, kann man sich nicht in Kleinigkeiten ergehen. Wir beginnen mit dem wegen des pietistischen Tones und der verführerischen Form gefährlichsten und zugleich in gewisser Hinsicht neuesten Leben Jesu von Furrer, dessen Besprechung auch wegen der Vorfragen den größeren Raum erfordert; bei den übrigen können wir uns kürzer fassen.

A. Leben Jesu von Furrer.

Soeben erschien bei Hinrich (Leipzig) und Müller, Werder & Co. (Zürich) „Das Leben Jesu Christi, dargestellt von Dr. Konrad Furrer, Pfarrer an St. Peter und Professor an der Universität Zürich“ in zweiter Auflage. In erster Auflage erschien es 1902 unter dem Titel „Vorträge über das Leben Jesu Christi“ ganz in der Form der freien Vorträge, aus denen es entstanden war. Den Namen eines „Lebens Jesu“ erhielt und verdient erst die jetzige „konzisierte Fassung“, welche eine durchgreifende Aenderung erfahren hat und ein völlig abgerundetes Bild des Lebens Jesu gibt, wobei ihr die von den freien Vorträgen bedingte vielfach gehobene, ja begeisterte Sprache außerordentlich fördernd zugute kommt. Es ist aber dieses so entstandene Leben Jesu ein hoch modernes, insofern Furrer nicht bloß im Gegensatz zu der offenbarungsgläubigen Auffassung der Person Jesu Christi, sondern auch der „Kritik“ gegenüber vielfach eigene Wege einschlägt und in letzterer Hinsicht einen unverkennbaren Fortschritt bedeutet; es ist ein modernes endlich darum, weil es von dem Bilde Jesu, das uns — von Johannes zu schweigen — die Synoptiker entwerfen, kaum mehr einige Hauptpunkte beibehält. Es führt uns jenes Bild vom Weltenheiland vor, das sich ein Gelehrter unserer Zeit auf Grund seiner Anschauungen vom „heiligsten Bilde der Menschheit“ (V) gemacht hat und uns nunmehr unter dem anspruchslosen Namen des „historischen Christus“ lebendig und mit glühenden Farben vor Augen malt: Man sieht es ihm an, ohne daß es Furrer eigens zu betonen brauchte: Der Verfasser „hat mit dem Herzen geschrieben“.

Es ist ein Bild, in großen Zügen entworfen. Der Verfasser gehört nicht zu den „kümmerlichen Antiquaren, die mit der Lupe jede Faser des zeitlichen Gewandes Jesu untersuchen, aber den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit nicht auf sich wirken lassen“ (V). Er hat die Gestalt Jesu völlig in sich aufgenommen und reproduziert sie nun mit souveräner Gestaltungskraft wie einer, der Macht hat. Dabei verzichtet er auf allen wissenschaftlichen Apparat, um für das „Volk in möglichst weitem Kreise“ verständlich zu bleiben; was er zu sagen hat, „soll allermeist sich durch sich selbst rechtfertigen“ (IV).

I. Voraussetzungen.

Zwei Voraussetzungen sind es, von welchen Furrer ausgeht:

1. Die Unveränderlichkeit der Naturgesetze.

2. Die Konstanz der menschlichen Natur.

Erstere braucht er, um den Phantasiechristus „der Theologen“ zu destruieren, die zweite, um seinen „historischen“ Christus aus zerfchlagenen Trümmern neu zu konstruieren. Er beweist auch seine Voraussetzungen, wenigstens die erste, und zwar geschickt und populär. Durch Streifzüge in die Religionsgeschichte der Völker sucht er zunächst die Wunderberichte in ein ungünstiges Licht zu setzen, dann rückt er der Sache selbst an den Leib.

Es war im vorhinein zu erwarten, daß von Christus Wunder berichtet werden. „Denn wir kennen kein großes Leben des Altertums, das nicht von einem Kranz von Wundern umgeben wäre.“ Wie viele Wunder schreibt „die Ueberlieferung“ (i. e. das Alte Testament) dem Moses und Jesu zu und den Propheten! Und erst den ehrenwerten Buddha „begleiteten Wunder über Wunder“. Selbst dem „langweiligen Morallehrer Confucius“ hat man diese Ehre erwiesen. Bei den Negern und Tataren und Eskimos und Indianern galten die Priester „als über jede Schranke des Wissens und Könnens erhaben“. Dann denke man doch an die Hexen! Unter solchen Umständen muß jeder Wunderbericht von Anfang an als verdächtig erscheinen, nicht obwohl, sondern eben weil „ein Glaube an Wunder . . . in der ganzen weiten Welt und durch alle Jahrtausende verbreitet war“ (119 ff.). Ja „heute noch ist die große Mehrzahl aller derer, die in einem lebendigen Verkehr mit Gott und Jesus Christus stehen“ (— dem Verfasser gelten gnädigerweise auch die Katholiken als solche —) „dem Glauben zugetan, es sei das Leben Jesu Christi reich an Wundern gewesen“. So wird „kein guter katholischer Christ“ — man denke nur an „unseren Nikolaus von der Flüe“ — „unter die Reihe der Heiligen aufgenommen, von dem nicht glaubwürdigen Zeugen eine größere Anzahl von Wundern bezeugen“. Ja, auch die Protestanten, so skeptisch sie gegen Wunder der Gegenwart sind, „hängen doch mit aller Wärme ihres Gemütes an der Glaubwürdigkeit der biblischen Wunder“.

Nachdem so im Handumdrehen das Zeugnis der menschlichen Natur für die Möglichkeit von Wundern zu einem starken Präjudiz gemacht wurde gegen jeden Wunderbericht, muß der Gottesbeweis aus der Ordnung in der Welt zum Beweise der Unmöglichkeit der Wunder selbst herhalten. Dabei versteht es der Verfasser, den Anschein zu erwecken, als würde die Zulassung der Möglichkeit eines Wunders gleichbedeutend sein mit der Zerstörung jedes Gottesbeweises. Es muß für den gewöhnlichen Menschen — und für sie ist ja das Buch geschrieben, sehr schwer ins Gewicht fallen, wenn er auf einmal vor der Alternative steht: Entweder Wunderglaube, dann kein Gottesbeweis; oder Gottesglaube, dann kein Wunder mehr! Daß es denn doch auch noch andere Gottesbeweise von mindestens ebenso großer Beweiskraft gibt, das verschweigt Furrer wohlweislich. Er

schreibt: „Es ist ein Mangel schärferer Erkenntnis, wenn man behauptet, Naturgesetze können immer wieder aufgehoben werden.“ „Wandellos gehen die göttlichen Ordnungen ihren Gang . . .“, da sie nicht bloß das Alltägliche einschließen, sondern auch das Außergewöhnliche, das ganz selten erscheint“, auch das, was in „religiösem Sinne ein Wunder“ genannt werden muß, nämlich „jedes Ereignis, dessen irdische Ursache wir nicht kennen und das uns deshalb mit größter Lebhaftigkeit an die letzte und höchste Ursache — Gott — erinnert“.

Das höchste derartige Wunder ist Jesus Christus selbst. — Die Welt ist „kein Mechanismus, bei dem der Werkmeister bald da, bald dort etwas verändern kann“; nein „bei Gott ist keine Veränderung, nicht der Schatten eines Wechsels“ (Joh. 1, 17). Diese Ewigkeit der Ordnungen aufheben, heißt das Fundament des Gottesglaubens untergraben. In diesen ehernen „Weltenzusammenhang ist auch die Persönlichkeit Jesu Christi mit inbegriffen“ und es ist schauerlich tröstlich, daß „dieselbe Liebe über uns wacht“, wie über Jesus Christus und seine Apostel. — „In den Ordnungen Gottes hat auch das Gebet seine Stelle, denn der Drang zum Gebete ist uns von Gott ins Herz gelegt. Wer kann ergründen, wie weit die Wirkungen des wahren Gebetes reichen! Die Erfahrung lehrt uns nur, daß die Menschen oft wie mit Sturmesgewalt aus innerster Nötigung zum Gebete hingerrissen werden und daß oft solche inbrünstig beten, deren Lippen für jeden Laut der Andacht seit Jahren stumm gewesen. In mächtigster Erregung fragen ganze Völker nicht mehr: Dürfen wir beten? Sie beten, und auf Adlersflügeln tragen die Starken die Schwachen zu Gott empor. Gemäß der Ordnung Gottes müssen wir hungern, dürsten, gemäß seiner Ordnung müssen wir auch beten. Wer das leugnet, kennt die innere Geschichte der Menschheit nicht. Wenn also die tiefsten Bedürfnisse unseres Gemütes in die ewigen Ordnungen Gottes einbezogen sind, soll uns das nicht beruhigen?“ Darum wird der schärfer Denkende „aufjubeln . . . beim Gefühle, Gott ist ein ewiger Gott und seine Gedanken sind wandellose Gedanken und wir sind von einer ewigen Ordnung getragen!“ „Es ist nicht ein Zeichen tieferer, innigerer Frömmigkeit, an Wunder im theologischen Sinne zu glauben“ (S. 127), nämlich „an Ereignisse, die nur stattfinden können durch Aufhebung der Ordnungen, die Gott der Natur gesetzt hat“ (124).

Ich habe diese Erörterungen ausführlicher zitiert, weil sie nicht nur schöne Gedanken über das Gebet enthalten, sondern auch den Trugschluß offenbaren, dem der Verfasser, ohne es zu ahnen, hier erlegen ist. Furrer hat so anerkennende Worte für die Fähigkeiten und die Denkerarbeiten der Theologen; er darf überzeugt sein: Keiner von ihnen hat von Gott so klein gedacht, wie Furrer glauben möchte. Keinem ist es eingefallen, sich Gott als einen armseligen Handwerksmann vorzustellen, der bald da, bald dort an seinem Werke herum-pfuschen muß. Wenn der Theologe von Wundern spricht, so leugnet

er nicht, „daß Gott treu ist“; er sieht eben auch im Wunder „das Walten des ewigen Geistes“. Denn mit demselben Rechte, mit dem Furrer das Gebet und seine geheimnisvolle Macht in die „ewigen Ordnungen“ Gottes einschließt, bezieht der ‚Theologe‘ das Wunder in den ewigen Schöpfungsplan des Herrn ein und zwar als ein notwendiges Mittel, um den in Irrtum und Sünde verstrickten und immer tiefer darin versinkenden Menscheng Geist wie aus einem gierigen, alles verschlingenden Moor mit starker Hand herauszuheben. Es ist ein Gesetz des mit dem Leibe verbundenen Geistes, daß ihn „jene sehr reale Macht, die immer noch eine furchtbare Gewalt über das Menschenherz ausübt, in die Tiefe zieht“ (73), und zwar nicht etwa auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, sondern auf dem Gebiete der Gottesliebe und Menschenachtung und somit der Lebenswohlfahrt, auf jenem Gebiete, auf dem Furrer sehr richtig in Jesus Christus den für immer entscheidenden Wendepunkt der Menschengeschichte erblickt. Dieses Gesetz, das jeder am eigenen Leibe fühlt, sozusagen mit geschlossenen Augen noch wahrnimmt, hat die Geschichte der Menschheit vor Christus und zur Zeit Christi in den narbenbedeckten Leib des menschlichen Geschlechtes mit unauslöschlichem, grausamen Griffel eingegraben: wir brauchen es wahrlich nicht erst zu beweisen. Auch dieses Gesetz gehört in die ewigen Ordnungen und Gott ist es, der diese Ordnung gewählt hat. Ist er jener Vater der Liebe und gar der reinen Liebe, welche Furrer ausschließlich in Gott finden will, dann muß er auch dieser alles mit sich fortreisenden wilden Flut einen Damm entgegensetzen, an dem die menschliche Leidenschaft vergeblich rüttelt, an dem diese Wogen sich machtlos brechen, und das ist, wie die Geschichte zeigt, nicht Philosophie und sind nicht Ideale und nicht das Licht der menschlichen Vernunft: die haben ja alle vor jener unheimlichen Macht kapituliert! Nein, jener Damm kann nur eine alles Menschliche überragende Macht sein, die nicht in den Gesetzen des Stoffes und in den Kräften des geschaffenen Geistes, sondern in Gott wurzelt; diese Wahrheit, die allem Menschentitanentum trogt, muß ihren Halt haben in der Wahrhaftigkeit Gottes. Die unwandelbare Autorität des sich zweifellos als redend ausweisenden Gottes muß Bürge sein dafür, wogegen sich alles im Menschen aufbäumt und wehrt: Solches aber ist unmöglich ohne Wunder. Der Mund, vor dessen Wort die Menschheit sich beugen soll, muß sich berufen können auf Gottes Sendung und Gottes Zeugnis, und Gottes Zeugnis kann nur bestehen in einer Tat, die allen Gesetzen der Natur Hohn spricht, dieselben zwar nicht in sich zerstört, aber ihre Wirkung aufhebt und übersteigt. Somit gehört das unverkennbare Zeugnis Gottes, das unmittelbare Eingreifen der unerschaffenen Macht so notwendig in den Schöpfungsplan Gottes, wie das Gebet; und wenn nach Furrer niemand die Macht des Gebetes ungrenzen kann, wer gibt ihm das Recht, es doch zu tun? Woher nimmt er die Berechtigung, der Macht des Gebetes oder sagen wir des Wortes Christi das abzu-

sprechen, was er dem freien Willen des Kindes wird zugestehen müssen, nämlich in die Gesetze der Natur ordnend, ja hemmend einzugreifen? Kann der allmächtige Wille, der bei der Schöpfung das Fiat gesprochen, nicht auch in jenem ewigen Willenssatze sein Fiat darüber gesprochen haben, was sein vielgeliebter Sohn in der Zeiten Fülle zum Heile der Welt als Beglaubigung seiner Sendung und Würde und Person wird den Menschen geben wollen, ja geben müssen? Man muß nur nicht das Wunder im „theologischen“ Sinne als „Aufhebung der Ordnungen, die Gott der Natur gesetzt hat“ erklären! Das ist ja eine falsche Definition des Wunders, das ist nicht Wunder im Sinne und nach der Lehre der Theologen, sondern ein Begriff, den sich Furrer fabriziert hat, um ihn bekämpfen und dann den Glauben erwecken zu können, er habe nicht seinen Wunderbegriff, sondern den der Theologen als unmöglich erwiesen. Kein Theologe nennt das Wunder eine Aufhebung der Ordnungen der Natur, wenn das heißen soll, was ihm Furrer unterstellt: Aufhebung der Naturgesetze! Ein Wunder wirken, heißt nicht die Gesetze der Natur, sondern einzelne Wirkungen derselben aufheben, respektive etwas bewirken, was die Naturgesetze nicht leisten können oder was mit den Naturgesetzen nichts zu tun hat. Aus der Konstanz der Gesetze folgt nicht die Unmöglichkeit der Aufhebung einzelner Wirkungen derselben; die Ohnmacht der Natur, sich über ihre Gesetze zu erheben, nimmt Gott dem Herrn nicht die Möglichkeit, über die Natur hinaus und ohne die Natur etwas zu bewirken. Diese Stellung Gottes über den Kräften des Geschaffenen hat sogar im Menschen sein Analogon; Allerdings nicht Naturgesetze, aber bestimmte natürliche Wirkungen derselben kann selbst ein Kind vereiteln oder mittels der Naturkräfte etwas hervorbringen, was die Kräfte der Natur für sich nicht könnten. Es kann die Schwerkraft des fallenden Steinchens aufheben, paralisieren; ja ihr eine stärkere Kraft entgegenstellen und das Gegenteil von dem herbeiführen, was die Kräfte der Natur ihren Gesetzen allein gehorchend, bewirken würden. Ebenso kann z. B. auch Gott den natürlichen Fortschritt der Auflösung des der Herrschaft der Seele entzogenen Leibes zum Stillstand bringen, ja sogar den anorganischen Prozeß in sein Gegenteil, den organischen Prozeß umwandeln, indem auf seinen ewigen, unwandelbaren Willen hin - in dieser Weltordnung in einzelnen, bestimmten, etwa für die Entwicklung der Menschheit wichtigen Fällen, bei der allgemeinen Auferstehung aber ausnahmslos - die Seele wieder zum Lebensprinzip des Leibes wird und die Funktionen desselben auszuüben beginnt. Das ist aber keine Aufhebung der Naturgesetze, das ist eine Unterstellung der Naturkräfte unter die Leitung einer höheren Macht, ist ein Fall, der über die Ordnungen der bloßen Natur, nicht aber über die ewigen Ordnungen der Vorsehung, „die göttlichen Ordnungen“ hinausgeht; das ist nicht ein Herumkorrigieren Gottes, das die Ewigkeit seines Willens gefährdet, sondern ein ewig gewollter wichtiger Faktor

in der Abwicklung der „göttlichen Ordnungen“, die eben nicht bloß die Ordnungen des Stoffes, sondern in erster Linie auch die Ordnungen des Geistes mit umfassen, dessen von Ewigkeit gewollte Entwicklung und Heranreifung zur gottgewollten Vollkommenheit ohne die Macht der unmittelbaren Offenbarung Gottes und seines Zeugnisses undenkbar ist, solange der Mensch ist, wie er faktisch ist und nicht wie ihn eine für die Studierstube passende, aber mit der rauhen Wirklichkeit unvereinbare Vergötterung der Menschennatur darstellt. Das hat Furrer vergessen und darum verwechselt er in einem fort die Ordnungen der Natur und „die göttlichen Ordnungen“ überhaupt. Erst stellt er sich auf die Warte der Ewigkeit und negiert darum jede Aenderung an den göttlichen Ordnungen; dann verläßt er diesen überweltlichen Standpunkt, tritt mitten hinein in den beschränkten Gesichtskreis des bloßen Menschen und negiert mit derselben Dreistigkeit auch alles, was über seinen nunmehrigen Horizont, welcher der des bloßen mühsam forschenden Menschen ist, hinausgeht; überieht, daß die Gesetze für Mensch und Natur nicht auch Gesetz sein müssen für Gott; daß, was der Nar in des Himmels Höhen mit weitschauendem Auge schon lange hat sich vorbereiten sehen, den Sperling auf der Tenne völlig überraschen kann.

Die Wege Gottes sind wandellos für Gott, aber gar oft verblüffende Rätsel für den Menschen, für ihn nur erklärlich durch Annahme eines über allem Naturwalten liegenden schöpferischen Aktes, dessen Eingliederung in die göttlichen Ordnungen ihm absolut verborgen war. Diese Auffassung ist a priori, wie das von Furrer selbst anerkannte Zeugnis des ganzen Menschengeschlechtes von der Möglichkeit des Wunders beweist (S. 121/2), mindestens ebenso berechtigt und widerspruchsslos wie die Furrers und wir Menschen müssen es schon Gott selbst überlassen, ob er in seine göttlichen Ordnungen für bestimmte Stadien der Entwicklung das unmittelbare Zeugnis seiner untrüglichen Wahrheit mit aufnehmen will oder nicht. Es darf daher Furrer dem „Theologen“ oder besser: dem Christen, dem Menschen überhaupt, nicht verwehren, wenn er zwischen zwei a priori möglichen göttlichen Ordnungen diejenige als die wirkliche anerkennt, welche allein vereinbar ist mit Ereignissen der Weltgeschichte, und sogar der Gegenwart, die einwandfreie, urteilsfähige Zeugen mit ebenso großer Bestimmtheit über jeden Zweifel erheben, wie irgendwelche andere allgemein anerkannte Geschehnisse. Möge es mir Furrer nicht übel nehmen, wenn ich ihm in Anerkennung seines Ringens nach Wahrheit ernstlich rate, über diese grundlegenden Fragen einmal einen namhaften Theologen nicht etwa bloß zu lesen, sondern zu studieren: Solche Fragen sind ja wohl ein Studium wert, namentlich wenn man das Bedürfnis fühlt, auf Grund des eigenen Urteils andere darüber zu belehren. Damit er nicht lange zu suchen braucht, so schlage ich ihm gleich herzhast einen Jesuiten schlimmster Sorte vor: Möge er vielleicht zur Hand nehmen: Christ. Pösch: Praelectiones

dogmaticae tom. I. Herder, Freiburg i. B. pag. 89 ff., speziell pag. 99—103 über die Zugehörigkeit der göttlichen Offenbarung zu den ewigen Ordnungen; ferner über die richtige Definition des „theologischen Wunders“ Seite 106 ff. n. 183—186 und dazu die Proposition XV. Damit der Leser gleich von Anfang an die Ueberzeugung gewinne, daß ich mich bei meiner Unterscheidung von Naturordnung und seinen (i. e. Furrers) „göttlichen Ordnungen“ nicht ohne Grund auf die Theologen berufe, so will ich hier mit einem Satze aus der zitierten Proposition dienen. Seite 108 schreibt Pesch folgendes: „Deus (enim), sicut ab aeterno voluit leges naturales, ita eodem aeterno et immutabili actu voluit suo tempore fieri exceptiones, quae non sunt mutatio Dei sed mutatio t rminorum, quos Deus semper immutabili actu voluit cum omniibus eorum mutationibus. Ergo miracula sunt quidem extra consuetum naturae cursum, non vero extra ordinem providentiae divinae ab aeterno omnia ordinantis.“ Pesch beruft sich beispielsweise dafür auf S. Thom. De pot. 9. 6, a. 2; Contra gent. 1. 3, c. 98.

Der Leser möge entschuldigen, daß ich mich bei diesen einfachen, für alle halbwegs in der Theologie Bewanderten längst bekannten Distinktionen solange aufgehalten habe! Wenn selbst Gelehrte, die wie Furrer ein ganzes Leben hindurch, und zwar wie es scheint, aufrichtig nach der Wahrheit ringen, in so gewöhnlichen Dingen so schmäählich in die Irre gehen, dann kann man von den übrigen Gebildeten, welche sich mit philosophischen Spekulationen abzugeben keine Zeit haben, unmöglich erwarten, daß sie sich über die Haltlosigkeit solcher Scheingründe, deren Unwahrheit sie im Innersten fühlen, auch im Einzelnen Rechenschaft geben können. Zudem ist die Unmöglichkeit des Wunders die ausschlaggebende Prämisse der Untersuchungen Furrers und des noch zu besprechenden Lebens Jesu; die andere Voraussetzung, die Konstanz der menschlichen Natur, die Furrer zur Konstruktion seines geschichtlichen Christusbildes verwendet, konnte nur auf Grund jenes Fundamentalirrtums zur Zeichnung eines solchen Zerrbildes eines geschichtlichen Christus führen, wie es Furrer — eigentlich zugleich mit Leugnung der Konstanz der menschlichen Natur, wie wir sehen werden — gezeichnet hat.

II. Furrers Christus.

Wir gehen nun von der Darstellung der Voraussetzungen zur positiven Leistung Furrers über. Als Evangelist hat sich Furrer die rühmenswerte Aufgabe gestellt, die Frage zu beantworten: „Wie ist aus der Wirkung Jesu auf die Menschheit sein innerstes Wesen zu erklären?“ (V). Er ist aber diesem Versprechen nicht im entferntesten nachgekommen. Wenn es wahr ist: „Die Wirkung ist nicht größer als die Ursache“, — dann ist der Christus, den Furrer uns als geschichtlich beglaubigt hinstellt, am Christentume unschuldig, denn er ist zu pygmäenhaft, zu klein, um sich mit der Bewegung messen

zu können, die sich an seinen Namen knüpft. Der historische Christus des Evangelisten Furrer, in Vergleich gezogen zu dem Christentum, wie es sich heute darstellt, ist einem Knaben gleich, der, als er den Schneeball formte, keine Ahnung hatte, daß dieser, seiner Hand entgleitend, zu einer Riesenlawine werden sollte, die mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Weg nimmt. Nicht Christus, sondern der Unverstand seiner „Apostel“ hat der Welt das Christentum gegeben.

Wir erlauben uns dies durch eine bei aller Kürze möglichst getreue Wiedergabe der Ideen und Geschichtsdarstellung Furrers zu erhärten, wobei wir uns allerdings nicht an die Abfolge der Darstellung halten zu müssen glaubten.

Wie schon erwähnt, ist sich Furrer darüber klar geworden, daß es ein Wunder unmöglich geben kann. Das ist der Grundgedanke, mit dem er alle Geschichtserzählung der von ihm allein als Quellen anerkannten Synoptiker und die spärlichen Notizen des einwandfreiesten Zeugen (Paulus) zu einem einheitlichen Ganzen verbindet. Zur richtigen Bewertung der in diesen Geschichtsquellen überlieferten, aber durch mancherlei spätere Zutaten verdunkelten Geschehnisse hält sich Furrer stets vor Augen, daß „menschliches Wesen durch alle Jahrhunderte im Innersten sich gleichbleibt“ (IV). Wenn er daher in den Evangelien auf einmal etwas ganz fremdartiges entdeckt, womit er seine Ueberzeugung nicht in Einklang bringen kann, dann weiß er im vornherein, daß, weil „das geistige Leben doch immer gleich bleiben muß“, das Fremdartige nur „in der Gestalt“ liegen kann und er versteht es meisterhaft, „fremde Geisteserzeugnisse“ von der „Seltsamkeit ihrer Formen“ loszuschälen und das Groteske der orientalischen Sprache und Darstellung nach den „innersten Intentionen“ der Urheber zu deuten. Furrer hat es gelernt, auch „festgeballte Wolkenmassen“ von wirklichen Gebirgen zu unterscheiden (cf. S. 142). Aber die Theologen haben sich täuschen lassen, für Wirklichkeit gehalten, was eitel Dunst ist, „haben die alten Formen des geistigen Lebens mit diesem selbst verwechselt“ und darum der Menschheit „Steine statt Brot gegeben“. Sie haben eben nicht bedacht, daß der Orientale ein ganz anderer Mensch ist wie wir: Ihm fließt Gedankliches und Sinnliches immer ineinander. „Ich sehe den Himmel offen“, jagt der Morgenländer, „wenn er die heiligsten Gefühle empfindet“ (S. 69). Was er lebhaft fühlt, projiziert er unbewußt in die Außenwelt und weil die Juden fühlten (woher und warum, dürfen wir Furrer nicht fragen), u. zw. ganz dem Willen Jesu gemäß ahnten: „der, welcher dieses Evangelium (der reinen Vaterliebe Gottes) uns verkündet, ist von Gott gesandt“ (S. 129) und weil sie alle glaubten, ein Gottgesandter müsse Wunder wirken, so sahen sie auch an ihm, was sie von ihm erwarteten. Darum finden eine ganze Reihe der großartigsten „Wunder“ ihre ganz natürliche Erklärung in sehr banalen Vorgängen des wirklichen Lebens Christi. Selbstverständlich hat es ferner damals hysterische Heilungen gegeben: bei diesen ist es nicht einmal notwendig, sich auf

die Virtuosität des Morgenländers in der Verwechslung von Erwartung und Wirklichkeit zu berufen; solche Ereignisse geschehen wirklich so wie sie erzählt werden, — sie sind ja im Gebiete der Medizin ganz gewöhnliche Erscheinungen! Die fieberhafte Erwartung des Messias — man bittet um gebührenden Ernst bei der Lektüre!

„hatten die Nerven von Tausenden zerrüttet und eine Menge von Krankheitserscheinungen hervorgerufen, die auf geheimnisvoller, tiefer Störung des Nervensystems beruhten“. Bei der Gewißheit, (— woher sie die wohl nahmen? —) daß von Jesus heilende Kräfte ausgingen, gerieten solche, deren Krankheit jeder ärztlichen Behandlung gespottet, in „eine starke seelische Erschütterung“ und sie waren gesund. (S. 129 f.) Zum Verständniß solcher Fakta ist also die orientalische Anlage, aus Wolken solide Gebirge zu machen, gar nicht erforderlich, aber sehr nötig bei Berichten, die so, wie sie erzählt werden, unbedingt in den Bereich des theologischen Wunders gehören würden. Man denke z. B. an die Stillung des Seesturmes, Brotvermehrung, Seewandeln, Totenerweckungen (Tochter des Jairus und Jüngling von Naim, — die Erweckung des Lazarus ist ja überhaupt nicht Geschichte!) Bei solchen Berichten muß man sich immer vor Augen halten, daß der Orientale bei dem, von dem er ein Wunder will, es auch findet, u. zw. in den unschuldigsten Handlungen desselben. Jesus war während eines fürchterlichen Sturmes auf der See. Während aber die sturmerprobten Fischer sich verloren gaben, blieb er in seinem unerschütterlichen Bewußtsein, daß er in Gottes Vaterhand sicher sei, selbst in dem Augenblicke ruhig, da sie die See zu verschlingen drohte. Er behielt recht. So schnell wie er gekommen, legte sich der Sturm. Das Kindesbewußtsein Jesu trug einen imponierenden Sieg davon! Die Fischer — die doch mit den Launen des Sees mehr vertraut waren als irgend jemand — fanden auf einmal, daß es eigentlich Jesus gewesen, dem die See gehorcht hatte! Wie viel rührender, meint Furrer, ist doch für den Matrosen, wenn der Sturm ihn zu verschlingen droht, diese Auffassung — natürlich wegen des *juvat socios habere malorum* — als der Glaube an Christi Wundermacht! De gustibus kann man bekanntlich keinen wissenschaftlichen Streit aufangen.

Jesus sah das Volk hungern; da opferte er sein letztes Stücklein Brot; die Leute, von solchem Opferwillen (mana!) hingerissen, erinnerten sich plötzlich, daß sie auch in ihrer Tasche noch ein Krümchen haben und gaben das ihre mit Freuden hin. „Die anderen zeigten sich im Annehmen bescheiden, so daß alle satt wurden.“ Daraus machte später die orientalische Phantasie das Wunder der Brotvermehrung. Furrer findet seine Erklärung ungeheuer rührend! Christus leidet „selber Hunger, damit die anderen nicht hungern müssen“. Wer mit 5 Broten Tausenden den Hunger vertreiben will, der gehört dorthin, wohin man heute den steckt, der — ἐξέρχῃ (Marc 3. 21)! — Der Heiland sieht die Jünger im Meere kämpfen; da unternimmt er mitten in

der Nacht trotz Ermüdung eine mehrstündige Fußwanderung um den See, und wie die Jünger endlich landen, sehen sie „im Halblight der Dämmerung“ ihn am Ufer, „meinten es sei ein Geist, und sie schrienen entsetzt“ — die dummen Kerle! Ist das nicht rührend? Von 10 bis 3 Uhr nachts wandert er, — damit er am Ufer, wenn die Jünger in Sicherheit sind, jagen kann: Da bin ich! Wie, wenn der Sturm die Jünger nicht landen ließ, trotzdem der „Historische“ am Ufer stand — als blamierter, ohnmächtiger Wicht?!

Der Orientale läßt die Seele des Verstorbenen drei Tage lang um den Leichnam schweben. Ergo — offenbar, weil sie gar nicht weit hat! — ist für ihn eine Totenerweckung nichts so Undenkbares. Wie nun „schon die alten Propheten ein ungewöhnlich feines Vermögen hatten zu empfinden, was nach Gottes Willen möglich ist, . . . so war in noch weit höherem Maße Jesu diese Gabe eigen“ (S. 137). Darum hatte er es sofort weg, daß der Jüngling von Naim und die Tochter des Jairus nicht ins Grab hineingehören: das im gefährlichen Alter stehende Mägdlein — beim Jüngling muß man sich halt das gefährliche Alter wegdenken — hatte den Starrkrampf; die himmlische Musik des Wortes Jesu löste denselben und die Totenerweckung war fix und fertig.

Ganz anderer Art sind die Wunder bei Johannes. Die Synoptiker (Mt-Mc-Lc) sind Geschichtsschreiber, berichten wirkliche Vorgänge, natürlich mit orientalischer Phantasie. Aber Johannes will gar nicht Geschichte erzählen, er ist nicht Geschichtsschreiber, sondern Philosoph — selbst in der Leidensgeschichte. Zwar ist er verwünscht real in der Angabe von Details; aber diese erhöhen nur den Reiz der Darstellung für einen Leser, welcher begriffen hat, daß der, welcher sein Evangelium mit einem Hinweis auf die Vernunft Gottes (λόγος! sic!) beginnt, nur als Philosoph verstanden werden will. Daß gerade Johannes (respektive Jesus nach Johannes) das allergrößte Gewicht auf die Realität und Beweiskraft der Wunder legt und somit kein Philosoph, sondern ein abgefeimter Lügner wäre, wenn er nur allegorisch verstanden werden wollte, das weiß Jurrer doch wohl? Aber es hindert ihn nicht, diesen tausendmal aufgewärmten Kohl wieder auf den Tisch zu bringen!

Zwei Beispiele: Jesus hätte seine Mutter niemals Weib genannt. Darum will uns Johannes durch Aufnahme dieses kleinen Wörtchens in die Erzählung des Wunders zu Kana über das Sinnliche erheben und zeigen, die ganze Geschichte der Verwandlung des Wassers in Wein bedeute, daß Jesus seinen Jüngern (dem „Weib“), denen der Wein des Gesetzes ausging, den neuen Wein des Evangeliums gespendet hat — ein sehr trivialer Gedanke, der weder die Hülle wert ist, in die ihn „Johannes“ gekleidet hat, noch dem „Denker“ zur Ehre gereicht. — Der Idealgestalt des Jüngers, „den Jesus liebte“ — einen einwandfreien Jünger gab es nicht — empfiehlt Jesus wiederum das „Weib“, d. h. offenbar nicht seine

Mutter, aber doch auch nicht wie zu Kana die gutwilligen Jünger, sondern die Synagoge. Der „Philosoph“ fand es eben gar nicht schön, daß die Jünger Christi ihre Mutter, die Synagoge, so wenig delikate behandelten! Das soll Johannes sagen, der antijüdischste Schriftsteller im Neuen Testamente, er, der sich die Verurteilung des Judentums zum Programm gemacht hat? Eine solche Behauptung ist für einen Kenner der Schrift geradezu eine Schande! — Doch kehren wir zum Gegenstande zurück! Johannes ist überhaupt nicht Erzähler, sondern Denker; von den Erzählungen der Synoptiker aber, welche wirkliche Geschichtschreiber sein wollten, muß man manchmal, abgesehen von ihrer orientalischen Art, Wolken und Berge zu verwechseln, einfach einen gewissen „allegorischen Duft“, der sich über ihre Berichte gelagert hat, weglassen, dann tritt der unleugbare „historische Grund“ offen zutage. Der Orientale hat gerne wirklichen Ereignissen eine allegorische Bedeutung gegeben. Diese Beobachtung ist richtig und als „Standpunkt der Unmittelbarkeit“ allgemein bekannt; aber daraus beweisen wollen, daß er auch umgekehrt, um seine Ideen zum Ausdruck zu bringen, mittelst bestechender Detailangaben die wirklichen Ereignisse in völlig neue umwandelt, heißt die Dinge auf den Kopf stellen. Um jedoch nicht zugeben zu müssen, daß auch das älteste Evangelium (Markus) Wunder im theologischen Sinne berichtet, ist alles erlaubt, nur muß man es verstehen, dem Kinde den rechten Namen zu geben. Obwohl nämlich auch Markus den Glauben der Jünger und Leser auf seinen Wunderberichten aufbauen will und somit, wenn er die Wunder als solche selbst fabriziert, unverantwortlich lügt und betrügt, so nennt man das doch lieber in feinerer Weise bloß „allegorischen Duft“. Dazu gehören die 12 Körbe mit Brotesten und natürlich auch die ersten Wunden des Aussätzigen und der Speichel auf dem Auge des Blinden und der Zunge des Taubstummen und die 2000 Gergesenerschweine 2c. 2c. Indem es nun Jurrer meisterhaft versteht, diesen allegorischen Duft aus dem Berichte der Synoptiker zu entfernen, tritt ihm in unverhüllter Wirklichkeit der geschichtliche Christus entgegen: und der ist allerdings ein Schoßkind der Natur, aber doch ganz unser, ein Mensch wie wir. Der geschichtliche Christus war Mensch, und doch wirklicher Messias, fühlte sich als Mensch, u. zw. mit Stolz und Jubel, und doch als Messias, u. zw. mit unwandelbarer Ueberzeugung, für die er in den Tod ging. Er brachte sein Messiasbewußtsein schon als festgegründete Ueberzeugung mit, als er zur Taufe zum Jordan ging, ja, er unterzog sich der Taufe gerade zum Ausdruck des Antrittes seines Messiasberufes. Hier bedeutet Jurrer einen gewissen Fortschritt der Kritik, den wir anerkennen. Sonst pflegt die Kritik das Heranreifen des Messiasbewußtseins in Jesus erst in das öffentliche Leben des Herrn zu verlegen. Jurrer ist auch auf Grund der Synoptiker zur Ueberzeugung gelangt, daß Jesus sofort bei der Taufe sich als wirklicher Messias wußte.

Wozu wären denn auch die 30 Jahre des stillen Lebens in Nazareth? Nazareth ist die Geburtsstätte Christi als solche. „Von den Windeln auf“ durch Eltern und Lehrer — wie jeder Jude — im Geseze unterrichtet, macht er zum eigensten Besitze seines Geistes, was ihm in den „Ahnungen“ der Propheten kongenial war. Während ein Paulus sich durch die Strenge der prophetischen Drohungen wie später der junge Luther in eine gewaltige Seelenangst hineingearbeitet hatte, so sprachen zu Jesu innigem Gemüte am stärksten jene Stellen des Alten Testaments, welche von der Vatergüte und Vaterliebe Gottes handeln und eines schönen Tages, jedenfalls vor dem 13. Lebensjahre, ging dem Knaben zum erstenmale eine höhere Gotteserkenntnis auf, als sie jemals, einer vor ihm gefühlt hatte: er wußte, daß Gott unser „Vater“ sei und daß er im eminentesten Sinne sein Vater sei; er wußte, daß Gott die Liebe und nur Liebe sei, und er wußte auch, daß in seinem eigenen Herzen Liebe sei und nur Liebe, und dieses Doppelbewußtsein ist es, woraus sich sein Sohnes- und Messiasbewußtsein entwickeln und befestigen mußte. Die Gottes-, die Kindesliebe brannte hell in seinem Herzen; er hat das „schrankenlose Erbarmen“, das Erbarmen ohne Ende, in schrankenlosester Weise in sich nacherlebt; darum „atmet er in Liebe“ und „in Liebe gehen ihm alle großen, guten Gefühle zusammen“, sie wird ihm der Quell einer „unaussprechlichen Freude“. Diese Liebesflamme aber weiß Jesus als „Wesen von Gottes Wesen, als höchste Offenbarung“ Gottes; „die Liebe trägt ihn zu Gott empor, daß er sich für ewig bei ihm daheim weiß“ (S. 54). Kurz er „fühlt sich als Gottes Sohn“ und „aus tiefster Nötigung des Geistes konnte er nicht anders als Gott ‚Vater‘ zu nennen und sich selbst seinen Sohn“ (S. 53).

Mit Verlaub: Haben wir hier nicht den Schwärmer vor uns, so wie er leibt und lebt? Kannte Christus Gott als Liebe und nur als Liebe, als einen traurigen Schöpfer, der sich von seinen Kreaturen alles gefallen lassen muß: wo hatte er denn die objektiv-einwandfreien Beweise dafür? Etwa in den Wehen der Tiere, in dem Stöhnen der Natur, in der Erniedrigung der Guten und speziell seines Volkes und in dem Blutdurst der Gewalthaber seiner Zeit? Und sah er in Gott nur Liebe, weil er es so wollte und fühlte er sich da Gott gleichgestimmt, woher nahm er da die kühne Ueberzeugung, der 12jährige Junge: Ich bin allein auf weiter Flur? Das fühlt sonst niemand außer mir und kann es niemand fühlen? Ist das nicht die Eigenheit jener Glückselig-Unglücklichen, die man heute in gewissen Anstalten unterbringt? Doch hören wir Furrer weiter! „Mit seinem Sohnesbewußtsein steht Jesus ganz einzig da in seiner Welt; denn auch die frommsten Menschen seiner Umgebung sind Gott gegenüber nur vom Knechtsebewußtsein durchdrungen. Darum muß sich auch in ihm mit innerer Notwendigkeit ein Hochgefühl entwickeln, kraft dessen er sich in der Folge zu einer einzig großen Aufgabe berufen weiß“: „Aus seinem Sohnesbewußtsein hat sich das Messiasbewußt-

sein herausgestaltet“. „Befeligt durch die Erfahrung der ewigen Liebe Gottes“ will er „sein Volk zu seiner Höhe erheben, es zu Kindern Gottes machen und damit an die Spitze der Menschheit stellen“. So hat er sich nicht wie ein Johannes Baptista zu seinem Amte in sprungweiser Entwicklung mit mancherlei Verirrung, sondern „mit wandelloser Sicherheit und Selbständigkeit aus sich selbst entwickelt“ zum Messias, ohne „von außen her entscheidende Einwirkungen zu empfangen“ (S. 68), und als er als ein ganz Vereister sich der Johannes=taufe unterzog, da trübte den klaren Spiegel seiner fleckenlosen Seele nicht die leiseste Erinnerung an die geringste Schuld vor Gott und so trat er durch die Taufe „in die Gemeinschaft der Gottliebenden“. Es sei hier eine Bemerkung gestattet. Der Jesus, der mit 30 Jahren als ein fleckenloser, von keiner, auch nur geringsten Schuld berührter, geborner Ideal-Überrausch an den Jordan kommt, — der war aus einem andern Holz geschnitten als wir Staubgebornen; der war immerhin nicht „unser“! Einen solchen kann sich ein Stubengelehrter malen, aber Gott hat sonst noch keinen solchen erwachsen lassen aus Fleisch und Blut. Eine „wandellose“ Entwicklung ist eine über- oder wie man will, un-menschliche Entwicklung und wer also von sich denkt, ist entweder Gott oder — ein Schwärmer. Will Furrer seiner Prämisse von der Konstanz der menschlichen Natur treu bleiben, dann muß er schon aufhören, seinen historischen Christus zu vergöttern, auch wenn dies eigentlich doch nur dazu dienen soll, ihm den Nimbus der Gottheit zu nehmen. Will er ihn zum Menschen machen, dann muß er ihn auch Mensch sein lassen. Sieht er aber, daß er so nicht zu seinem Ziele kommt, dann möge er gestehen, daß er nicht der richtige Evangelist ist.

Indem Jesus hinget, der Welt sich als Messias anzubieten, wenn sie ihn dafür nehmen will, überwindet er, in schauerlicher Steinöde vom Hunger gepeinigt — ja warum hat er auch wie ein echter Schwärmer seine Kräfte überschätzt! — den sündigen Gedanken: „Es wär halt doch nett, wenn diese Steine Brot wären“, mit dem Bewußtsein der Vorsehung, die eben nicht Brot, sondern Steine hier hat ‚wachsen‘ lassen. Auf der „Zinne“ des Tempels schlägt er den Gedanken aus, durch Konnivenz gegen die Wundersucht des Volkes seinem Evangelium der Liebe Eingang zu verschaffen, — hier vereint also der Schwärmer doch soviel nüchternes Urteil, daß er sich auch dabei blamieren könnte! — am Abhang des Ölbergs widersteht er der Versuchung, ein Nationalheros zu werden; — auch hierin war er schlauer als manch anderer seines Volkes. — Kein trat er sein ‚Amt‘ an, rein war er von Kindheit auf, seinen lauterer Absichten ist er auch treu geblieben, wenn ähnliche Versuchungen im Verlaufe seiner 1- bis 33jährigen Wirksamkeit an ihn herantraten. So verkündet er denn der Welt „das ewige Evangelium“ von Gott dem „Vater“, erzählt es den geknechteten Menschen: „Das Wesen Gottes ist die Liebe“, nicht Liebe auf Vorschuß, d. h. bloß in der Ewigkeit, nein,

Liebe hier auf Erden. Durch dieses Evangelium der Liebe hat Christus „zum erstenmal die Welt mit Heimatlust erfüllt“ (S. 90). „Wer“ feines „Glaubens gewiß ist, der sehnt sich nicht nach dem Jenseits“ — ich glaub es Ihnen gern, Herr Furrer! — „ist auf der Welt kein Pilger“, er ist ja hier daheim; für ihn ist alle Angst der Welt verschwunden — wenn er das nötige Geld und Gesundheit hat — er, „wandert kindesfroh auch unter Sturm und Wetter seinen Weg“ (S. 91). — Guter Apostel Paulus! Wie bald hast du den Döngeruch der Erdenheimat eingebüßt! Zwar bist du uns ‚der einzig zuverlässige Zeuge des historischen Christus‘, wie das glühende Abendrot für die heimgegangene Sonne, aber als du das *cupio dissolvi* schriebst, da war dir die Sonne des Evangeliums der Liebe — der Lüge ‚hätt ich bald geschrieben — völlig untergegangen! Ja überhaupt deine ganze Weltbetrachtung ist das direkte Gegenteil der Lehre deines Meisters! Die Korintherbriefe, der Philipperbrief, — von anderen ‚verdächtigen‘ zu schweigen, der Römerbrief, jenes „sehnsuchtsvolle Harren der Natur“ (Rom. 8, 18 ff.) zeugen wider dich: Du hattest nicht Furrers Christus zum Lehrer! —

Manche Leute sehen überall nur Elend und Schlechtigkeit; „Jesus spürt auf seinen Wanderungen durch die Gaue seiner Heimat überall den Odem göttlicher Weisheit und Freundlichkeit und in den so unvollkommenen Menschen entdeckt er viele Züge, die an das göttliche Ebenbild erinnern“. Darum mag er niemanden zurückstoßen, „denn er denkt groß und gut von der Menschenseele“, verzweifelt auch am größten Sünder nicht. „Gott heißt ja jeden willkommen, der heimkehren will zu ihm“ — wenn aber einer eben nicht „heimkehren“ will? Jede Seele kann den Kindschafsbund mit Gott schließen, wenn die Liebe in die Seele einzieht, die notwendig Gottes- und Nächstenliebe zugleich sein muß. Und wer dann „in dieses Reich der Liebe, Versöhnung und des Friedens eingetreten ist“, der fühlt sich unendlich reich, der hat in sich die Empfindung eines Jubels, einer Freude, wie er bisher noch nicht erlebt hat: er hat das „ewige Leben“ hier auf Erden — wahrscheinlich auch als Galeerensträfling und in Sibirien und beim „Knirschen des ganzen inneren Menschen“, z. B. auch die Buren, als die Engländer sie knechteten oder etwa auch die unschuldigen Opfer in der Folterkammer; — für ihn hat das irdische Leben, „das in der alten Welt des Ostens vielfach seinen Wert eingebüßt hatte“, einen so großen Wert, daß er für diese Freude alles hingibt, wenn es sein muß; um dieses höchste Gut zu gewinnen oder zu behaupten, ist er „treu bis in den Tod“. — Nichts kann dem Jünger Jesu diesen Lebensjubel nehmen. Sogar aller Erdenschmerz muß dazu dienen, daß die Seele den Jubel, bei Gott daheim zu sein, erst recht empfindet. Nana, so einen potenzierten Lebensjubel könnte sich ja z. B. auch Herr Furrer ganz leicht verschaffen etwa durch eine kleine Missionsreise nach China; vielleicht sind die Boxer so gut, daß sie ihn so ein bißchen Heimatlust durch Hautabziehen zc. zc.

atmen lassen! Im Besitze einer fetten Pfründe hat man gut reden von der Seligkeit des Erdenjammers! Ob Furrer auch in etwas fataleren Situationen finden würde, daß sich ja doch „selige Freude und inniger Trost“ gerade auch „aus dem tiefsten Erdenelend emporringt“? (S. 96) — Nach der Ueberzeugung des Furrerischen Christus ist dem Menschen, der das Evangelium der Liebe kennt, auch im größten Schmerze zumute, als säße er an der Tafel eines königlichen Hochzeitmahles, mit welchem Bilde Jesus selbst die Freuden seines „Reiches“ schildert (cf. S. 111). So predigt Jesus Liebe, Liebe und wieder Liebe und damit ewige Freude. Allerdings führt er auch gar ernste Drohworte im Munde, — aber nur aus Liebe. Und auch jene Drohungen selbst wollen nicht, und wären sie noch so fruchtbar, von der ewigen Strafe der Hölle verstanden sein, o nein; in seinem Sinne ist schon „alle Gottentfremdung größtes Elend“ und dieses größte Elend nennt er Hölle. Auch nur eine kurze Zeit der Gottentfremdung ist ihm so furchtbar, daß er zur Schilderung dieses Zustandes „alle Ausdrücke in Anspruch nimmt, welche die Volksphantasie für die Qualen der Verdammnis geschaffen hat“ (99) und sie im Sinne dessen gebraucht, „dem alles Irdische nur ein Gleichnis ist für das Ueberirdische, alles Äußere Geschehen ein Sinnbild für innere Vorgänge“ (99). (Bernünftig war diese Art zu sprechen gerade nicht, wie wir noch sehen werden!) Eben dadurch, daß Jesus die Liebe zum Inhalt seines ewigen Evangeliums gemacht hat, ist sein Evangelium das Evangelium aller geworden oder kann es wenigstens sein. Die Entdeckung Buddhas: „Alles Dasein ist von Uebel“, kann bei Ueberfüllten Anklang finden, aber für den gesunden Arbeiter taugt der Weltschmerz nicht. Die Lehre der Philosophen war starken Männern angemessen, aber nicht für Schwache und für Frauen. „Der Liebe aber sind alle fähig vom Kinde bis zum Greise und es bedarf da auch keiner besonderen Weisheit.“ Liebe ist für den, „der sie als himmlische Kraft erlebt hat“, auch die sicherste Bürgschaft der Unsterblichkeit. Denn „so gewiß die Vaterliebe des allmächtigen Gottes während unsrer Erdentage uns zu einer jeden Zweifel überwältigenden Tatsache geworden ist, so gewiß kann des Menschen Leben nicht enden mit Tod und Vernichtung . . . mit ungestillten Tränen und verzehrender Sehnsucht, nein, hinter der Erdenmacht muß ein neuer, schöner Tag emporsteigen“ (101).

Man sollte meinen, daß Jesus mit seinem Evangelium der furchtlosen Liebe den angstgequälten Juden wie ein Erlöser als wahrer Messias erschienen wäre! Anfangs hatte es auch den Anschein, als würde er im Flug die Welt erobern. Allein Jesus hat eben durch sein Gebot der Gottes- und Nächstenliebe die höchsten Anforderungen an das Volk gestellt und das ließ bald die Flügel sinken. — Ich begreife das nicht recht. Die Lehre Jesu nach der Darstellung Furrers ist doch eigentlich riesig gemüth ich! Liebe, Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten! Das ist die Bedingung aller Seligkeit auf Erden. Gut,

so probiere ich es halt! Wird es mir zu bunt, nun so habe ich zwar nicht das „Himmelreich“ auf Erden, aber dafür das, was mir momentan angenehmer ist. Die Gottfremde mag „Christo“ (i. e. dem „Historischen“) schrecklich vorkommen, — der Lüstling, der Ungerechte zc. empfindet das nicht so peinlich, er hat ja dafür andere ‚Entschädigungen‘. Und wird er zu blasiert oder bekommt er wirklich moralische Anwandlungen, nun, so gib’t ja im Himmelreich ohnehin kein größeres Gaudium als so einen reuigen Sünder! Stirbt er früher, so gehen ihm nach dem Tode die Augen weit genug auf, so daß er jetzt für die Liebe zu haben ist; für eine Hölle aber oder dergleichen ist nicht vorgesehen! Doch wie dem auch sei, — das Volk hielt es mit Furrer und ließ gehorsam die Flügel sinken . . . — Nur einer hat Christum ganz, und doch auch wieder nicht ganz verstanden — denn Jesus „stand auf einsamer Höhe“ (167): — Simon, des Jonas Sohn. Der hat ihn als Messias — in innerster Erfahrung erlebt! „Einst geknechtet wie alle Juden . . . zitternd und bangend vor dem . . . allgerechten Gott . . ., fühlt er jetzt in sich den Freiheitsjubel einer gottversöhnten Seele, die ewige Wirklichkeit einer überirdischen Vaterliebe“. Er weiß: „Was mein Herr bietet, ist größer und herrlicher, als was Israel von seinem Messias erwartet“ (173 f.). Er ist in „seinen besten Stunden“ — dazu hat jedenfalls Akt 1, 6 nicht gehört! — hinausgekommen über die Erwartungen der Juden; „er hat die heilige Freiheit eines mit Gott verwandten Menschengemütes erkannt und in sich selbst erlebt“. Das will Petrus sagen mit den von den Katholiken greulich mißdeuteten, von der Kritik aber mit Unrecht geleugneten Worten: „Du bist Christus, der Sohn Gottes.“ — Ich habe gemeint, daß gerade „bei den Israeliten in allen Zeiten das Bewußtsein des unendlichen Abstandes zwischen Mensch und Gott lebendig blieb“ (S. 53)? Daß in ihren Augen ganz besonders „vor dem Ewigen . . . der Mensch nur Staub und Asche ist“? Dieser Petrus muß doch den Hebräer ganz abgestreift haben, wenn er einen bloßen Menschen, den er noch dazu als solchen nahm, mit der Bereitwilligkeit eines ägyptischen oder römischen Hoffschranzen als Sohn Gottes titulierte! Ich habe gemeint, daß gerade nach dem Urevangelium (Mc. 6, 52 coll. Mt. 14, 33) den Jüngern selbst die Brotvermehrung noch nicht genügte, um Jesum voll zu nehmen, daß erst die übermenschliche Psychologie des auf der See Wandelnden das Bewußtsein seiner Gottheit eingab? Daß, wenigstens soweit wir diesem Urevangelisten trauen dürfen, nicht nur an dieser von Furrer so wunderbar persiflierten Stelle, sondern der ganzen Darstellung nach der Glaube an Christi Gottheit den Jüngern ungeheuer schwer fiel? Doch Furrer sagt es, daß Petrus in jenem feierlichen Augenblick Christo mit dem Titel des Sohnes Gottes nichts weiter als das Kompliment machen wollte, er sei ein mit Gott höchst verwandtes Gemüt. Allerdings vermeidet es Furrer gerade an dieser Stelle, das Wort: ‚Sohn Gottes‘ zu gebrauchen; er läßt Petrus nur sagen: Du bist der Messias. Allein

nachdem Christus ‚Messias‘ nur wurde als ‚Sohn Gottes‘ und diesen Titel „behauptete bis zu seinem letzten Atemzug“ (53) und „aus tiefster Nötigung seines Geistes“ (ibid.), so muß wohl auch in dem „Messias“ des Petrus diese Benennung enthalten gewesen sein.

Das Bekenntnis des Petrus war die größte Freude im Leben Jesu. Ja, eine solche Gesinnung will er von seinen Jüngern! Das ist ihm der Fels, auf dem er seine Gemeinde bauen will, weil sie eben nur bestehen kann, „wenn die Herzenserfahrung, die Petrus Christo gegenüber gemacht, das Fundament ihres Glaubens bleibt“. Nur wer so denkt, hat ein sicheres Urteil darüber, „ob ein Mensch zum Gottesreiche gehört oder nicht“. Wen darum Petrus auf Grund gleicher Erlebnisse als Genossen des Gottesreiches erklärt, der gehört hinein, sonst niemand. Wenn aber Petrus der Schlag oder sonst ein Unglück trifft? — Solange die Gemeinde Christi auf dem gleichen Fundamente bleibt wie der Glaube Petri, solange wird jeder Angriff auf sie zerschellen. Gesetz in diesem Reiche wird nur sein, was Petrus als geltend auf Grund seiner Erlebnisse anerkennt. — Wenn er vor einer solchen Anerkennung den Juden in die Hände fällt, dann braucht's natürlich eine autoritative Norm nicht mehr.

Doch lassen wir Jurrers Christum selbst antworten! Er jagt: „Du, Petrus, hast kraft deiner Gesinnung und Herzenserfahrung das klare sittlich-religiöse Urteil. Was du als recht und gut, als für einen Christen durchaus verbindlich anerkenntst, das wird als verbindlich auch von dem allheiligen Gott anerkannt werden und, was du als Menschenfagung und damit als löslich bezeichnest, das wird auch von Gott als löslich, als Menschenfagung . . . bezeichnet werden“ (177 f.), — kurz, Petri Urteil steht über dem Synedrium!

Es ist eine merkwürdige Ironie im Leben Jesu, daß demselben Simon mit seinem richtigen Gefühl für das Sittlich-Religiöse gleich im nächsten Augenblicke das Malheur passierte, gerade in diesem Punkte ganz daneben zu hauen: Er wurde ein Opfer seiner Gutmütigkeit und eben dadurch ein gefährlicher Versucher Jesu, weil er nichts wissen wollte von Christi Leiden und Sterben, das doch damals schon seit lange Jesu als unvermeidlich vor Augen schwebte. Eine Zeitlang hat es wohl auch dem Sohne Gottes (— trotz seines ganz unglaublichen Gefühles für das, was der Vater will! —) geschienen, daß das Volk dem Adlerfluge seines Geistes folgen werde. Aber bald hat das „Beharrungsvermögen“, welches eben gerade „auf dem Gebiete der Religion seine stärkste Kraft besitzt“, das Volk wieder „um die alten Führer gesammelt“. Christus hat es sich selbst oft gesagt: „Du hast zu Großes gewollt, zu gut von den Menschen gedacht“ . . . (heißt das nicht, daß er wiederholt irre geworden ist an seinem Messiasberufe? . . .) „ihnen eine Heimat angeboten, für deren Wert sie kein Verständnis haben. Du hast ein zu reiches, zu herrliches Lebensgut ihnen schenken wollen. Und nun, weil du zu hoch und heilig sie geliebt, darum mußt du verbluten . . . muß dein Werk unter

den Schlägen der Feinde zusammenbrechen. Du bist der Täuschung deines Erbarmens erlegen" (S. 181). Doch solche Gedanken drängt er zurück! Während Mohammed „gegen besseres Wissen und Gewissen . . . geistesarmer religiöser und moralischer Mittelmäßigkeit arge Zugeständnisse gemacht hat“, fordert Christus standhaft „den kühnsten Glauben und die stärkste selbstlose Liebe“, begnügt sich lieber „mit einer kleinen Schar Getreuer“, „um der Menschheit ihr herrlichstes Kleinod zu erhalten“ (180 f.). So muß er zusehen, wie das Volk rückfällig wird, und geht mit sicherem Bewußtsein dem Tode auf dem nächsten Osterfeste entgegen, aber mit dem Troste: Nach drei Tagen werde ich wieder auferstehen, d. h. „gerade durch meinen Tod werde ich triumphieren“. So zog er denn mit heroischer Entschlossenheit nach Jerusalem zum Osterfeste und lernte die unermessliche Vaterliebe Gottes in schrecklichster Wirklichkeit kennen bis zu jener „Angst der Gottverlassenheit“, in der er ob der „unnennbaren Höhe der Schmerzen des Leibes und der Seele“ „die Gegenwart des Vaters nicht mehr spürt“ gleich einem Kinde, „das auf einmal im finsternen Walde den Vater aus den Augen verloren hat“ (259). „Welch ein Jammer: Von Gott verlassen! Er hat umsonst geglaubt, gehofft, geliebt, er hat umsonst sein Herzblut hingegeben!“ — Allerdings dauert diese schreckliche Erkenntnis nur einen Augenblick, und doch mußte ihm der deutlich genug fühlen lassen, daß seine Messias-theorie der irdischen Heimatlust eine Lüge ist! Drei Stunden nur ist Christus am Kreuze gehangen, und da schon hat er vergessen, was er nach Furrer so feierlich verkündet hat (Mt. 5, 4) in seiner Seligpreisung der Trauernden, daß „aller Erden Schmerz dazu mitwirken muß, daß die Seele den Jubel, daheim zu sein bei Gott, erst recht empfindet“, daß „selige Freude, inniger Trost . . . sich aus dem tiefsten Erdenleid emporringt“ (S. 96). Ja, wenn bei diesem Schoßkind der Natur schon die Theorie versagt, kann dann dieser unvergleichlich glücklicher als alle anderen an Leib und Geist bedachte „Sohn Gottes“ glauben, dieselbe Lehre werde als Palladium bei jenen sich bewähren, die an Gaben der Natur turmhoch unter ihm stehen und doch an Schmerz und Elend wenigstens der Dauer nach weit ärger belastet werden würden? Nur eine momentane Trübung des Verstandes kann den Jubel- und Siegesruf erklären, mit dem Furrer seinen Christus sterben läßt.

III. Kritik.

Wir haben die Voraussetzungen kennen gelernt, von welchen Furrer ausgeht, haben die Mittel angedeutet, mit denen er operiert, haben Furrer das Lebensbild des historischen Christus zeichnen lassen und nur ab und zu die Eindrücke geschildert, die das Detailstudium desselben in uns hervorgerufen. Es erübrigt uns nur noch, den Total-eindruck kurz anzugeben, den dieses Sezessionsprodukt auf uns macht. Fragen wir uns: Ist Furrers Christusbild, ganz abgesehen von einigen „kleinen“ Verzeichnungen, wenigstens im ganzen lebenswahr?

Ist es Furrer gelungen, ein logisch und psychologisch widerspruchsfreies Leben zu konstruieren? Wir antworten mit einem entschiedenen Nein! Furrer hat eine Karrikatur zuwege gebracht, aber keinen auch nur halbwegs normalen Menschen, geschweige denn einen Christus, am allerwenigsten einen historischen Christus.

Furrers Jesus von Nazareth hat durch eine glückliche Laune der Natur glückliche Erlebnisse gehabt: er lernte an sich selbst kennen den Jubel der Gottesliebe und erkannte sich darin als Gottessohn und Messias, d. h. als Begründer „einer neuen Lebensgemeinschaft der Menschen mit Gott, in der die Seele jubelnd das Vollgefühl der Freiheit empfindet“ (S. 54). Wenn aber die Begründung jenes absoluten Kindesbewußtseins und jenes schrankenlosen Sichhingebens in die Vaterhand Gottes mit Ausschluß aller Knechtesfurcht für Jesus der Inhalt der Messiasaufgabe war, dann ist der historische Christus das nicht geworden, was er sein wollte, selbst wenn wir davon absehen, daß es ihm nicht gelungen ist, „sein Volk an die Spitze der Menschheit“ zu stellen. Jene historische Persönlichkeit, die Furrer schildert, hat, wenn wir Furrers und seines Lieblings Messiasdefinition zu grunde legen, vollständig Bankrott gemacht und gar nicht zu reden von seiner Nation, sind selbst jene, welche mit Stolz und Liebe seinen Namen tragen, nicht das geworden und werden es nicht sein, als was er sie haben wollte: „ein Volk der Kinder Gottes“ (S. 55), wenigstens solange wir unter Kindern Gottes das verstehen, was Christus sich nach Furrer darunter gedacht hat. „Nicht bloß der Sanhedrin zu Jerusalem“ zur Zeit des Todesurteils, sondern auch die ganze Menschheit nach ihm hat „in den kommenden Jahrhunderten den großen Gedanken einer Kindesgemeinschaft mit Gott“ (im Sinne Furrers und seines Christus) „fast gar nicht“ (reute ganz und gar nicht) „festhalten können. Wer unbefangen die Geschichte prüft, muß bekennen, daß die christliche Religion (aller Bekenntnisse) wiederum eine Knechtesreligion geworden ist, und daß gerade das Höchste und Herrlichste, was Christus uns hat geben wollen, in der Geschichte vielfach (!) ganz in den Hintergrund getreten ist. Die Menschen haben sich wieder gebeugt vor dem Herrn Jesus Christus und haben sich seine Knechte genannt; aber sie haben sich nicht von Jesus, wie er doch gewollt, zum Vater führen lassen und nicht mit ihm immer wieder gebetet: Abba, lieber Vater! Sonst wäre niemals der Marienkultus möglich geworden“ (S. 249). Within hat Christum jene felsenfeste „Ueberzeugung“, „daß er nun seinen Triumphzug durch die Welt antreten werde“ gründlich getäuscht, und er hat sich in der feierlichsten Stunde vor der ganzen Welt lächerlich gemacht, wenn er diese seine Ueberzeugung nach Furrer in die Worte kleidete: „Von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels“ (Mt. 26. 64). Im Grunde genommen haben doch die Ratsherren recht gehabt, wenn sie diese Worte als die Aeußerung eines „gefährlichen Schwärmers“

ansahen und es ist eine Lüge, daß dieses Wort „im Munde dieses einen, wie die weltgeschichtliche Erfahrung bewiesen hat, eine volle, große, ewige Wahrheit ist“ (S. 248). Denn es ist ein vollendeter Widerspruch gegen das oben zitierte Geständnis, wenn Furrer fragt: „Hatte der, um dessen Panier sich heute die mächtigsten Völker der Erde scharen, nicht ein Recht, damals also zu reden?“ Abgesehen davon, daß die Zeit nach 2000 Jahren Christo, wenn er wirklich „ganz unser“ war, ebenso ein versiegeltes Buch sein mußte, wie uns das Jahr 4000, ist es ja gar nicht das Panier, das Christus entfaltet hat, i. e. das Banner der selig jauchzenden Vaterliebe und Richterleugnung, um das sich Russen und Engländer und Amerikaner und Deutsche und Romanen und Slaven u. s. w. u. s. w. scharen, nein, man hat dieses Banner herabgerissen und dafür, um im Sinne Furrers zu sprechen, die schmachvolle Fahne des Knechtsinnes und der Beugung vor dem „Herrn“ aufgesteckt und es nur Christo wider seinem Willen in die Hand gezwängt, — wie ja Furrer selbst gleichsam in einem Atem klar ausspricht: „Und wir setzen hinzu: Auch wir, in der Gegenwart, werden dieses Kindesbewußtsein der letzten entscheidenden Weltmacht gegenüber verlieren, wenn wir uns nicht mit aller Wärme und inniger Dankbarkeit an Jesus Christus anschließen. Wenn sein Geist nicht mehr in uns kräftig ist, dann verlieren wir Mut und Schwung zum erhabensten Kindesglauben, dann sinken wir in tiefere Knechtschaft als je zuvor, und wir nennen, mühsam unser Bangen und Zittern unter dem Gewand der neuen Zeit verbergend, den Allmächtigen Verhängnis, Schicksal, Naturordnung, Himmel“ (S. 249). Furrer möge sich doch nicht täuschen! Die Christenheit aller Bekenntnisse, soweit sie sich „in das Bild des leidenden und sterbenden Menschensohnes“ versenkt, bekennt Jesum als „Herrn“; soweit sie den „Herrn“ ablehnt, ist sie „der letzten entscheidenden Weltmacht“ wehrlos und hoffnungslos ausgeliefert und alle schönen Phrasen, mit denen Furrer Jesum auf die Höhe der Menschheit erhebt, werden nicht imstande sein, die letzte entscheidende Weltmacht abzuhalten, über Christum geradeso zur Tagesordnung überzugehen, als Furrer über Moses, Buddha und Mohammed. Mag Furrer seine Verliebtheit in seinen Messias es übersehen lassen; die Menschheit wird alle seine Vergötterung seines Messiasmenschen nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Messias gründlich Fiasko gemacht hat; daß er Schwärmer gewesen ist; daß dasjenige, was er gewollt, nicht geworden ist und nicht werden wird, und daß er gerade das nicht wollte, was wirklich geworden ist; daß die Verehrung, die Furrer seinem Christus entgegenbringt, rein unbegründet und, objektive gesprochen, hohl und innerlich unwahr ist.

Doch der Erfolg ist nicht in des Menschen Hand. Ist Christus wirklich bloßer Mensch gewesen, so könnte man ihm trotz des Mißerfolges doch wenigstens die Achtung nicht versagen, daß er ein Opfer seiner Ueberzeugung geworden und für eine hohe Idee mutig gestorben

ist, weil es halt die unermessliche Vaterliebe gerade so beliebt hat. Allein Furrers Christus hat sein tragisches Geschick vollauf verdient, er ist wenn auch nicht allein an seinem Untergang, so doch am Untergang seiner Heilsbotschaft, seines ewigen Evangeliums der Liebe, allein, ja einzig und allein Schuld. War somit die Idee, die ihm aufgegangen war, wirklich der Schlüssel zum Glück der Welt, dann hat er an der Menschheit das denkbar größte Verbrechen begangen. Denn gerade er war der Totengräber seines Evangeliums.

Was ist denn der Grund des Zusammenbruches des Werkes Christi? Nichts anderes, als daß er es nicht verstanden hat, sich verständlich zu machen, eine Idee, die nach Furrer dem Fassungsvermögen des kleinsten Kindes erreichbar ist, in eine dem Menschen oder doch wenigstens dem Orientalen durchsichtige Sprache zu kleiden. Dieser Christus hat eine ganz andere Sprache gesprochen, als seine Zeit- und Volksgenossen, denn er hat den Worten einen ganz anderen Sinn gegeben, als sie bisher besaßen und nicht um des Sinnes willen, den er den Worten gab, hat er sich töten lassen, sondern um des Sinnes willen, den die Ratsherren nach ganz logischem Kalkül in seinem Selbstbekenntnisse fanden. Jesus ist also an seinem eigenen Untergange selbst schuld, aber noch mehr am Untergange seiner Lehre. Denn wie Furrer es erkannt hat, daß der Orientale wunderföchtig ist und gerne Gewölke mit Bergen verwechselt, so müßte doch, wenn Furrer da nicht übertrieben hat, umso mehr Christus bei seinen Geistesgaben seine Landsleute ebenso gut kennen und alles tun, um einen so schweren Irrtum zu verhüten, der sein ganzes Werk in Frage stellen mußte. Mit Rücksicht auf die Jesu mehr als uns bekannte Thatsache, daß vom Messias, der er doch sein wollte, ganz übermenschliche Erwartungen gehegt wurden, daß in der heiligen Schrift des Alten Bundes über ihn vieles gesagt ist, was zum mindesten sehr dazu verleitet, im Messias Gott zu erblicken, war es gänzlich ungenügend, wenn bloß „er selber der Wundersucht schmerzerfüllt gegenüber stand“ (S. 128)! Er mußte es vielmehr, falls er nicht doch der zweiten Versuchung des „Teufels“ erliegen wollte, laut in die Welt hinausrufen, daß er nicht mehr ist und sein wolle, denn einer der übrigen Menschen. Besonders aber dann trat diese Notwendigkeit umso ungestümer an ihn heran, als die Zahl der hysterischen Krankenheilungen überhandnahm und das leidenschaftlich erregte Volk bereits nur allzudeutlich zeigte, wie es von ihm zu denken begann. Hier mußte sich Christus mit aller Energie ins Mittel legen, oder er war mit seiner beginnenden Vergötterung einverstanden, und dann war er nicht nur ein Betrüger der aller schlimmsten Sorte, sondern auch selbst die Ursache, warum die Menschen und zwar gerade die besten anfangen, sich ihm als dem Herrn zu unterwerfen.

Ein Mann, dem Furrer einen Einblick in die Verhältnisse der entferntesten Zukunft zutraut, der die Tochter des Jairus schon aus der Ferne als noch lebend erkannte, u. zw. mit solcher Sicherheit, daß

er es wagen kann, das „Mädchen, stehe auf!“ vor den Augen ihrer Eltern und dreier Jünger zu sprechen, ohne fürchten zu müssen, daß er sich getäuscht habe über ihren Zustand; ein Mann, der dasselbe wagt vor den Augen einer großen Menschenmenge vor den Mauern von Naim, sollte der nicht die ihn und sein Werk in der nächsten Zukunft so enge berührende ‚Tatsache‘ haben ahnen können, daß ihn seine Jünger nach seinem Tode als nicht der Vernichtung angehörend sich denken und ihre „tieffste Empfindung: Unser Herr (sic!) lebt in alle Ewigkeit“ (S. 260), im Zustande der Nervenüberreizung verdichten werden in die Vision des Auferstandenen? War es sich dieser Mann nicht schuldig, den Zeugen der hysterischen Heilungen und namentlich jener „Totenerweckungen“ die allerunzweideutigste Aufklärung zu geben und zu verhüten, daß sie der Gewalt des Augenscheines und der Wundersucht erliegen könnten? Hatte Christus nicht wenigstens einem Petrus gegenüber diesbezüglich die heiligste Pflicht vorzubauen, daß nicht dessen für die Zukunft maßgebendes, bisher so richtiges religiös-sittliches Urteil getrübt werde? Furrers Christus hat dies alles übersehen, ja seinen glänzenden Naturanlagen nach zu schließen, absichtlich übersehen, und so selbst sich den Piedestal gesetzt zur Vergöttlichung seiner Person. Er hat aber auch auf seinem eigenen Gewissen die spätere greuliche Entstellung seiner Lehre, hat es selbst zu verantworten, daß man aus dem „Vater“ den „unbarmherzigen Weltenrichter“ gemacht hat, daß der „Knechtsinn“ wieder die Oberhand gewonnen hat und die Kindeszuversicht, das Höchste, was er der Welt geben wollte, erstickt wurde!

Er hat es nie zu sagen gewagt, daß es ein ewiges Feuer, eine ewige Strafe nicht gebe, daß „Gottes Liebe keine Grenze habe an der kurzen Spanne Zeit, die wir auf Erden zu leben haben“ (221), daß „das letzte Wort nicht heißen werde Verdammnis, Vernichtung, nein, Friede, Versöhnung, Freude, ewiges Leben!“ (222). Furrer selbst gesteht, daß „wir allerdings dafür keine ausdrücklichen Weisungen des Herrn haben“ (221), ja, er selbst registriert als historisch die Drohungen Christi mit dem Feuer, das nicht erlischt, dem Bäum, der nicht stirbt, von den wenigen Auserwählten (219), von der Verfluchung derer, die ins ewige Feuer von ihm weichen müssen (S. 98) 2c. 2c. Nun fragen wir: Konnte so, wie „Christus“ es getan hat, ein Mann sprechen, dem es wirklich Ernst war mit der Absicht, ein Evangelium der lauterer Liebe zu verkünden und die Knechtesfurcht vor dem unbarmherzigen Richter zu vernichten? War das vernünftig, war das ehrlich, wenn Christus gerade jene schrecklichen Vorstellungen, die alle seine Zeitgenossen von der Hölle und ihren Schrecken hatten, u. zw. mit dem größten sittlichen Ernste und im Tone der größten Drohung den erschreckten Zuhörern vor die Seele rückte und dabei angeblich erwartet, daß sie mit all diesen Schreckbildern nur die ihnen gar nicht so geläufige Idee ausgedrückt finden würden, daß es dem Sünder auf Erden doch eigentlich nur recht öde sein könne im Herzen;

daß sie unter solchen Umständen sich zur fröhlichen Ueberzeugung durchringen würden: Es gibt keine Hölle? Durfte so die unmittelbare und bis dahin einzige Bedeutung der Worte in diesem Kardinalpunkt ein Mann ignorieren, ja umstoßen, der doch ebenso gut wie Furrer wußte, daß „in den Synagogen zur Zeit Christi unendlich oft von Verdammnis die Rede war“? (99). Hieß nicht ein solches Beginnen in einer Zeit, wo der Machedurst des geknechteten Volkes gegenüber den brutalen Gewalthabern weniger als je vor den Schranken dieses Lebens Halt machte, den Glauben an Hölle und Verdammnis erst recht steigern? Welcher Vernünftige konnte unter solchen Umständen derart die Sprache mißhandeln, wenn er wie Furrers Christus die Ueberzeugung hatte, daß nur „die Bösen als Böse von Gott ausgeschloffen sind“ und daß eben darum alle, alle ohne Ausnahme, nach dem Tode wenigstens, zum Kindesjubil gelangen werden, weil ja selbst der Ausgeschämteste noch „Züge an sich hat, die an das heilige Ebenbild Gottes erinnern“? Hat also dennoch Christus so gesprochen, dann hat er nicht verstanden werden wollen. Allerdings die Zeugnung der Hölle hätte ihm schließlich das Leben kosten können,

aber dann wäre er wenigstens ehrlich gestorben, nicht selbst der Zerstörer seines Evangeliums geworden; dann hätte trotz seines eigenen Unterganges wenigstens sein Evangelium den Siegeszug durch die Welt nehmen können. Wir finden denn auch gar niemand unter den Aposteln Christi, der sich zum Glauben Furrers durchgerungen hätte. Denn es ist eine unglaubliche Unehrllichkeit, wenn Furrer es versucht, Paulus für sich in Anspruch zu nehmen. Niemand hat ja — Christum selbst etwa ausgenommen — so oft betont, daß alles darauf ankomme, ut spiritus salvus sit in die domini nostri Jesu Christi (1. Cor. V. 5). Der einzige Römerbrief, von allen anderen zu schweigen, spricht eine Sprache, die selbst einem Furrer verständlich sein mußte. Die Worte: „Nach deiner Verstocktheit und deinem unbußfertigen Herzen häuſt du dir Zorn auf für den Tag des Zornes und der Enthüllung der Gerechtigkeit Gottes, der einem jeden nach seinen Werken heimzahlen wird, den . . . einen . . . ewiges Leben, den . . . andern . . . aber gewaltigen Zorn“ (Rom. 2, 4 ff.), diese Worte suchten doch die Strafe, die Hölle, nicht auf Erden, sondern am Gerichtstage? „Oder glaubst du, . . . daß du entriinnen wirst dem Gerichte Gottes?“ (ib. v. 3). „Wer immer ohne Gesetz gesündigt hat, wird auch ohne Gesetz zugrunde gehen“ (12). Hier muß ich gegen Furrer den Vorwurf erheben, daß er wissentlich die Wahrheit übersehen hat.

Damit glauben wir gezeigt zu haben, daß der Christus Furrers eine innerlich unmögliche Persönlichkeit ist. 47 Jahre hat Furrer nach eigener Versicherung dem Studium der heiligen Schrift sich geweiht und das Resultat seiner Studien ist eine traurige Karrikatur, das Bild eines Schwärmers, der seinen eigenen Untergang redlich verdient und sein ewiges Evangelium der Liebe vermöge einer nie dagewesenen Unehrllichkeit der Sprache für immer zu nichte gemacht

hat zum unerfeglichen Schaden des menschlichen Geschlechtes; ein Individuum, das nicht den geringsten Anspruch auf jene grenzenlose Hochachtung hat, mit der Furrer von ihm spricht.

Wie ist Furrer zu diesem Zerrbilde gekommen? Dadurch, daß er an die Prüfung der heiligen Texte mit zwei unerwiesenen Voraussetzungen herantritt, daß nämlich: 1. Wunder unmöglich und somit ungeschichtlich sind und 2. daß der geschichtliche Christus als die schönste Blüte des Menschengeschlechtes auf Grund der Konstanz der menschlichen Natur nicht anders von Gott gedacht haben konnte, als Professor Furrer in Zürich. Gerade er hat übersehen, was er von anderen fordert, daß der, welcher sich „in das Innere eines großen Menschen“ versenken will, „sein eigenes armes Ich darob vergessen müsse“ (VI). Sein völlig mißglückter Versuch eines Lebens Jesu ist eine zwar unbeabsichtigte, aber treffende Bestätigung dessen, was er S. 166 über die Wahl der Jünger Jesu gesagt hat: „Alle seine Jünger hat Jesus aus dem schlichten Volke ausgewählt; kein Gelehrter war darunter, und er hat dabei mit großer Weisheit gehandelt. In diesen schlichten treuen Seelen zeichnete sich das geistige Bild Jesu mit voller Treue ab. In ihrer Schlichkeit und Einfalt haben sie aus sich nichts hinzugetan, sondern nur das der Welt wiedergegeben, was sie von ihrem Herrn aufgenommen hatten, während ein Gelehrter, ein Theologe fast unabweislich sich gedrungen fühlt, empfangene Gedanken mit seinen eigenen zu einem neuen Gebilde zu verschmelzen, wie das der Verfasser des vierten Evangeliums in großartiger“ — und wir müssen leider hinzufügen, Furrer in kläglichster — „Weise getan hat.“ Na, Christus hatte recht, wenn er zu seinen Jüngern Leute mit nüchternem Hausverstand, und nicht Gelehrte mit verbohrtcr Voreingenommenheit gemacht hat. Die Biographie eines Furrer hätte wahrhaftig nicht einmal das erste Jahrhundert überstanden; — darum wollte auch Christus solche Herren nicht zu seinen Biographen.

Die praktische Bedeutung des römischen Katechismus.

Von Dr. Scherer in Schloß Alteglofsheim, Bayern.

Es gibt in unserer Zeit wohl kein Buch, welches so umfassend und authentisch zugleich die kirchliche Lehre enthält, wie der römische Katechismus. Aber ebenso tritt uns die Wahrnehmung entgegen, daß dieses „goldene Buch“, wie es Leo XIII. in seinem Rundschreiben an die französischen Bischöfe vom 8. September 1899 genannt hat, verhältnismäßig viel zu wenig beachtet und gewürdigt wird, selbst von denjenigen, für welche es in erster Linie bestimmt ist: von den Seelsorgern. Als Klemens XIII. 1761 eine glückliche Wiedergeburt des Werkes aus dem Grabe der Vergessenheit veranlaßte, beklagte er den „Reiz der Neuerung“, der „dieses Buch, obgleich mit so großer Mühe- waltung verfaßt, durch allgemeine Uebereinstimmung gebilligt und

mit den höchsten Lobspriichen aufgenommen, fast gänzlich den Händen der Seelenhirten entwunden“ (Enzykl. v. 14. Juni 1761). Heute ist es jedoch nicht so fast dieser „Reiz der Neuerung“, sondern vielfach die Unkenntnis der Bedeutung unseres Katechismus, die manchen Seelsorger achtlos an diesem herrlichen Schatze christlicher Weisheit vorübergehen läßt. Es ist an anderer Stelle versucht worden, diese Bedeutung vom kirchlichen und innerlich theologischen Gesichtspunkt aus zu erfassen (Vgl. die Neuauflage des römischen Katechismus Regensburg, 1905, Pustet, Einleitung); möge es hier gestattet sein, dieselbe vom seelsorglich-praktischen Standpunkt aus zu würdigen.

Die praktische Bedeutung des römischen Katechismus liegt schon in seinem unmittelbaren Zwecke eingeschlossen. Er ist geschrieben nicht als theologisches Lehrbuch zum Studium der Gotteswissenschaft, welches er vielmehr bei seinen Lesern voraussetzt, sondern er ist abgefaßt als Hilfsmittel für die Seelsorge. Die in der heiligen Wissenschaft bereits hinreichend unterrichteten Seelenhirten sollen aus ihm die Wahrheiten entnehmen, welche vorzüglich dem christlichen Volke vorzutragen sind, und zugleich die Art und Weise kennen lernen, wie „das Volk in den Anfangsgründen des Glaubens zu unterrichten sei“ (Vorwort Fr. 7.), damit „gleichwie ein Herr ist und ein Glaube, so auch für den Unterricht im Glauben und die Unterweisung des christlichen Volkes in allen Pflichten der Gottseligkeit eine gemeinsame Regel und Vorschrift sei“ (Vorw. Fr. 8.). Dazu ward seine Abfassung vom Trienter Konzil in dessen 18. Sitzung (16. Febr. 1562) beschlossen und ein Ausschuß von Gottesgelehrten zusammengesetzt. Ueber die Ausführung dieses Beschlusses aber wachte die Hirten Sorge zweier Päpste — Pius IV. und V. — und der letztere heilige Mann hat in seinem Einführungsschreiben zum römischen Katechismus ausdrücklich seine Hoffnung ausgesprochen, „daß nun die Gläubigen durch den Hirteneifer ihrer Seelsorger in allen Stücken würden unterwiesen werden, die sie wissen, bekennen und beobachten sollen“. Die tatsächliche Erreichung des Zieles aber verbürgt uns die Anteilnahme an der Abfassung und dringend wiederholte Empfehlung des römischen Katechismus durch einen heiligen Karl Borromäus, der von Liebe zu den Seelen glühte. Das bestätigen ungezählte Diözesansynoden in allen Ländern Europas, vor allem aber das Gutachten der Päpste selber von Gregor XIII. bis zu Leo XIII. hochseligen Andenkens, in seinem oben angeführten Rundschreiben. Besonders stellt Klemens XIII. dem römischen Katechismus das Zeugnis aus, daß er „die gesamte zur Unterweisung des Volkes bestimmte Lehre umfasse und frei von jedem Irrtum sei“. Zugleich empfiehlt er das Buch allen Seelenhirten als „Richtschnur für den katholischen Glauben und das christliche Leben, zur Beförderung der Uebereinstimmung in der Lehrweise, um sowohl die Einheit des Unterrichtes, als auch die Liebe und Eintracht der Herzen zu bewahren“ (Rundschr. v. 14. Juni 1761). Nicht zuletzt mag uns die eminent praktische Bedeutung des Buches durch die Erfahrung

der Seelsorger selbst erhärtet werden, die in den schönen Worten Kleutgens (Theologie der Vorzeit IV, 248) so beredten Ausdruck gefunden hat: „Unter den Lehrbüchern, welche von den Hirten der Kirche ausdrücklich zum Unterricht des Volkes ausersehen sind, ist das ausgezeichnetste der Katechismus des tridentinischen Kirchenrats. Auf Befehl der Synode von den tüchtigsten Theologen entworfen, wurde er von mehreren Päpsten nicht nur gutgeheißen, sondern den Pfarrern des ganzen Erdkreises mit der Weisung, beim Unterricht des Volkes sich durch ihn leiten zu lassen, übergeben, weil er außer anderen auch besonders diesen Vorzug habe, jene Lehre zu enthalten, welche in der Kirche allgemein und von aller Gefahr des Irrtums“ (sc. in Glaube und Sitte) „weit entfernt sei“. Und während diese Lobprüche mehr den Inhalt berühren, empfiehlt der große Möhler (Symbolik 1835 S. 16) den römischen Katechismus zur „bereitwilligen Aufnahme“ „wegen des echt evangelischen Geistes, der ihn durchdringt, wegen der Salbung und Klarheit zugleich, in der er geschrieben ist und der glücklichen Ausscheidung von Schulmeinungen und Vermeidung scholastischer Formen, welche allgemein gewünscht wurde“. Fürwahr, wo ist ein Buch in der Welt nach den heiligen Schriften und liturgischen Formelbüchern, dem eine solche Beglaubigung seiner praktischen Bedeutung zu Gebote steht, wie dem römischen Katechismus?

Worin liegt dann eigentlich diese praktische Bedeutung des so hochgefeierten Werkes? Wir können dies zunächst a priori erschließen aus seiner innigen Anlehnung an die Autorität der Kirche. Denn gleichwie diese einerseits der Fels ist, der dem ganzen Gebäude der christlichen Lehre festen Halt und Sicherheit gewährt, so ist andererseits ihr ganzes Wirken und Streben nicht etwa nur auf wissenschaftliche Belehrung, sondern vor allem auf die praktische Beeinflussung des Denkens und Willens gerichtet.

Eine kurze Erwägung des Inhalts und der Form des Katechismus wird diese aprioristische Erkenntnis vollauf bestätigen. Dem eigentlichen Kern des Buches ist ein Vorwort vorausgeschickt, welches Veranlassung und Zweck desselben behandelt und uns belehrt, daß wir nicht eine erschöpfende Darstellung aller Lehren des christkatholischen Bekenntnisses, sondern nur eine Feststellung seiner Hauptstücke erwarten dürfen zunächst gegen die Irrlehren der Zeit (Tr. 7), sodann aber auch, „insoweit sie vorzugsweise zum Seelsorgeamt gehören und der Fassungskraft der Gläubigen angemessen sind“ (Tr. 9). Deshalb umfassen die nun folgenden vier Teile des Katechismus — Symbolum der Apostel, Sakramentenlehre, Dekalog und Gebet — nach den Worten Klemens XIII. „lediglich die zum Heil notwendigen und erspriesslichen Punkte“, während sie weniger wichtige, oder nur als Einzelmeinung katholischer Theologen geltende Wahrheiten übergehen. Nach den Worten seines begeisterten Lobredners, des kaiserl. Hofrates Hieronymus Eder enthält so der Katechismus „die ganze Regel der christlichen Religion“. „Im ersten Teil, so lauten seine Worte,

wird uns der katholische Glaube auseinandergesetzt, durch den wir uns die göttliche Gnade erwerben; im zweiten wird uns der Gebrauch der Sakramente gezeigt, durch welche die durch die Sünde verlorene Gnade wiedererlangt wird, im dritten Teil wird gezeigt, was wir tun und lassen sollen, um ein religiöses Leben führen zu können, im vierten Teil wird das Gebet des Herrn vorgelegt und eine sehr nützliche Gebetsweise beschrieben. In diesen vier Teilen aber drückt sich, wie in ihrem Prinzip die ganze christliche Lebensweisheit aus." (*Method catechismi catholici ep. nunc. Lugdun. 1579.*) Entsprechend seinem praktischen Zweck geht der Katechismus über die Vorfragen des Glaubens — Ursprung, Quellen, Notwendigkeit, Wesen desselben etc. — kurz hinweg und weist hin auf dessen praktisches Bekenntnis (I. Hauptst. 4. Jr.). Die Lehre von Gott verweilt nicht viel bei theologischen Spekulationen über Schöpfung, Sechstageswerk, *Concursus divinus*, *processio*, um so anschaulicher stellt sie dar die Größe und Herrlichkeit Gottes, seine Allmacht, Barmherzigkeit und Vatergüte, wodurch das Volk zur Liebe und zur Gottesfurcht entflammt werden soll. Im göttlichen Erlöser zeichnet der Katechismus vor allem die erbarmende Liebe in der Menschwerdung, sodann sein Tugendbild im Leben und Leiden und die jühnende Kraft seines Todes, sowie sein fortdauerndes Verhältnis zur heiligen Kirche als Erlöser, Schützer und Richter, der seine Braut, die Kirche Gottes, nach der Auffassung des Katechismus auf den sichtbaren Felsen Petri gebaut hat und auf den unwandelbaren Gnadenschutz des heiligen Geistes.

In seiner Sakramentenlehre ist der Katechismus vom Tridentiner Konzil ausdrücklich als vorbildlich für den christlichen Unterricht bezeichnet worden. Namentlich sollen die Seelsorger nach dem Wunsche des Konzils die Lehre vom allerheiligsten Altarssakrament dem Volke „nach der Form erklären, die von der heiligen Synode für die einzelnen Sakramente in einem Katechismus vorzuschreiben ist, welchen die Bischöfe in die Volkssprache treu übersetzen und von allen Pfarrern dem Volke erklären lassen werden“ (sess. 24 can. III. de reform.). Die Lehre von den Geboten bezeichnet eine glänzende Zusammenfassung aller Vorschriften der christlichen Sittenlehre. Was endlich vom Gebet, insbesondere vom Gebet des Herrn im vierten Teile geboten wird, kann dem Seelsorger durch die vorzüglichsten Handbücher der Theologie nicht ersetzt werden, die über diesen Punkt wenig oder zu theoretisch handeln. Wir dürfen diesen Teil des Katechismus mit dem zweiten Teil an Vortrefflichkeit und praktischem Nutzen getrost zusammenstellen.

Hier könnte man jedoch einwenden: wir vermissen im römischen Katechismus gerade einige praktische Fragen sehr schmerzlich. Es findet sich in ihm keine besondere Abteilung für die Gnadenlehre, während z. B. der gleichzeitig erschienene Katechismus des seligen Canisius einen fünften Teil über die christliche Gerechtigkeit enthält. Außerdem werden in unserem Buche die göttlichen Tugenden nur in Verbindung mit anderen Wahrheiten berührt, desgleichen die Kirchengebote, der

englische Gruf; geradezu unbegreiflich aber erscheint uns das Fehlen eines Hinweises auf die Ablässe. Um mit dem letzteren zu beginnen, so ist gewiß zuzugeben, daß eine Ergänzung des römischen Katechismus nicht nur durch die Aufnahme der seither neudefinierten Glaubenssätze, sondern auch durch einige andere Punkte, z. B. Behandlung des Fastengebotes, die wichtigsten neueren Bestimmungen des Eherechtes, zu wünschen wäre. Das Konzil selbst hat die Lehre von den Ablassen erst in der letzten Sitzung und ohne große Vorbereitung mit ein paar Sätzen abgetan, weil ihm die vorher so glänzend geschehene Darlegung des kirchlichen Standpunktes gegen die Irrlehren, sowie die Reform des sittlichen Lebens ihrer Glieder als die wichtigste Aufgabe der Versammlung erschienen war. Was aber die Gnadenlehre betrifft, so sehen wir dies — wenn auch nicht inhaltlich — vielmehr als eine neue Beleuchtung der praktischen Bedeutung des römischen Katechismus in formeller Beziehung an. Ein dreifacher Grundgedanke scheint uns die ganze Anlage des Buches zu durchziehen: das Erlösungs- und Gnadenbedürfnis der Menschheit, das Werk der Erlösung und endlich seine Zuwendung durch die Vermittlung der Gnadenanstalt der Kirche und durch eigene Mitwirkung in den Werken des Glaubens, des Gebetes, sowie durch den Empfang der heiligen Sakramente. Daher finden wir keine besondere Behandlung von Gnade und Erbsünde. Der Gedanke des Fluches der Sünde tritt immer wieder hervor und zugleich mit ihm bricht durch die Nebelschleier das freundliche Licht des Hoffnungssternes der Gnade. Darin liegt wohl vor allem jener Geist der Salbung, den Möhler hervorgehoben hat. Die ganze Lehre des Katechismus ruht auf übernatürlichem Grunde, sie erkennt niemals die Berührung göttlichen Gnadenwirkens mit den Zielen menschlichen Strebens und Liebens, das wiederum entflammt ist vom göttlichen Geist der Liebe. Ueberall will unser Buch das Bewußtsein des Gnadenbedürfnisses wecken zugleich mit dem Entschluß, hoffnungsfreudig nach dem Ewigen zu streben und den Dienst Gottes mit Liebe zu umfassen. Wenn wir von einer psychologischen Methode des Katechismus reden dürfen, so ist es die, daß er die Mittel bietet, recht klar und überzeugend die Wahrheit, sowie die Beweggründe des Handelns darzustellen und dann — auf Grund der gewonnenen Ueberzeugung — zur Vertiefung praktischer Entschlüsse, zur Entzündung heiliger Gefühle fortschreitet. So ist ihm die Vatergüte Gottes Gelegenheit, die Würde der Kindschaft Gottes zu preisen und das Verlangen darnach zu wecken. Die göttliche Erlösungstat entflammt uns zur Liebe Christi, zur Reue über die Schuld, die solches Leiden verursacht hat. Mit dem Jesuskind sollen auch wir neugeboren, mit dem Auferstandenen auch wir zu neuem Leben erweckt, durch den Verherrlichten zur Sehnsucht nach seiner ewigen Vereinigung erhoben werden.

Die Kraft und Würde der heiligen Sakramente sollen wir hochschätzen lernen besonders auch durch die Darstellung ihrer Zeremonien. Im Gebete sollen wir uns von seiner Notwendigkeit und Macht über-

zeugen und die Gnadenvereinigung mit dem Geber alles Guten bewahren. So wirken im römischen Katechismus beständig zusammen Lehre und Leben, großartige analytische Darbietung der Wahrheit und synthetische, psychologische Erwägung ihrer Beziehungen zur Menschenwürde, zu den Werken des Glaubens.

Dabei lehnt sich der Katechismus auf das innigste an das Schriftwort und die lebendige Ueberlieferung der Kirche an; die schönsten und zugleich wirkungsvollsten Stellen hebt er zur Erläuterung und Begründung der kirchlichen Lehre hervor und kleidet sie in eine Sprache ein, so schlicht und einfach und doch wieder — nach den Worten Eders — „von so durchsichtiger Majestät, die jede menschliche Philosophie und Beredsamkeit übertrifft“.

Man könnte als weiteren Einwand gegen die praktische Bedeutung des römischen Katechismus sagen, er sei entstanden mit Rücksicht auf die Verhältnisse der damaligen Zeit. Aber die Irrlehren, welche ihn veranlaßt haben, sind heute nicht von der Erde verschwunden, und die strenge, klare Betonung des kirchlichen Standpunktes, wie sie der Katechismus bietet, erscheint heute nicht weniger notwendig, als damals, wo die Ideen der neuen Lehren das Leben der Völker noch nicht so ergriffen hatten. Dazu kommt jedoch die Art und Weise, wie der Katechismus die Irrlehren widerlegt. Da ist keine Streitrede, kein Poltern und Spotten, nicht einmal der Ton der Kontroverse mit ruhiger Abwägung der gegenseitigen Gründe, vielmehr bildet für den Katechismus die beste Widerlegung, die klare, sachliche und liebevolle Darstellung der katholischen Lehre in ihrer Wahrheit, Schönheit und siegreichen Macht über die Herzen. Er will ja die Gläubigen unterrichtet wissen nicht zum Grübeln und Forschen, sondern „zum unwandelbaren Glauben, welcher bewirkt, daß das Gemüt in der Erkenntnis der ewigen Wahrheit seine Ruhe findet“. (Fr. 3. Vorw.) Dadurch ist der Katechismus so recht des Geistes der Liebe und Wahrheit wert, der in der katholischen Kirche waltet, er ist aber zugleich hinausgehoben über Raum und Zeit, er erweist sich in seiner universellen Bedeutung für alle Zeiten und Völker, gleich der Wahrheit, die er enthält. Seine Worte sind „Geist und Leben“.

Daher erübrigt nur noch die Frage: wenn dem Katechismus eine so eminent praktische Bedeutung eignet, wie sollen wir uns dieselbe zu nuge machen?

Leo XIII. rühmt in dem bereits angeführten Rundschreiben die Brauchbarkeit des Katechismus für „Prediger, Beichtväter und Seelenführer“. Er läßt ihn durch die Bischöfe namentlich schon den Seminaristen zur Vorbereitung auf ihr seelsorgliches Amt empfehlen. Daher muß unsere Wertschätzung des Katechismus bereits im Seminare beginnen, nicht als ob wir ihn als Ersatz für die theologischen Lehrbücher hinstellen wollten. Er enthält ja nicht einmal alle Lehrpunkte des Glaubens und der Sitten. Wohl aber kann er als vorzügliches Buch zur Wiederholung und Vertiefung der Wissenschaft dienen, sowie

zur Erfassung der Wahrheit in jenem Geiste der Salbung, der ihm als Ausfluß des kirchlichen Lehramtes vom Geiste Gottes beigegeben ist. Und während der Katechismus die für das Volk so recht geeigneten und wirkungsvollen Wahrheiten an die Hand gibt, wird er zugleich seinen eifrigen Leser mit Liebe zur Wahrheit erfüllen und mit Liebe zur Kirche, deren Autorität der Katechismus erflossen ist. Ist er doch nach dem schönen Worte des Kardinals Hosius von Ermeland so recht ein Beweis ihrer Mutterliebe, „die kein Mittel unversucht läßt, den Heilsweg zum Himmel möglichst klar und offenbar zu machen“. Wer die Schönheit des Katechismus im Seminar auf sich hat einwirken lassen, der wird ihn als treuen Begleiter auch mit in die Arbeit im Weinberge nehmen, um hier in manchem Punkt vielleicht erst recht die Nützlichkeit des Buches zu verstehen, wenn Theorie und praktisches Wirken zusammengreifen, wenn er erkennt, wie sehr der Geist immer wieder der Auffrischung seines Gedankeninhaltes im aufschäumenden Strom des praktischen Lebens bedarf und dies umso befriedigter erreicht sieht, je mehr das Mittel in diesen Strom selbst einmündet. Er wird sich insbesondere den Katechismus als unerschöpfliche Fundgrube für Predigten im Geiste der Kirche zu nütze machen. Soll doch nach dem Vorwort (Fr. 13) der Zweck des Buches vor allem dadurch angestrebt werden, daß die Pfarrer sich „erinnern, sie hätten in jedem Fall, wo eine Stelle des Evangeliums oder irgend eine andere Stelle der heiligen Schrift zu erklären ist, auf die Verbindung derselben mit einem der vier Hauptstücke (des Katechismus) zu achten“. Demzufolge ist auch die dem Werke frühzeitig — seit drei Jahrhunderten — bereits angehängte Praxis catechismi entstanden für alle Sonntage des Kirchenjahres, die, wenn sie auch durchaus nicht erschöpfend sein will, doch stets fruchtbare Anregungen zu weiteren Themen bieten wird. Kann aber dies auch nicht überall zur Durchführung gelangen, so bleibt der Katechismus doch seiner Form nach immer vorbildlich für den Seelsorger in seiner Hervorhebung des Wichtigen vor dem weniger wichtigen, in seiner Anlehnung an die reinen Quellen kirchlicher Lehre, an Schrift und Ueberlieferung, vor allem in jener liebevollen Durchführung der Wahrheit ohne Hohn und Bitterkeit, ohne gesuchten Prunk und Effekthascherei, einer Wahrheit, die durch ihre innere Kraft überzeugt, durch ihre Ueberzeugung siegt, durch ihren Sieg die Welt überwindet und ewiges Leben gibt.

Darum schließen wir mit dem Hinweis auf die Vorbedingungen, welche Clemens XIII. zum fruchtbaren Gebrauch des Katechismus beim Seelsorger erfordert. „Es ist — so schreibt er in dem die Neuauflage desselben 1761 begleitenden Rundschreiben — von großer Wichtigkeit, daß Ihr zu diesem Amt der Unterweisung des Volkes in der christlichen Lehre Männer auswählet, die nicht nur die Wissenschaft der göttlichen Dinge besitzen, sondern noch viel mehr Demut, und die glühen von Eifer und Liebe für die Heiligung der Seelen. Denn das ganze christliche Leben besteht nicht in der Fülle der Rede, nicht in der Gewandtheit des Wortgefechtes, noch im Streben nach Ruhm und Ehre, sondern

in wahrer freigewählter Demut.“ Wissenschaft muß das Studium geben, Demut das Gebet, der Seeleneifer aber erbaut sich, wenn er auf die mütterliche Stimme der Kirche lauscht, die nicht erlahmt, den Menschen die Wege des Heiles zu verkünden, und die aus jeder Zeile des Katechismus atmet nach dem Grundsatz der göttlichen Weisheit: Non mihi soli laboravi sed omnibus exquirentibus veritatem (Eccli 24, 27).

Gedanken über das religiöse Leben in Rußland.

Von A. L. Hugo, Pfarrer in Remigiusberg, Post Theisbergstegen (Pfalz).

Im II. Hefte dieser Zeitschrift (Jahrgang 1905) hat Se. Kgl. Hoheit Prinz Max von Sachsen einen interessanten Beitrag geliefert zur orientalischen Kirchenfrage. Die Zustände der russischen Staatskirche wurden dabei absichtlich außer Betracht gelassen. Ohne Zweifel steht aber gerade diese mächtigste aller orientalischen Staats- und Nationalkirchen im Vordergrund des allgemeinen Interesses.

Es dürfte darum wohl angebracht sein, auch die Leser dieser Quartalschrift bekannt zu machen mit einer Artikelserie, welche Vater A. Palmieri O. S. Aug. in der bedeutenden Zeitschrift des Augustinerordens: Ciudad de Dios (I. Bd. des Jahres 1905) veröffentlicht. P. Palmieri ist nach dem Urteil hervorragender Blätter einer der besten Kenner der Sprache und der theologischen Literatur Rußlands. Die kirchlichen Zustände kennt er zum großen Teil aus eigener Anschauung. Seine von aufrichtigem, christlichen Wohlwollen getragenen Ausführungen stehen manchmal in Gegensatz zu den Vorstellungen, die wir uns sonst von der russischen Kirche machen. Eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit wird geweckt, und eine Annäherung der russischen Staatskirche an den Mittelpunkt der Einheit für die Zukunft als wahrscheinlich in Aussicht gestellt, wenngleich die ersehnte Einigung selbst noch lange Zeit, vielleicht Jahrhunderte nach Ansicht des hochw. Verfassers auf sich warten läßt.

Die politische Lage Rußlands ist gegenwärtig recht kritisch. „Rußland ist ähnlich einem Vulkan, dessen Außeres bedeckt ist von glühenden Lavaströmen, während es im Inneren mit nicht geringerer Heftigkeit kocht und brodelte. Es kann besiegt werden; vielleicht zieht es sich nach blutigem Ringen zurück vor der gelben Sturmflut, die es bedroht, und die seine ehrgeizigen Träume von Oberherrschaft im fernen Osten zerstört. Aber alle diejenigen, welche seinen nahen Untergang, seine innere Auflösung vorhersehen, werden wohl die Erfüllung ihrer Weissagungen nicht sehen.“ Rußland wird als politische Macht bestehen bleiben; es wird auch sein Staatskirchentum nicht auf einmal preisgeben. Aber es werden viele aus seiner Mitte den Anschluß an die Einheit suchen und finden. Vor einem halben Jahre sprach P. Palmieri die feste Hoffnung aus, daß das 20. Jahrhundert ebenso die Aufhebung der Sklaverei auf religiösem Gebiete bringen werde, wie das 19. Jahrhundert die Aufhebung der Leibeigenschaft auf sozial-

politischem Gebiete brachte, und schon jetzt können wir mit Freuden die ersten Lichtstrahlen größerer Freiheit und Duldung auf religiösem Gebiete begrüßen. Trotzdem der Toleranzerlaß des Zaren Nikolaus II. den Katholiken und Dissidenten nicht die Befugnis einräumt, Propaganda zu entfalten, strömen doch bereits Tausende, in deren Familien noch nicht die Liebe zur Mutterkirche, der sie gewaltsam entrissen worden waren, erstorben ist, zurück zu den Altären, wo ihre Väter und Ahnen gebetet haben. Doch ist auch inzwischen in der Zeit gewaltigen äußeren Druckes die Zahl derer, die insgeheim in die Kirche aufgenommen wurden, größer gewesen als man gemeinhin annimmt. P. Palmieri versichert dies aufs bestimmteste mit Berufung auf seine Priesterlehre. Er nennt nur einen Fall. Vor etwa acht Jahren starb zu St. Petersburg die Fürstin Maria Wolkowsky, die man in der Dessenlichkeit für russisch-orthodox hielt. Ihre Beerdigung, die in der katholischen St. Katharinenpfarre stattfand, belehrte erst die meisten, daß sie Konvertitin war. Noch mehr war man erstaunt, die Verstorbene als Verfasserin zweier gediegener apologetischer Schriften, die der orthodoxen Theologenwelt schweres Kopfzerbrechen verursachten, kennen zu lernen. Nicht Wenige leben gleich ihr unter heroischen Opfern als Zeugen für die Macht der Gnade. Doch lassen sich Zahlen oder Namen ohne Gefahr der Dessenlichkeit nicht preisgeben.

Das Volk selbst lebt allerdings noch in einer Art Halbbarbarei. Wohl kennt man die geistigen Errungenschaften des Westens und schätzt sie, man fördert die nationale Literatur und Kunst, aber alle Bildung ist bis auf den heutigen Tag nur wenigen, bevorzugten Kreisen direkt zugute gekommen. Ein großer Teil dieser Kreise selbst ist noch dazu namentlich seit Katharina II. mit den Ideen Voltaires und seiner Nachfolger durchtränkt. Unter dem niedrigen Volke sind in religiöser Beziehung wohl am meisten Unwissenheit und Aberglaube zu beklagen. Wer aber an einem Volke, das soviel Anhänglichkeit an seine Religion zeigt, das zudem einen großen Reichtum an unverbrauchter und ungeschwächter natürlicher Kraft besitzt, verzweifeln wollte, würde nicht so fast übelwollen, als vielmehr geringe Einsicht verraten.

Wenn Tausende, ohne Zweifel aus religiösen Motiven getrieben, jährlich das heilige Land aufsuchen, Tausende aus der Schar der Armen, die kaum in der Heimat das nötige Brot aufbringen, und die auf der Pilgersfahrt die größten Entbehrungen ertragen müssen; spricht eine solche Tatsache nicht dafür, daß noch viel Glaube im Volke wurzelt? Wenn sich fortwährend Kirchen und Kathedralen erheben, oft mit großem Kostenaufwand gebaut — kostet doch die neue St. Isaaks-Kathedrale in Petersburg 150 Millionen Franken — zu denen nicht bloß der Reiche sondern auch der Arme beige-steuert hat, wenn in diesen Kirchen mit Pracht und imponierender Würde die Feier des Gottesdienstes begangen wird: spricht dies nicht wenigstens für einen gewissen Grad übernatürlichen Lebens? Unter den Wallfahrtsorten auf der ganzen Welt werden nicht viele sein, an

denen jährlich wie in dem kleinen Heiligtum der iberischen Mutter Gottes in Moskau circa 100.000 Rubel gespendet werden.

Einen ungünstigen Eindruck macht auf den Beobachter des religiösen Volkslebens die äußerst gedrückte Lage des niederen Klerus. Die Popen sind gewöhnlich ebenso arm, als wenig geachtet, falls sie nicht gerade die heiligen Gewänder anhaben, und oft nicht gar viel mehr gebildet wie ihre Bauern. Allein auch unter der niederen Geistlichkeit macht sich ein gewisses Streben nach Besserem bemerkbar. Es wurden schon an manchen Orten Vereine gegründet zur Hebung der arbeitenden Stände, Mäßigkeitsvereine wurden eingeführt, praktische Konferenzen abgehalten, Schriften zur Aufklärung des Volkes abgefaßt und verbreitet. Es gibt einige Klöster (z. B. Troitzky) die jährlich große Summen aufwenden, um populäre Schriften zu verbreiten. Unter persönlich großen finanziellen Opfern wirken manche orthodoxe Geistliche, die mit zeitlichen Gütern gesegnet sind, wie z. B. der Erzpriester Solowiew von Moskau an der Hebung ihrer Standes- und Volksgenossen. Etwa 40.000 Nonnen sind in der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend tätig. Manche Glieder des geistlichen Standes, so namentlich der oft genannte, auch bei der kaiserlichen Familie sehr beliebte Priester Iwan von Kronstadt, haben durch charitative Tätigkeit sich großes Ansehen erworben.

So ist nicht zu leugnen, daß bei vielen Angehörigen der russischen Staatskirche noch religiöses Leben herrscht, wenn auch dieses Leben nicht die Frische und Energie zeigen kann, welche der einzig wahren und himmlisch freien Kirche Christi eigen ist. Der Kreislauf der Säfte ist in dem Körper der geknebelten Staatskirche gehemmt, manche bedenkliche Krankheitserrscheinungen machen sich infolgedessen geltend, aber noch ist nicht jede Hoffnung auf Wiedergenesung entschwunden. Es hat sich in ihr der Glaube an die Siebenzahl der heiligen Sakramente, die wohl von manchen bona fide würdig und gültig empfangen werden, erhalten, die Verehrung der Heiligen, und besonders eine wahrhaft innige Verehrung der allerheiligsten Jungfrau steht in Blüte, wenn auch mancher bedauerliche Aberglaube sich gerade hier einschlichen hat; auch die heiligen Apostelfürsten selbst werden hoch verehrt. Griechenland hat seine Theologieprofessoren bei den deutschen Nationalisten in die Schule geschickt, und damit ein verhängnisvolles Element der Zersetzung in sein religiöses Leben eingeführt, Rußland hat durch seine Abgeschlossenheit wenigstens den Vorzug sich bewahrt, daß der gebildete Teil des Klerus nicht durchweg dem Glaubensleben des Volkes fremd geworden ist. Trotzdem man sich, namentlich von England aus, schon große Mühe gegeben hat, die Zweifel und Irrtümer des Protestantismus in Rußland einzuführen, ist dies bis jetzt nicht gelungen. Vielleicht ist in der gegenwärtigen Zeit ein Wendepunkt nahe, und es wird viel davon abhängen, ob man in Rußland die Zeichen der Zeit versteht, und anfängt, das Mißtrauen zu überwinden gegen jene Kirche, welche auf dem Felsen, den Gottes all-

mächtige Hand fest und unerschütterlich in das wogende Meer der Zeiten gestellt hat, sich allein jeden Ansturmes des modernen Unglaubens siegreich erwehrt.

Ein Hoffnungsstrahl leuchtet durch das zerrissene Gewölk: die Abneigung des Volkes sowohl wie der Geistlichkeit in Rußland gegen Rom ist keineswegs so abgrundtief wie etwa bei den Calvinern oder auch bei den schismatischen Griechen. Der altererbte Haß, der in den Schriften der griechischen Theologen sich so unverhohlen kundgibt, ist in Rußland nur in sehr abgeschwächtem Maße vorhanden. Ist der alte Stolz der Griechen, der zum traurigen Schisma führte, durch das abendländische Kaisertum, die Kreuzzüge, und das harte türkische Joch nur noch versteift worden, so hat Rußland in seiner aufstrebenden Entwicklung, seinen wenn auch brutalen Sieg über die rivalisierende Macht Polens, seine innere Abgeschlossenheit gegen die übrigen katholischen Staaten wenig Grund gehabt, viel verhaltenen Groll gegen die Kirche anzusammeln.

Rußland bezog seine theologische Wissenschaft lange Zeit nur von Konstantinopel. Auch die ersten polemischen Werke, die in russischer Sprache erschienen, waren von zwei Griechen geschrieben, Maximus Graecus und Eugenius Bulgarus. Die Griechen waren es auch, welche das sonderbare, nicht einmal durch einen Schein von Beweis gestützte Dogma erfanden, daß mit dem 7. allgemeinen Konzil die Grenzen der kirchlichen Lehrentwicklung erreicht seien. Es ist dies ein Dogma, welches ad tuendam causam aus den Fingern gesogen ist, und ganz den Traditionen des christlichen Altertums widerspricht. Was ist vernünftiger und unwiderleglicher als der Grundsatz des heiligen Vincentius von Lerin: *Fas est, ut prisca illa coelestis philosophiae dogmata processu temporis excurentur, limentur. poliantur: sed nefas est, ut detruncantur et mutilentur. Accipiant licet evidentiam, lucem, distinctionem. sed retineant necesse est plenitudinem. integritatem, proprietatem?* Nach diesem Grundsatz hat sich in der Kirche des Abendlandes reiches wissenschaftliches Streben entwickelt trotz allen Festhaltens an der Tradition, das Morgenland hingegen ist mit Preisgebung dieses Grundsatzes einer Art fatalen Prozesses verfallen, der nur zur Todesstarre führen kann. Uebrigens läßt sich, wie die Geschichte der russischen Synoden beweist, überhaupt der Grundsatz des unveränderlichen Feststehens auf einer Stufe nicht festhalten: auch im Orient wurden neue Formeln in die synechologischen Bücher aufgenommen.

Die russische Theologie beginnt überhaupt sich zu besinnen, und in eine Art rückläufige Bewegung einzutreten, die notwendigerweise zurück von Konstantinopel und hin zu Rom wenigstens was Uebereinstimmung der Lehre betrifft, führen mußte. Photius stellte einst 10 Differenzpunkte auf, Michael Cärularius vermehrte dieselben, später wurden 60, 90 gezählt und endlich hieß es der Differenzpunkte seien so viele als Sterne am Himmel und Sand am Meere. Heute erklärt die griechische Kirche, daß es sieben wesentliche (*σπουδαίαι και οσι-*

6821.) Differenzpunkte gebe, außer denen noch eine Reihe anderer weniger wichtiger bestehen. Auch in Rußland gibt es Heißsporne, welche die Liste der Anklagen gegen die römische Kirche am liebsten jeden Tag vermehren möchten. Ein solcher ist Alexander Biljaew, Professor an der theologischen Akademie in Moskau, der einst eine Entgegnung auf die Enzyklika Leos XIII. p. m. Praeclara vom 20. Juni 1894 schrieb. Aber Biljaew genießt in Rußland selbst den Ruf eines mittelmäßigen Theologen. Bedeutendere Männer sprechen sich ganz anders aus. Zu diesen gehörte vor allem der Propst Alexius Maltzew von der kaiserlichen Botschaft in Berlin, einer der bedeutendsten theologischen Schriftsteller Rußlands. P. Valmy S. J. gibt ihm in Etudes, 20 déc. 1903, p. 857 das Zeugnis, daß er von wahrer christlicher Liebe erfüllt, in priesterlichem Seeleneifer die Punkte, welche trennen, zurückdränge vor dem Vielen, was einigen muß. Nach der Ansicht Maltzews schrumpfen auch heute noch alle dogmatischen Divergenzen zusammen auf einen Punkt: das Filioque; die anderen drei im Vordergrund stehenden Differenzpunkte: der Gebrauch der ungesäuerten Brote, die Epiklese, die Taufe durch Aufgießen gehören nach ihm mit Recht nur zu den liturgischen Verschiedenheiten, die einer Einigung nicht im Wege stehen dürften, trotzdem der Patriarch von Konstantinopel in seinem Έγκύκλιος auf das Rundschreiben Leos XIII. sie noch besonders betonte. Interessant ist, daß Maltzew eine Verständigung über die beiden in neuester Zeit definierten Dogmen, die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter und die päpstliche Unfehlbarkeit nicht für unmöglich hält. Der Primat, wie ihn die alten Konzilien, namentlich das von Chalcedon 451 aussprechen, ist ja im Prinzip von der orthodoxen Kirche anerkannt. Das Dogma von der unbefleckten Empfängnis entspricht so sehr der Tradition der orientalischen Väter und der frommen Verehrung des gläubigen Rußlands für die gebenedeite Gottesmutter, daß nichts ihrer Annahme im Wege steht als das unsinnige Prinzip von der Unveränderlichkeit der kirchlichen Lehre und der Lehrformeln seit dem siebenten allgemeinen Konzil. In der edelsten Weise gibt Maltzew seinen glühenden Wunsch kund, daß bald der Tag komme, an dem Morgenland und Abendland, die einst so viele Heilige der Erde schenkten, sich in aller Liebe vereinigen möchten.

Maltzew ist nicht der einzige, der so denkt. Nikolaus Glubokowsky, ein angesehener Professor der theologischen Akademie in St. Petersburg schrieb im Strannik, Jan. 1904, daß aller Trennungsstoff nur von den menschlichen Leidenschaften herrühren könne, und durch eingewurzelttes Mißtrauen aufrecht erhalten werde. „Die durch menschliche Leidenschaft hervorgebrachten Schwierigkeiten werden geëbnet durch redliches und vorurteilsfreies Studium“, und fügen wir hinzu, durch eifriges Gebet.

Alexius Lebedew, Professor der Kirchengeschichte in Moskau, ein äußerst fruchtbarer und gediegener Schriftsteller, namentlich als Verfasser einer Geschichte der ökumenischen Konzilien berühmt, schreibt:

„Der theologische Kampf der griechischen Kirche gegen die Lateiner ist charakterisiert durch seine Unfruchtbarkeit. Ihre theologischen Abhandlungen gehen auf in einem leeren Formalismus und unnützen Redereien. Leider ist das noch nicht alles. Manchmal kommt die griechische Polemik bis zur Absurdität in der Verteidigung der Orthodogie und zwingt uns Orthodoge, daß wir uns der Griechen schämen.“ Derselbe Schriftsteller nennt die im Pidalion enthaltenen Anschuldigungen gegen die römische Kirche Altweibermärchen. Was ist der Pidalion? Pidalion (πιδάλιον-gubernaculum) nennt die orthodoge Kirche eine alte Glosse zum orientalischen Kirchenrecht, welche von zwei Mönchen des Berges Athos, Agapius und Nikodemus, gegen Ende des 18. Jahrhunderts neu aufgepußt wurde mit viel Fleiß und wenig Scharfsinn. In diesem Pidalion gibt es nach Lebedew „keine Anspielung auf die römische Kirche ohne Gehässigkeit.“ Diesen Haß vergleicht Lebedew mit dem Haße „eines Barbaren, der aus natürlicher Antipathie gegen einen zivilisierten und gebildeten Mann eingenommen ist.“ Kein Wunder, daß nach demselben Autor der Pidalion das Zeichen eines großen Tiefstandes der wissenschaftlichen Bildung ist. Kein Protest wurde in der russischen Literatur laut gegen diese Auffassung Lebedews. Wird nicht allmählich Lust erwachen, eine Reinigung der orthodogen Lehre zu vollziehen von diesen Schlacken kleinlicher Gehässigkeit? Muß nicht, wenn solche Stimmen ertönen, das Bedürfnis nach Ausscheidung dieser Schlacken von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmen?

Bemerkenswert ist die Haltung der Russen im Streit um die Gültigkeit der Taufe. Auch nach der Trennung erkannten die Griechen die Taufe der Lateiner als gültig an. Doch im Jahre 1756 bestätigten die Patriarchen Cyrillus von Konstantinopel, Matthäus von Alexandrien und Garthemius von Jerusalem eine Synodalenentscheidung, welche die Taufe der Lateiner für ungültig erklärte. Das Dokument wurde in das kanonische Recht der Griechen aufgenommen und erhielt so den Charakter einer dogmatischen Definition. Im Jahre 1620 hatte auch der russische Patriarch Philaretos Nikitsch die Taufe der Lateiner für ungültig erklärt; doch dieses Dekret war nur vorübergehend in Geltung. Auf der Synode des Jahres 1667 wurde es unterdrückt. Die russischen Theologen wollen nichts wissen von der Wiedertaufe der Lateiner, und Lebedew nennt die Wiedertaufe der Griechen, die bis auf den heutigen Tag Gesetz ist, eine Neuerung, die den alten Traditionen widerspricht.

Selbst auf dem Gebiet des Streites um das Filioque, auf dem stets der Kardinalpunkt der dogmatischen Streitigkeiten lag, sind Fortschritte zu verzeichnen. Die griechischen Theologen sehen in der Einschlebung des Ausdruckes Filioque in das Credo nichts anderes als eine Lächerlichkeit, oder eine Gotteslästerung und Verunstaltung der Lehre Jesu Christi, heute wie ehemals. Natürlich ist nach diesen Theologen weder in der heiligen Schrift, noch bei den Vätern ein Anhaltspunkt zu finden für die Lehre der katholischen Kirche. Die russischen Theologen entfernen sich auch hier von der griechischen Lehre

und nähern sich der katholischen. Sogar der obengenannte Biljaew sagt wenigstens, die Lehre der Väter in diesem Punkte sei nicht klar. Malbzew möchte die katholische Lehre keineswegs für häretisch halten, glaubt aber, daß es unerlaubt gewesen sei dem Glaubensbekenntnis einen Zusatz zu machen. P. Palmieri zählt folgende russische Theologen auf, die von 1875 bis 1903 über diesen Punkt der Glaubenslehre schrieben (für die Orthographie trägt der Bearbeiter keine Verantwortung): Mochemsky, Msgr. Silvester, Bogorodsky, Katansky, Gleonsky, Gujew, Charkow. Silvester findet, daß das Filioque mit der heiligen Schrift keineswegs in Widerspruch stehe, andere gestehen, daß schon in den alten Vätern, namentlich des Abendlandes, die katholische Lehre enthalten sei, andere äußern unumwunden, daß die Lateiner in der Sache wenigstens Recht haben. Die geschätzteste theologische Revue in Rußland Bogoslawsky Wiesnit veröffentlichte sogar eine Dissertation zu Gunsten der katholischen Lehre. Die näheren Belege hierüber enthält die eingangs genannte Zeitschrift.

Die angeführten Tatsachen mögen genügend dartun, daß trotz aller ungünstigen Verhältnisse auch einige Momente gegeben sind, die eine allmähliche Annäherung nicht als unmöglich erscheinen lassen. Das stärkste Gegengewicht gegen jede Annäherung wird stets die Bureaokratie in fast allen ihren Vertretern bilden. Wird der russische Klerus aufwärts streben, oder wird er in seiner Letargie beharren? Werden die gegenwärtigen Prüfungen die Einsichtigen von einem übertriebenen Nationalstolz heilen und das Bedürfnis wecken, geistige Anregung und Zühlung dort zu suchen, wo man es versteht, die größte Treue zum religiösen Bekenntnis mit seinen Dogmen und Traditionen zu verbinden mit jedem edlen freien Streben und Vorwärtsringen? Wird die auf dem Papier gewährte Freiheit des religiösen Bekenntnisses Wirklichkeit werden und bleiben? Von dieser Freiheit werden zunächst die zahlreichen schon vorhandenen Sekten Nutzen ziehen; sollte nicht auch der wahren Kirche daraus Vorteil erwachsen? Unerforschlich sind uns die Ratschlüsse des Allerhöchsten, mit welchen er den Völkern ihre Bahnen anweist. Aber hoffen dürfen und müssen wir, daß Gott, der die Völker heilbar gemacht und nie sie ganz verläßt, auch dem großen Reiche des Ostens einen neuen edlen Beruf mit reicher Gnadenfülle geben werde. Hoffen wir, vergessen wir aber auch nicht zu beten. Von Rußlands Zukunft in religiöser Beziehung hängt viel ab für die Kirche. Wird doch die so heiß ersehnte Rückkehr des Orients, und die Ueberwindung des Islam nach menschlicher Berechnung kaum ohne Rußlands Mithilfe erreicht werden können.

Wir wollen vom Leser nicht scheiden, ohne ein Reiseerlebnis einzuflechten, über das P. Palmieri berichtet. Eines Tages um 8 Uhr abends kam er in der geistlichen Akademie des heiligen Sergius, etwa 60 Werst von Moskau entfernt an. Der Rektor Prälat Evdokim, ein angesehener Ereget, führte ihn zur Kirche, wo gerade die Alumnen — 300 an der Zahl — in herrlicher Weise die Vesper sangen.

Der Bischof wandte sich an die Alumnen und sagte mit bewegter Stimme: „Wir haben Besuch. Es ist ein katholischer Priester aus Rom hier d. h. vom Mittelpunkt des Christentums; — singet ihm zu Ehren den Tropar (Sequenz) der heiligen Apostel Petrus und Paulus.“ Und 300 kräftige Männerstimmen fielen ein und sangen das Triumphlied der römischen Kirche. P. Palmieri braucht uns nicht zweimal zu versichern, daß er mit Tränen in den Augen zuhörte und Gebete zum Himmel sandte. *Fiat unum ovile et unus pastor!*

Das Taufbuch als Lebensgrundbuch.

Von Matthias Rupertzberger, Chorherr von St. Florian.

Längere Zeit mit Grundbuchsarbeiten beschäftigt, wurde immer wieder der Wunsch rege, es möchte doch auch für den Personalstand des Menschen ein Grundbuch bestehen, ähnlich den Grundbüchern für Haus- und Grundbesitz. Diese leiden wohl auch, wie jedes Menschenwerk, an vielerlei Unvollkommenheiten und machen auf Fehlerfreiheit gewiß keinen Anspruch, sie gewähren aber doch in ihren Beurkundungen eine große Sicherheit und bilden für das Sachenrecht, soweit es Besitz an Grund und Boden betrifft, ein verlässliches Fundament. Für den Besitz an persönlichen Rechten, wenn wir es so ausdrücken dürfen, erworben durch Geburt und Ehe, sowie für die Aenderungen in diesen Rechten oder das Erlöschen derselben steht uns leider kein einheitliches, verlässliches und übersichtliches Grundbuch zur Verfügung.

Wir haben wohl Bücher, in welchen die Thatfachen verzeichnet werden, welche persönliche Rechte bewirken, ändern oder aufheben, wie Geburtsbuch, Trauungsbuch und Sterbecbuch der Pfarrämter und Heimatmatrikel der Gemeindeämter, aber alle diese Bücher sind selbst in ihrer Gesamtheit ihrer derzeitigen Anlage nach nicht im Stande das zu bieten, was wir von einem Lebensgrundbuche zu erwarten berechtigt sind.

Der Gedanke an ein Lebensgrundbuch ist schon vor vielen Jahren in mir entstanden und wurde in manchen Stunden schlafloser Nächte oder auf einsamen Wegen weiter ausgesponnen, sowie dessen Durchführbarkeit sorgfältig erwogen. Da mir nun diese als unschwer möglich erscheint, habe ich mich entschlossen, meine Gedanken hierüber zur öffentlichen Diskussion zu stellen. Wenn nun auch die hier folgenden Darlegungen nicht einem plötzlichen Einfall ihr Entstehen verdanken, sondern aus einem jahrelangen Ueberlegen herausgewachsen sind, so gebe ich mich doch durchaus nicht der Meinung hin, daß dieselben ungeteilten Anklang finden werden. Mir selber erscheinen sie ja nicht bloß gut und nützlich, sondern auch praktisch leicht durchführbar, ich bin aber dabei objektiv nüchtern genug, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß meine Ansicht von anderen nicht geteilt werde. Wenn man längere Zeit einen Gegenstand vor Augen hat, so kann es sein, daß man ihn schließlich ganz schön findet, während vielleicht fremde Augen wenig oder gar keine Schönheit daran zu entdecken vermögen.

Darin wird wohl am ehesten allgemeine Uebereinstimmung herrschen, daß ein Lebensgrundbuch sich als sehr nützlich erweisen würde. Es ist doch gewiß wünschenswert für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, daß die Möglichkeit gegeben sei, mit einem Grundbuchsauszug alle persönlichen Rechtszustände beurkunden zu können und nicht wie derzeit einer ganzen Reihe von Urkunden hiezu zu bedürfen. Dieser Auszug würde ersetzen den Geburts- oder Taufschein, Heimatschein, Trauungsschein, Großjährigkeits-Erklärung, Totenschein eines früheren Ehepartners, Ledigseins und endlich auch den Totenschein der eigenen Person. Eine andere Frage aber ist es, ob auch über die Möglichkeit und Art der Durchführung in betreff eines solchen Lebensgrundbuches eine zustimmende Einigkeit zu erzielen sein werde. Nachfolgende Darlegungen vermögen vielleicht manche Zweifel und Voreingenommenheit zu beheben. Es wäre zwar modern, hier die Bitte anzufügen, man möge diesen Darlegungen „voraussetzungslos“ nahetreten, ich muß aber auf diese Bitte verzichten, da ja mein ganzer Plan und die Gedanken über dessen Durchführbarkeit erwachsen sind aus der „Voraussetzung“, daß die derzeit bestehenden verschiedenen diesbezüglichen Bücher mangelhaft und ganz ungenügend hiefür sind.

Was unseren Büchern fehlt, ist Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit. Dies bedarf wohl keines Beweises; sie dienen ja nur zur Beurkundung je einer Tatsache, beziehungsweise je eines Ausgangspunktes einer neuen persönlichen Rechtslage, und bieten in ihrer jetzigen Gestalt keinen Raum, um eine Aenderung oder das Erlöschen des so geschaffenen Rechtszustandes anzumerken: nur für das Taufbuch ist die Anmerkung der nachträglichen Legitimation vorgesehen. Eine besondere Erschwernis liegt noch darin, daß die eine Person betreffenden Bücher an verschiedenen Orten zu suchen sind, wodurch nicht bloß die Vielheit der nötigen Scheine, sondern auch die Vielheit der Orte, von wo sie bezogen werden müssen, äußerst lästig fallen. Nehmen wir eine Witwe von 23 Jahren, in Linz geboren, in Prag durch die Ehe zuständig, in Klagenfurt großjährig erklärt und durch den Tod ihres Mannes in Krakau verwitwet, wolle sich wieder verhehelichen.

Aber vielleicht ist doch die Verlässlichkeit unserer Matrikenbücher eine tadellose? Ich habe in drei Pfarreien (mit derzeit 1100, 1800 und 2400 Seelen) einen vollständigen Index aller vorhandenen Matrikenbücher (die ältesten von 1650 an) verfaßt, glaube daher mich zu einem Urteile über den Wert der Matrikenbücher für berechtigt halten zu dürfen. Vor mir liegt der Index über die Matriken meiner jetzigen Pfarre, worin (beim Trauungsindex) mit roter Tinte jene Richtigstellungen, welche fast ungesucht sich ergeben haben, angemerkt sind. Die Indexblattseiten haben ein ziemlich buntes Aussehen. Dabei ist zu beachten, daß das Trauungsbuch naturgemäß das verlässlichste ist, weil hier die Eintragungen größtenteils auf Grund vorliegender Urkunden gemacht werden. Es liegt darum auch die Schuld an Irrtümern des Trauungsbuches in erster Linie in Irrtümern der vor-

liegenden Urkunden, wenn auch begreiflicher Weise manche Flüchtigkeits- und Schreibfehler des Matrikenführers selbst noch hinzukommen, so daß aus einem Königshofer ein Königsdorfer, aus Fuchsberger ein Fuchshuber, aus Schedelberger ein Schittelberger geworden ist. (Die Beispiele sind nicht erdichtet.)

Der größte Teil der Fehler im Trauungsbuche wird durch irrige Taufscheine verursacht. Das Taufbuch ist aber auch am meisten in seiner Verlässlichkeit gefährdet teils ohne teils auch mit Verschulden des Matrikenführers. Vorerst muß betont werden, daß schon die Quellen der Matrikulierung reichen Zufluß der Irrungen bringen. Nicht bloß in der „guten“ alten Zeit sondern auch jetzt noch beruhen nämlich die Eintragungen in das Geburts-Taufbuch zum weitaus größten Teile auf mündlicher Mitteilung des Vaters oder der Hebamme. In neuester Zeit bürgert sich glücklicherweise wohl die Gewohnheit immer mehr ein, vom Trauungspfarramte einen ex offio Trauextrakt sich zu erbitten und so wenigstens neue Irrtümer zu vermeiden. Bei wiederholten Geburtsfällen pflegt man nach der letzten Eintragung den neuen Akt zu verzeichnen, wobei nicht selten dann fehlerhafte Matrikulierungen erfolgen, indem man z. B. beim Einschreiben der Mutter aus der Vorlage um einen Akt zu hoch oder zu niedrig greift und statt der Mutter des „Mair“ die Mutter des „Lehner“ beim neuen Akt „Mair“ einsetzt, oder indem bei einem Wiederverehelichten die schon verstorbene erste Frau als Mutter aufersteht oder den Vater als Mühljunge nachschreibt, während er tatsächlich jetzt Bauerngutsbesitzer ist.

Wie schon hervorgehoben, besteht bei Matrikulierung nach Urkunden wohl auch eine Gefahr für die Richtigkeit; sie ist aber doch nicht annähernd so groß, wie beim Verbuchen nach mündlichen Angaben, bei denen es sich nicht bloß um Schreibfehler, sondern um ganz wesentliche reale Fehler handeln kann. Ein k. u. k. Hauptmann i. R. nahm in einem Markte Wohnung, machte in Uniform mit seiner Frau Antrittsbesuche bei den Honoratioren und nahm deren Gegenbesuche entgegen. Nach einigen Monaten erhielt seine Familie Zuwachs. Der k. u. k. Hauptmann erschien zur Taufe in Parade-Uniform, eine höhere Standesperson war Taufpate. Der Taufende brauchte nun gewiß nicht so blind zu sein wie der unglückliche Bezirkshauptmann Hervay oder so befangen wie dessen Pfarrer, wenn er ruhig ohne vorhergehende Frage die Rubrik „ehelich“ ausfüllte; der k. u. k. Hauptmann hatte sich ja „mit Frau“ vorgestellt und auch bei der Gemeinde sich „mit Frau und Kindern“ gemeldet. Bei Rubrik „Vater“ und „Mutter“ machte der Vater die Angaben, selbstverständlich bei „Mutter“ „N. geborene N.“, und — doch war das Paar nicht verheiratet, es lebte im Konkubinat. Viele Irrtümer entstehen dadurch, daß unehelich Geborne mit dem Namen des Vaters als ehelich angegeben werden, obschon die Legitimation nicht angemerkt worden war oder überhaupt nicht stattgehabt hatte.

Außer diesen und ähnlichen realen Irrtümern des Geburts-

buches ist wohl die Schreibart der Eigennamen am meisten Irrungen ausgesetzt, wofür in manchen Zeiten die Matrifensführer selbst die Schuld trifft, sei es, daß sie wie um 1800 herum und früher die Eigennamen der neuen Schreibart anpassen wollten, sei es, daß sie die gehörten Namen unrichtig aufsaßen, sei es auch, daß sie aus Unachtsamkeit Schreibfehler machten. So wurde der Plabenstainer ein Blauensteiner, der Baurnschmitt ein Bauernschmied, der Nisch-, Berg-, Kirch-, Moos-, Stelz- u. hamber ein . . . hamer, der Sumner ein Sommer, der Huebmer und seine Zusammensetzungen ein Humer, Huber oder Huemer. Durch unrichtiges Hören oder aus Unachtsamkeit wurde Petorini zu Petrini, Pettring und Pertorini, ein Grabmair wurde Grabmer, Grabner, Gramer und Kramer, ein Deba, Döba und Döwa, ein Pfanzagel zu Junzagel. Mitunter mag die Angabe eines Namens absichtlich falsch erfolgt sein, um einen unangenehm empfundenen Namen wegzubringen. So wurde aus Gimpel Gempel; aus Lippert Liebert und für den Namen Kolb besteht begründeter Verdacht, daß früher der Vokal „a“ stand. Die Ortsnamen werden mitunter nach einer so korrumpierten Aussprache niedergeschrieben, daß man sie in keinem Ortslexikon zu finden vermag. Der Gebrauch eines amtlichen Ortschaftsverzeichnisses würde diesen Irrungen gründlich ein Ziel setzen, wobei noch der doppelte Vorteil sich ergäbe, daß man die amtlich gültige Schreibweise hätte und die Angaben der Heimat, welche oft das Dorf und nicht die Gemeinde als solche ansprechen, vor dem Niederschreiben schon richtig stellen könnte.

Das Trauungsbuch beruht wesentlich auf dem Taufbuche. Alle Unrichtigkeiten dieses werden darum unbeachtet in jenes hinübergenommen, so daß dessen Verlässlichkeit hiedurch schwankend wird. Sie wird noch vermindert durch etwaige Flüchtighkeitsfehler, wie oben schon erwähnt wurde, und durch den Mangel einer sicheren Kontrolle über die Zusammengehörigkeit der vorgewiesenen Urkunde mit der vorweisenden Person. Bei einer festhaften Landbevölkerung wird wohl der Pfarrer meistens aus persönlicher Kenntnis der Familienverhältnisse und aus den eigenen Matrifenbüchern über die Identität klar sein, bei einer fluktuierenden Fabrik- und Arbeiterbevölkerung jedoch wird trotz aller Vorsicht eine Sicherheit nicht zu gewinnen sein. Wer bürgt denn dafür, daß die Ehemänner und die von ihnen beigebrachten Taufscheine zusammengehören? Es bedarf ja doch keiner abgeseimten Pfliffigkeit zur Beschaffung eines falschen Taufscheines, falsch in dem Sinne, daß es der Taufschein einer anderen Person sei, und auf Grund dessen eines falschen Arbeitsbuches, so daß auch eine Anfrage bei der Gemeinde keine Klärung bringen würde. Die Vermutung, daß manche Bigamie geschlossen wird, ist bei solcher Sachlage sicher nicht aus der Luft gegriffen, dies umjoweniger, da tatsächlich Verjuche hiezu, welchen glücklicherweise rechtzeitig vorgebeugt wurde, gemacht worden sind. Die Gefahr einer Bigamie ist aber auch dann nicht ausgeschlossen, wenn die Ehemänner ihre richtigen Taufscheine

haben. Welche Sicherheit besteht hier für unbekannte Ehewerber? Unbekannt können und werden sie gar häufig sein, wenn sie auch einen sechswöchentlichen Wohnsitz nachweisen. Genügt ihre Aussage, selbst wenn sie eidlich wäre? Wer vor dem Verbrechen der Bigamie nicht zurückschreckt, wird auch vor dem Verbrechen des Meineides nicht halt machen. Oder kann ein Ledigschein hier Gewißheit bringen? Da ist nun zuerst schon die Frage, wer soll ihn ausstellen? Ganz unwillkürlich wird man denken, der Pfarrer des Geburtsortes sei hier kompetent. Wenn nun die betreffende Person von jung auf oder wenigstens jahrelang nicht dort gelebt hat, woher soll der Pfarrer die Daten für seinen Ledigschein nehmen? Soll er sein Trauungsbuch durchforschen? Handelt es sich um einen Bräutigam, dann ist die Sache leicht, es steht der alphabetische Index zu Gebote: handelt es sich aber um eine Braut, soll er dann vielleicht die Danaidenarbeit leisten, weil äußerst selten ein alphabetischer Index der Bräute zu finden ist, eine große Reihe von Jahrgängen durchzusehen: die fragliche Braut kann auch 50 und 60 Jahre alt sein. Ein schweizerisches Pfarramt beehrte einmal einen solchen Ledigschein für eine hier ganz unbekannte Braut. Ich antwortete im Korrespondenzwege, daß mir über fragliche Braut trotz eifrigem Nachforschens nichts bekannt sei. Als Rückantwort folgte die neuerliche Bitte um den „unentbehrlichen“ Ledigschein seitens der Geburtspfarre. Der hierauf ausgestellte Ledigschein „nach hieramtlichem Wissen“, (richtiger hätte es lauten sollen Nichtwissen) war in diesem Falle gewiß die nichtsagendste Formalität. Ein Gedanke aber vielleicht unbewußt liegt in dem gestellten Begehren, der Gedanke, beim Geburtsbuche erwartet man Auskunft über den Personalstand, das Geburtsbuch soll ein Lebensgrundbuch sein, aus welchem über alle persönlichen Rechtsverhältnisse Auskunft gegeben werden kann.

Soll das Geburtsbuch leisten, was vorstehend von ihm erwartet wird, so muß es bekrunden können alle jene Tatsachen, welche eine Aenderung oder ein Erlöschen persönlicher Rechtsverhältnisse bewirken, daher Raum gewähren zur Verbuchung aller dieser Tatsachen, wie sie schon im vorausgehenden angedeutet wurden. Gegen eine solche Ausgestaltung des Geburtsbuches zu einem Lebensgrundbuche werden zwei gewichtige Einwendungen erhoben werden, die wir als Bücherlast und Arbeitslast kurz bezeichnen können. Man wird nämlich entgegenhalten, daß mit dieser Ausgestaltung naturnotwendig die Zahl der Geburtsbücher auch in kleinen Pfarren schon zu einer ganzen Bibliothek anwachsen würde, und daß die Schreibgeschäfte des Pfarrers als Matrizenführer unerfüllbar sich vermehren würden.

Also zuerst die Bücherlast oder Geburtsbuch-Bibliothek. Wenn jemand das Lebensgrundbuch sich so vorstellt, wie das gerichtliche Grundbuch aussieht, mit Blatt A, B und C, dann ist die Gefahr einer Bücherlast nicht imaginär, dann ist sie imminent. So stellen wir uns aber das Lebensgrundbuch nicht vor. Nehmen wir zur Grundlage unserer Besprechung das neue kleinere Format des Geburtsbuches

für die Diözese Linz. Dasselbe hat einen Raum von 25 cm Breite und 39 cm Länge (inklusive Kopfvordruck) auf jeder Seite für die Eintragungen. Nach jetziger Rubrizierung geht die Verbuchung über beide Seiten des aufgeschlagenen Buches. Die Zahl der auf diesen Doppelseiten matrikulierten Geburten wird zwischen vier und sieben schwanken, durchschnittlich vielleicht sechs betragen. Nehmen wir nun die auch derzeit nicht seltene Zahl von vier Matrikalfällen auf jeder Doppelseite für das „Lebensgrundbuch“, so reichen wir damit vollständig aus und die Zahl der Bände bliebe sich ganz gleich: wären aber bisher sechs Akte verzeichnet, so würde die Zahl der Bände doch nur im Verhältnis von 2 : 3 steigen.

Nicht unbegründet wird der Zweifel genannt werden müssen,

1904	Sommersberger				Vater: Andreas Som-
37	Michael (Joseph Maria Johann)				Pongau, Salzburg; Inwohners in der
lebend geb.	ehelich	männlich	röm. kath.		
geboren: 1904. Mai 23. Abends 8 Uhr					geboren: 26./11. 1867,
in Linz, Kaiser Franz Joseph-Platz 3					Mutter: Agatha, geb 32 in Unterösterreich,
getauft: 1904. Juni 4. Morgens 9 Uhr					
von Adalbert Rechberger, Kooperator					geboren: 27./12. 1870,
gestorben: 1910 Januar 14, in der Pfarre St. Johann, Defa-					Vater: Johann Ober-
nat Spitz, Diöz. St. Pölten. — Bericht 16./1. 1900, 3. 97					Gebamme: Anna Mit
1904	Obermühlberger				Vater: Thaddäus Ober-
38	Eleonora (Maria Anna)				Oberweißenbach, Bez.
lebend geb.	ehelich	weiblich	röm. kath.		geboren: 27. 6. 1894,

Die zweite Blattseite bleibt ohne jede Rubrizierung und dient zur Eintragung oben erwähnter Tatsachen. In dem hier eingedruckten Beispiele ist der Raum mit 25 × 7,5 cm genommen, in Wirklichkeit aber mit 25 × 9 cm gedacht. Großenteils wird dieser Raum genügen für nachträgliche Eintragungen, besonders, wenn mit dem leeren Raum sparsam umgegangen wird, zu große Zwischenräume vermieden werden und eine mittlere Größe der Schrift ge-

ob es möglich sei, in einem so engen Raum von je $\frac{1}{4}$ Doppelseite alle Verbuchungen eines Lebensgrundbuches unterzubringen, bei genauerem Zusehen wird man jedoch finden, daß der Raum bei Anwendung einer praktischen Rubrizierung und voller Ausnützung unter Vermeidung der jetzt besonders auf der ersten Blattseite geübten Raumverschwendung vollständig genüge. Wenn wir vom verwendbaren Raum per 39 cm jederseits 3 cm für einen vorgedruckten Kopf abrechnen, so bleiben für jeden Akt 9 cm bei 25 cm Breite. Dieser Raum wird auf der ersten Blattseite in folgender Weise rubriziert, wobei die einzelnen Rubriken beispielsweise ausgefüllt sind, während der Bordruck in fetten Lettern kenntlich gemacht ist.

mersberger, kath., Bauer am Seppengut in Untergaumberg 3, Pfarre St. Johann in
zuft. in Ulrichsberg, Bez. Rohrbach; ehel. Sohn des Jakob Sommersberger, Tagelöhners und
Pfarre Sarleinsbach und der Walburga, geb. Abelmanseder

Pf. Mignitz, Diöz. St. Pölten | **getraut:** 14./6. 1897, Pf. Fernberg, Diöz. Linz

Röhrendorfer, kath., ehel. Tochter des Valentin Röhrendorfer, Bauers in St. Veit a. d. Gölsen
und der Theresia, geb. Widmannstetter. Anlässlich einer Reise erfolgte die Geburt in Linz

Pf. St. Veit a. d. Gölsen

windhager, kath., verehel. Besitzer des Hanslehnergutes in Wimprechtling 10, Pf. Feuerbach

terlehner, gpft. von St. Florian | **Duplikat:** 26. 7. 1910; 27. 18. 1930; 30. 4. 1960

mühlberger, kath., Maurergehilfe und Inwohner in Linz, obere Pfarrgasse 17; zuft. in
Urfahr; ehel. Sohn des u. f. m.

Pf. Spitz, Diöz. St. Pölten | **getraut:** 3./9. 1880, Stadtpf. Linz

wählt wird. Würde aber der nicht häufige Fall eintreten, und ein solcher ist im nachfolgenden Beispiele angenommen, daß eine über-
große Zahl von Eintragungen zu machen wären, so könnte wohl
leicht in der Weise abgeholfen werden, daß auf der nämlichen oder
nächsten Seite ein leerbleibender Raum zur Fortsetzung benützt würde,
wobei der genaue, jeden Zweifel ausschließende Vermerk über die
Zugehörigkeit dieser Fortsetzung nicht unterlassen werden dürfte.

1.	Legitimiert durch nachfolg. Ehe, geschlossen am 26. Mai 1917 in Pf. St. Marien, 1920, Z. 9317 u. f. f. Statthalterei 10. Okt. 1920, Z. 23.718)
2.	Großjährig erklärt. Dekret des f. f. städt. del. Bezirksgerichtes Linz, 23. März 1925,
3.	Getraut 27. August 1926, Pf. Ottensheim laut Bericht vom 29. Aug. 1926, Z. 417 zust. in Leopoldsdorf, Bez. Freistadt; ehel. Tochter des Anton Schwarzenberger, waldbner, beide katholisch, geboren in der Pfarre St. Oswald, Def. Freistadt am
4.	Verwitwet am 15. Nov. 1926 nach Bericht des Pfarramtes St. Peter i. d. Au, Def. Sommerbergger, geb. Schwarzenberger . . . confer. Taufbuch St. Oswald, Def.
5.	Heimatrecht erlangt in St. Peter i. d. Au, Bez. Amstetten laut Bericht der Gemeinde
6.	Wiederverehelicht am 5. Mai 1927, Pf. Großpechlarn, nach Bericht vom 9. Mai Stadt Melf 97: zust. in Aggsbach O.-B.-B., Bez. Melf: ehel. Tochter des geb. Müllner, beide katholisch, geboren in Stadt Melf 13. Mai 1902. Tauf-
7.	Verwitwet wiederum. (Fortsetzung unter 1904/38)
1.	Gestorben 18. Aug. 1904 in hiesiger Stadtpfarre, vide Sterbebuch 1904, 18. Aug.
7.	Fortsetzung zu 1904/37, verwitwet am 27. Januar 1956 laut hieramtl. Sterbebuch

Betreff der Eintragungen wäre vielleicht noch zu bemerken, daß alle unnützen Titulaturen zu unterbleiben haben und die jeden Zweifel ausschließenden Abkürzungen (f. f., ehel. kath., zust. u. j. w.) benützt werden sollen.

Nun kommen wir zum zweiten Gravamen gegen das hier geplante Lebensgrundbuch, die Furcht vor der ins Ungemessene vermehrten Last der Schreibereien. Bevor wir jedoch auf dieses Gravamen eingehen, müssen wir zwei Bemerkungen vorausschicken, deren erste eine notwendige Vorbedingung betrifft, den direkten portofreien Verkehr der Pfarrämter mit den Gemeindeämtern, zwischen denen bisher aus unerfindlichen Gründen die Portofreiheit nicht zugestanden wird.

Das zweite wäre eine mit dem Lebensgrundbuche gleichzeitig ins Leben tretende Einrichtung, die wir Lebenspaß nennen wollen.

Jeder Militär ist hat seinen Militärpaß, welcher einen Auszug darstellt aus dem Militärgrundbuche, und durch zwei Zahlen dem Assentjahr und Grundbuchblatt entsprechend kurz und doch ganz genau bezeichnet ist. Ein ähnlicher Paß dauerhaft gebunden aus dauerhaftestem Papiere hergestellt, im Format etwa 10 × 12 cm. soll nun für jedes lebend geborne Kind ausgefolgt werden. Bei Totgeborenen oder bald nach der Geburt gestorbenen Kindern könnte die Ausfertigung des Passes entfallen. Der Lebenspaß müßte enthalten am ersten Blatte

Def. St. Florian. Protokoll 16. August 1920, Z. 327 (oder Erlaß-Ordinariat 16. Nov.

Z. 25 I/pr.

mit Anna Schwarzenberger, fath., ledig, Tagelöhnerin u. Einwohnerin in Fernberg 35; Schuhmachermeisters und Hausbesizers in Grünbach 17, und der Elisabeth, geb. Unter-17. September 1901. Taufbuch 1901/77

Naag, Diöz. St. Pölten 19. Nov. 1926, Z. 417, durch den dort erfolgten Tod der Anna Freistadt 1901/77

vom 2. April 1921, Z. 713

1927, Z. 536 mit Mathilde Oberhuemer, fath., ledig, Näherin und Einwohnerin in Matthias Oberhuemer, Webermeister in Aggsbach D.-B.-B. 13 und der Magdalena, geb. 1902/36

1956. Jan. 27. durch den Tod der Mathilde Sommersberger, geb. Oberhuemer

(vielleicht besser gleich an der Innenseite des Einbanddeckels) die im Taufbuch auf dem Raum von 9×9 cm verzeichneten Rubriken, von denen aber die Rubrik des Taufenden und die Rubrik „gestorben“ entfallen könnten, um Platz für Siegel, Datum und Unterschrift des ausstellenden Pfarramtes zu gewinnen.

Auf der nächsten Blattseite würde Vater (leerbleibend bei unehelichen Kindern) und Mutter wie im Taufbuche einzutragen sein, wobei besonders Geburtsdatum und Geburtspfarre beider Elternteile deutlich zu ersehen sein müßten. Die folgenden Seiten der eingesteppten Blätter dienen für spätere Eintragungen, welche jeweils vom betreffenden Amte (Pfarramt, Gemeindeamt, Bezirksgericht) in fortlaufender Nummerierung mit Siegel, Datum und Unterschrift einzutragen kommen. Von jeder solchen Eintragung in den Lebenspaß müßte das fertige Amt einen Bericht, respektive Abschrift jenem Matrikenamte zusenden, von welchem der Lebenspaß ausgestellt ist, oder was dasselbe ist, bei welchem das zuständige Lebensgrundbuch geführt wird, damit dort unter gleicher Zahl die nämliche Eintragung erfolge. Es wurde z. B. in der Pfarre Arbing ein Brautpaar kopuliert am 1. Mai 1940: Der Bräutigam bringt den Lebenspaß bei „1909/36 Pf. Naarn: Mair Josef geb. 30. März 1909“ und die Braut „1917/16 Pf. Grein: Ber Antonia, geb. 20. Febr. 1917 mit Eintragung N. 1. legitimiert u. N. 2

großjährig erklärt.“ Nach der Kopulation mußte nun der Pfarrer in Arbing berichten 1. an die Pfarre Naarn die Daten der Braut sub N. 1, dann 2. an die Pfarre Grein die Daten des Bräutigams sub N. 3, wie er es in den Lebenspaß beider eingetragen, damit auch dort die Eintragungen sub N. 1 respektive 3 geschehen. Hier wäre noch zu bemerken, daß beim Brautexamen beide Brautteile ihren Lebenspaß vorzulegen haben und auf Grund derselben dann eine Anfrage an die betreffenden Pfarrämter zu richten wäre, ob der Paß mit dem Grundbuche stimme. Bei einem Sterbefalle hat die Nachricht zu erfolgen an die Geburtspfarre, (zugleich wäre der Lebenspaß einzuziehen), und falls die verstorbene Person verheiratet war, auch an die Geburtspfarre des überlebenden Ehepartners, damit dort dessen Witwenstand angemerkt werde.

Es wird daher eine vielfache Korrespondenz sich ergeben, die noch vermehrt wird, da für jede Mitteilung auch eine Rückantwort als Sicherstellung erforderlich sein wird. Wird dadurch nicht in der Tat den Matrikenführern eine unerträgliche Arbeitslast auferlegt? Wir wollen sehen. Fragen wir einmal, was ist derzeit notwendig? Vor jeder Hochzeit sind Taufscheine notwendig, für jede Taufe ein ex offio Trauungsschein (Taufschein bei ledigen Personen), so oft selbe in einer anderen Pfarre erfolgt, bei jedem Todesfalle kann ein ex offio Tauf- oder Trauungsschein gewünscht werden. Das alles fällt beim Bestande eines Lebensgrundbuches respektive Lebenspasses weg. Und erst die Menge von ex offio Taufextrakten für Legitimation, für Alimentationsklage, für Schulanfang und so oft einer „Lehrkraft“ es beliebt, für Bürgerschule trotz Schulnachrichten noch einmal, zum Eintritt in den Bahn-, Tabakfabrik- und sonstigen öffentlichen Dienst, bei Heimat- und Armenfragen, beim Militär wegen Namensschreibweise, bei Abhandlungen beim Gericht oder delegiertem Notar, bei Pupillensachen, bei Strafsachen, bei ledigen Müttern im Gebärhause, bei Kindern von Bahnarbeitern für Kindbettgeld u. u. Ganz leicht kann es so geschehen, daß für die nämliche Person zehn und mehr ex offio Taufscheine ausgestellt werden müssen, die alle beim Bestande eines Lebenspasses entfallen würden, wodurch gewiß eine Entlastung sich ergäbe.

Dazu noch die Unmasse von Schreibereien aus Anlaß von Berichtigungen der Matrikenbücher. In Passau starb ein Lastträger Lantschner ohne Hinterlassung von Vermögen aber auch ohne Erben. Das Zivilstandesamt Passau begehrte einen ex offio Taufschein und von der Gemeinde ebenfalls eine Bescheinigung über den früheren Aufenthalt. Das Pfarramt schrieb den Namen Lantschner, wie er (freilich fehlerhaft aber eben tatsächlich) im Taufbuche stand, die Gemeinde schrieb Lantschner, wie er im Meldebuche stand. Ueber diese Divergenz entstand eine weitläufige Korrespondenz und das Resultat aus dem nahezu daumendick gewordenen Aktenbündel war, daß im Taufbuche der Lantschner in Lantschner umgewandelt wurde. Beim

Bestande eines Lebensgrundbuchs wäre diese Kiesenarbeit pour une omelette wohl nicht notwendig geworden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß eine große Zahl bisheriger Schreibereien entfallen würde, gegenüber welchen die neu auferlegte Schreiblast ganz entschieden geringer wäre. Dazu kommt aber noch, daß die Berichte an die betreffenden Grundbuchsämter durch praktische Druckformen sehr vereinfacht werden könnten. Es könnten ämtliche Korrespondenzkarten mit Rückantwort hergestellt werden, welche oft nur mit wenigen Worten und Ziffern auszufüllen wären. Es kommen z. B. Brautleute, wie im obigen Beispiele, so hätte die Anfrage nach Raarn nur (außer dem Vordrucke) „1909/36 Mair Joseph“ zu lauten und nach Grein „1917/16 Ber Antonie 2. großjährig,“ und die Antwort der beiden Pfarrämter „richtig“ oder „stimmt“ zu lauten. Ein besonderer Gewinn an Sicherheit und Verlässlichkeit der Matrikenbücher würde eben durch diese Anfragen sich ergeben.

Wird aber die Bevölkerung sich daran gewöhnen, den Lebenspaß aufzubewahren? Beim Militär sind die Klagen über Verlust des Militärpasses nicht groß. Anfangs freilich wird ja nicht immer das rechte Verständnis vorhanden sein, es wird sich erst einleben müssen. Das wird aber um so eher geschehen, wenn die Erlangung eines Duplikates mit Schwierigkeiten verbunden ist. Der erste Lebenspaß soll wie das Schulzeugnis stempel- und gebührenfrei verabsfolgt werden, ein Duplikat dagegen soll nur gegen eine Taxe an Stempel und Gebühren zu haben sein. Zahlungsunfähige Personen müßten aber für Befreiung von Stempel und Gebühren jedesmal eine eigene Bescheinigung hierfür seitens der politischen Behörden erster Instanz beibringen. Die Ausstellung eines Duplikates ist deutlich im Lebenspasse selbst kenntlich zu machen und im Lebensgrundbuche genau anzumerken. Falls nach Ausstellung eines Duplikates der Originallebenspaß irgendwo vorgewiesen und auf Grund dessen eine Anfrage gestellt werden sollte, so wäre dieser Originalpaß abzunehmen und gegen den Vorweiser je nach Befund vorzugehen. Es möge eben auch hier noch einmal hervorgehoben werden, daß durch die Anfragen eine möglichst große Schutzwehr gegen Mißbrauch und Schwindel aufgerichtet würde.

Die Scientia operativa · Ein Satz aus der Summe des heiligen Thomas von Aquin.

Von J. G. Eschenmoser, Spiritual in Wattwil (Schweiz).

Omnis scientia operativa tanto perfectior est, quanto magis particularia considerat, in quibus est actus. (I. q. 22, art. 3, ad 1.)

Aus zwei Gründen soll dieser Satz in vorliegendem Artikel eine etwas eingehende Besprechung finden: einmal, weil er ausnehmend geeignet ist, als Probe für die Gedankentiefe und =Fülle der Summe

des heiligen Thomas zu dienen,¹⁾ und dann, weil er überaus wertvolle Winke für die Fortbildung des Geistes, für Selbstheiligung, für pastorales Wirken enthält, wie wir noch sehen werden. Da er indes, aus dem Zusammenhang enthoben, schwerer verständlich ist, dürften einige orientierende Vorbemerkungen über den Sinn des Textes manchen verehrten Lesern willkommen sein. Die *scientia operativa seu practica* — im Gegensatz zu *sc. speculativa* — ist doppelter Art, nämlich entweder eine Wissenschaft, die sich nur mit der Erforschung praktischer Gegenstände abgibt, ohne es dabei auf praktische Resultate ihrer Untersuchungen abgesehen zu haben, oder eine solche, die zugleich letztere intendiert. Beide Bedeutungen des Ausdruckes *scientia operativa* sind hier zulässig; ja, es kann darunter auch jede Art von „Kunstfertigkeit“ verstanden werden, wie das Zahlwort „*omnis*“ andeutet. Jedwelche erweist sich als umso vollkommener, je mehr sie in ihrer Tätigkeit und in ihren Werken sich auf das einzelne erstreckt und es zweckentsprechend gestaltet. Der Zusatz: *in quibus est actus*. besagt ungefähr soviel wie das Sprichwort: „Schuster bleib beim Leist!“ Das Gegenteil davon wäre das sogenannte *saltare extra chorum*, was bei Rednern und Dichtern, bald aus Stolzarmut oder Mangel an logischer Denkgewandtheit, bald Reim und Rhythmus zulieb, häufig vorkommt. Weiteres über den Sinn des Textes wird im Laufe der Abhandlung von selber klar werden.

Im folgenden sollten nun Exkursionen in alle denkbaren Gebiete rationeller Tätigkeit gemacht und allervorts nachgewiesen werden, daß der genannte Grundsatz des heiligen Lehrers überall seine Geltung behauptet und deshalb auch als zuverlässigster Leitstern dienen kann.

1. Die Natur im Lichte des vom heiligen Thomas aufgestellten Axioms.

Der Artikel der Summe, in dem unser Satz vorkommt, handelt über die Art und Weise, wie Gott in seiner Schöpfung alles bis ins Kleinste regiert und zu bestimmten Zielen führt. Rechtfertigt schon das einen kurzen Streifzug in die Gebiete der Natur, so spricht dafür noch ein weiterer und wichtiger Grund. Es ist nämlich unleugbare Tatsache, daß jahrelanges, fast ausschließlich theoretisches Studium, wie alle Priesteramtskandidaten es durchmachen, dem Geist eine recht abstrakte Richtung zu geben pflegt, die vom Denken und Fühlen des Volkes und darunter gar der Kinder, weit absteht. Und doch soll der junge Priester meistens schon in den ersten Tagen seiner praktischen Wirksamkeit Groß und Klein belehren, leiten, und zwar in Sachen, die ohnehin für sie schwer faßbar sind. Der Großzahl angehender Seelsorger fällt das schwer, sehr schwer; andere, die etwa meinen, das sei beinahe so leicht, wie in einen neuen Rock schlüpfen, sollen nur ihre Predigten und Christenlehren aus dieser Zeit etwa 25 Jahre

¹⁾ Vgl. den Art. dieser Zeitschrift: Die Summe des heiligen Thomas von Aquin für jüngere Priester v. 1903. IV. Heft, S. 816.

später wieder lesen, dann werden wohl auch sie die Dürftigkeit ihrer ersten Vorträge an Popularität herausfühlen, ja vielleicht anstaunen.

Nun gibt es nach der achtsamen Lesung der heiligen Schrift und dem fleißigen Umgang mit Volk und Kindern kein Mittel, wo durch dies Verflünniste am eigenen Geist so rasch abgestreift und die erworbene Bildung in das anmutige Kleid der Natürlichkeit gebracht und ebendadurch erst recht brauchbar gemacht wird, als gerade sinnige Naturbetrachtungen. Andererseits bildet auf Weg und Steg, durch Feld und Wald, Sommer und Winter, Tag und Nacht, die genannte Universalregel des englischen Lehrers, einen wahrhaft kostbaren Schlüssel, sogar in den bescheidensten, gewöhnlich ganz unbeachteten Naturgebilden, Neues, Interessantes in Menge zu finden und so das große, für jedermann aufgeschlagene Buch der natürlichen Offenbarung mit seinen zahllosen Wundern täglich besser zu verstehen. An Hand des goldenen Satzes bietet jedes Blättchen, Sämlein, jedes winzige Lebewesen Spuren einer überwältigenden Weisheit und Kunstfertigkeit und hinter ihnen noch eine Welt von wahren Geheimnissen, die man nur mehr ahnen kann und die durch ihren unverkennbaren Hinweis auf des Schöpfers nächste Nähe selbst die Priesterseele oft seltsam weich und andächtig stimmen.

1. Es ist Winter. Myriaden Schneeflocken enteilen den schwerfällig dahinziehenden Wollen und weben im Nu das Saisonkleid über die ganze Landschaft. Da scheint doch das einzelne Flocklein, das nur aus einem an Volumen 10 bis 18mal kleineren Wassertropfen gebildet ist, in seinem Bau auch nicht einen Anflug von Komplizität besitzen zu können. Aber welche Täuschung! Man nehme eine kalte Schiefertafel zur Hand, fange damit einige auf und betrachte sie sofort mit einer Lupe. Jedes dieser gebrechlichen Fahrzeuge, ob es ganz oder halb intakt ankommt, erweist sich als bewunderungswürdiges Kunstwerklein. Rädchen, Röschen, Sternchen sieht man da hergeflogen, daß man kaum den Augen traut, und was noch mehr ist: an diesen Gebildchen erweist sich jeder Teil selbst wieder als ein Konglomerat von regelrecht gebauten, bald zwei, bald drei, bald sechsachsigten Kristallen. Noch eine interessante Entdeckung auf demselben Gebiet! Nach einer grimmigsten Winternacht erscheint eben die Sonne und wirft ihre Strahlen schief über das Schneefeld. Wir schreiten in einer Art Hohlweg langsam dahin und haben so Gelegenheit, die Augen ganz nahe an die leuchtende Decke halten zu können. Bald entdecken wir Pyramiden, Obelisten, kühn gezogene Bogen, lange Bergzüge, strahlende Täler, Grotten, Schluchten, alles in feenhaftem Farbenpiel, daß man sich nicht satt sehen kann. Denken wir uns diese Winterpracht in einem 10.000fach vergrößerten Maßstab und es ist sicher, die kühnste Phantasie reichte nicht hin, uns die Herrlichkeit hinzuzaubern, die wir da tatsächlich sehen würden und, was für unsern Zweck besonders bedeutsam ist: kein einziges dieser bizarren Riesengebilde voll Farbenpracht wäre zu finden, das

nicht selbst wieder eine Zusammensetzung von hundert ja tausend mathematisch genau geformter Bauteile ausmachte. Es ist wahr: *Omnis scientia operativa* . . .

2. Beim Tierreich wollen wir noch weiter, nämlich bis zu nur mehr mikroskopisch erkennbaren Einzelheiten gehen, indem wir als Probestück ein Fliegenfüßchen auswählen. Das scheinbar unausführliche Problem bestand darin, diese Tierchen mit einem solchen Gangwerk auszustatten, daß sie ungeachtet des Gesetzes der Schwere auf jeder, wie immer gestellten Fläche ganz leicht dahin schreiten konnten. Das bringen sie nun tatsächlich zu stande und zwar, wie genaue Untersuchungen ergaben, vermittelt einer dreifachen Vorrichtung. Sind nur senkrechte Holz- oder Steinwände zu besteigen, so genügen die unten angebrachten Haken oder Krallen, ähnlich denen der Katzen. Ist die Fläche dafür zu fein, wie beim Glas, so helfen Wärzlein nach, die leicht gedrückt, eine klebrige Flüssigkeit ausschweißen und so festen Stand ermöglichen. Da aber diese winzigen Behälter bald erschöpft sind, so kommt die dritte, nieversagende Vorrichtung zum Gebrauch; das Füßchen legt sich nämlich tellerartig auf, wird so durch den Luftdruck sofort festgehalten, bis es sich wieder zusammenzieht, um weiter zu schreiten. So wird es dem kleinen Ding möglich, sogar an Overböden so sicher und rasch wie auf dem Tisch herumzuspazieren. Vergleichen aus Wunderbare grenzende Ausstattungen finden sich in der Kleintierwelt bekanntlich ohne Zahl. Schon der heilige Augustin muß viele davon gekannt haben, sonst hätte er wohl nicht den Ausspruch getan, Gottes Macht und Weisheit offenbare sich an einer Ameise ebenso wie an der Sonne des Himmels.

3. Aus der Pflanzenwelt lassen sich ebenfalls zahllose Belege für die konsequente Durchführung unseres Gesetzes leicht auffinden. Als Jesus, unser Erlöser, eines Tages die Bemerkung machte, Salomon sei in all seiner Herrlichkeit nicht so fein gekleidet gewesen, wie eine gemeine Feldblilie, konnte man sich darüber noch verwundern. Heutzutage aber genügt ein mäßiges Vergrößerungsglas, jeden zu überzeugen, daß das Gewebe sogar jedes Pflanzenblattes, an Ordnungsfineinheit alles Menschenmögliche für immer unerreichbar übertreffe. — In der anorganischen Natur sind die neuen, oft so sensationellen Entdeckungen nur deshalb möglich, weil das vom heiligen Thomas wie in eine mathematische Formel gefaßte Prinzip der vollkommenen Tätigkeit bis in Tiefen konsequent durchgeführt ist, die der Menschengeist hienieden niemals sondieren wird.

Aber auch nach außen oder nach oben bis in die fernsten Welten behält das große Gesetz seine Geltung und zwar in niemals von Sterblichen ganz erforschbarem Maße. Die Zentripetal- und -Fugalkräfte, Licht und Wärme, müssen sich in ihren gegenseitigen Einwirkungen auf einander, in ihrer Schnelligkeit, Intensität, Ableitung aufs genaueste an die ihnen gegebenen Vorschriften halten, weil nur unter dieser Voraussetzung der Bestand des Weltgebäudes, die Regel-

mäßigkeit der Jahreswenden, die Berechnung der Bahnen einzelner Himmelskörper, der eintretenden Finsternisse bis auf die Minute auf Jahrhunderte hinaus möglich ist: „Die Himmel rühmen des Allmächtigen Ehre!“

So wird an der Hand der angegebenen Grundregel des heiligen Thomas alles im Garten Gottes interessant, ja geeignet, unser Staunen immer wieder wachzurufen und für unser Verhalten im Leben, wie wir noch sehen werden, selber überaus lehrreich. Nicht umsonst beginnt und schließt Psalm 8 mit den bedeutsamen Worten: Domine Dominus noster, quam admirabile est nomen tuum in universa terra! Als der heilige Bernhard eines Tages gefragt wurde, woher er doch seine so tiefe und dazu so verständliche und liebeliche Gelehrsamkeit habe, antwortete er: „Tannen und Buchen sind meine Lehrmeister gewesen.“ Er verstand es, die Offenbarung Gottes in der Natur und die andere, als wären sie nur eine, zu betrachten, wodurch beide für seinen Geist und sein Herz an Klarheit und Lieblichkeit überaus gewannen. Wer den gleichen Weg geht, wird sicher ähnliche Erfahrung machen, abgesehen davon, daß sinnige Naturbetrachtungen, namentlich in dieser Epoche hochgradiger Nervosität, auch sehr großen hygienischen Wert haben.

2. Der beste Gradmesser für Kunst und Wissenschaft.

Die Fähigkeit, Werke der freien Künste richtig beurteilen zu können, hat für den Priester ebenfalls hohen Wert, ja wird nicht selten, z. B. bei Kirchenbauten und Renovationen, als wahres Bedürfnis empfunden. Nur ist dafür als Vorbedingung unerlässlich die Kenntniss der Hauptregeln der Aesthetik im allgemeinen und der betreffenden freien Kunst. Besitzt man diese, so leistet in Verbindung mit ihnen unser Axiom wieder vorzügliche Dienste als zuverlässigster Leitstern auf diesen so weiten und mannigfaltigen Gebieten; denn jedes Kunstwerk verdient diesen schönen Namen adäquat in dem Maße mehr oder weniger, als der Hauptgedanke mehr oder weniger bis ins kleinste Detail passend durchgeführt erscheint. Nehmen wir als Illustration hiezu das bekannte Gemälde von Leonardo da Vinci, das letzte Abendmahl. Der Künstler beabsichtigte, darin den Eindruck bildlich darzustellen, den die Worte Jesu: „Einer von euch wird mich verraten“, auf die Apostel gemacht hatten. Wie ist nun dieser Hauptgedanke durchgeführt? Abgesehen von Judas, der im Bilde, wohl motiviert, eine recht aparte Haltung einnimmt, sind die Apostel in vier Gruppen geteilt, indem jede Gruppe den Ausspruch des Herrn wieder anders auffaßt und vorherrschend entweder Entsetzen oder stillen Schmerz oder heiligen Zorn oder Neugier, wer wohl der Verräter sein möchte, verrät. Doch ist der Eindruck, den die furchtbaren Worte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel gefahren, auf die Tischgenossen bewirkte, bei gar keinem ganz gleich wie beim andern selbst derselben Gruppe. Da beginnt nun das besonders Kunstvolle am Gemälde,

indem bei jedem Apostel Körperhaltung, Stirne, Gesichtsausdruck, Haupthaar, Handbewegung, Gewandung, Stellung zu den andern und zur Hauptfigur soviel nur möglich in Kontribution gezogen wird, um die individuelle Auffassung des Hauptgedankens, recht markant ins Anschauliche übergehen zu lassen. Das gleiche gilt von Jesus, der Hauptperson, bei dem das gesenkte Haupt, der Blick, die Stellung der Hände, alles, sogar das Schweigen mit himmlischer Ruhe und Gelassenheit, die Worte wiederholt: „Ja, so ist es und nicht anders; Einer von euch wird mich verraten!“ Kein Wunder also, wenn dieses Kunstwerk sogar in seinen Kopien unsterblich sein wird; denn der Spruch des heiligen Thomas: *Omnis scientia . . .* ist in demselben meisterhaft realisiert worden.

Noch ein anderes Beispiel bietet uns die Muse der *Musica sacra*. Vor einigen Jahren wurde die siebenstimmige Messe eines berühmten Meisters der Gegenwart kurz nacheinander in zwei Pfarrkirchen aufgeführt. In ersterer war sie Thema einer Cäcilienproduktion, bei der ein großer, wohlingeschulter Chor mit tüchtigem Dirigenten zur Verfügung stand. Die Wirkung überwältigte einfach. Der himmlische Jubel im Gloria, die elementare Kraft einzelner Sätze im Kredo, namentlich die tonische Darstellung des jüngsten Gerichtes, die Großartigkeit des Sanctus, wobei es schien, als ob tatsächlich Engelheerscharen betend und frohlockend einander entgegenschwebten, waren stellenweise nur schwer zu ertragen. Als aber wenige Wochen darnach der gleiche Rezensent, der diese unvergeßlichen Eindrücke bei der zum erstenmal gehörten Aufführung empfand, dieselbe Messe an einem Kirchenfest wieder hörte, konnte er sie nicht einmal mehr sicher erkennen, obgleich auch diesmal alles, Ton für Ton sehr kräftig mit Orchesterbegleitung gesungen wurde. Wie kam das? Das Partikuläre fand viel zu mangelhafte Berücksichtigung. Alle Sänger standen fühlbar unter dem Druck der Furcht und waren froh, sich überall glücklich durchzuschlagen, unbekümmert um die dynamischen Zeichen, um deutliche Aussprache, um abgerundeten Ton; von seelenvoller Auffassung und Wiedergabe der musikalischen Gedanken gar nicht zu reden. Kurz, die Aufführung nahm sich ungefähr gleichwertig aus, wie wenn mittelmäßig begabte Schüler der untern Primarklassen gemeinsam ein Stück aus Bones größerem Lesebuch vortrügen.

Die andern freien Künste übergehen wir. Wer die Wichtigkeit des genannten Satzes, z. B. hinsichtlich der Baukunst prüfen will, der studiere an der Hand desselben irgend ein berühmtes Baudenkmal, wie: den Dom von Köln, von dem behauptet wird, daß alle Zahlen von 1 bis 99 an ihm durch je etwas Besonderes vertreten seien. Immer verdient ein Gebilde aus Menschenhand nur dann den Namen eines Kunstwerkes, wenn das Ganze von einer Hauptidee beherrscht wird, zu der alles bis ins Detail in gleichsam organischer Beziehung steht, um sie recht zum Ausdruck zu bringen, und wenn anderseits im ganzen Werk sich nichts Unmotiviertes, Abgerissenes findet. Je

mehr Fremdartiges, Gefuchtes, Disharmonisches, demselben dagegen eingefügt ist, in desto ungünstigerem Lichte zeigt sich die *scientia operativa* des Urhebers.

2. Auch die Erzeugnisse der Wissenschaften im engeren Sinne des Wortes stehen unter dem gleichen Gesetz punkto Wert und Vollendung. Nehmen wir als Beispiel die Summe des heiligen Thomas selbst und forschen wir nach, warum sie so allgemein als wissenschaftliches Werk ohnegleichen anerkannt wird. Schon der Hauptplan ist freilich von genialer Großartigkeit, gepaart mit vollkommener Einheit. Des weitern aber steht die logische Vergliederung des gewaltigen Stoffes bis ins Einzelne ohne Zwang, ohne Lücke, gleich als wäre das Ganze ein Naturgewächs von gigantischer Größe, unübertroffen da. Hiezu kommt, daß selbst die unscheinbarsten Teilchen des letzten Artikels jeder Quästion ihren charakteristischen Typus der edelsten Einfachheit und Präzision im Ausdruck bei immer gleichmäßigem Gedankenreichtum niemals verleugnen, weshalb man auch die Zitate in den unzähligen Werken, die aus ihr geschöpft haben, ohne weiteres sofort erkennt. Keine Zeile im ganzen Werke liest man, ohne wieder etwas zu lernen; kein Teil eines Artikels ist zu finden, der nicht für sich allein und im Zusammenhang mit dem Kontext, also in doppelter Hinsicht, seine erhebliche, ja häufig zum Staunen tiefinnige Bedeutung hätte. Mit einem Wort, es scheint, der heilige Autor habe bei ihrer Abfassung ständig den Ausspruch des Herrn wie einen bedeutungsvollen Fingerzeig im Auge gehabt, daß man für jedes unnütze Wort Rechenschaft abgeben müsse. So ist die Summe eine wahre Verkörperung des aus ihr gehobenen Grundsatzes geworden, der in diesen Zeilen besprochen wird und auch, was Reichtum der Gedanken, Einteilung des Stoffes, Klarheit und Knappheit im Ausdruck betrifft, für jede wissenschaftliche Arbeit ein Muster von höchstem Wert.

Für das mündliche Dozieren, sowie für die Erlernung einer Wissenschaft und dergleichen, verdient unser Axiom ebenso alle Beachtung, will man es zu ansehnlichen Resultaten bringen. Wer beispielsweise eine Sprache gründlich zu erlernen wünscht, der wird sich durchaus nicht mit bloßer Kenntnis der allgemeinen grammatikalischen und syntaktischen Regeln und der Bedeutung einer Anzahl Worten begnügen, sondern den Charakter, die Verwendbarkeit jedes einzelnen Wortes, sogar ihre Abstammung und ihre Ableitungsfähigkeit erforschen und dem Gedächtnisse einprägen. In Geschichtsvorträgen sind allerdings die einzelnen Daten schon für sich von Wert. Da aber jede Zeitperode von besonderen Ideen getragen wird und dadurch ihre eigenartige Signatur erhält, so ist jene Darstellung die beste, welche diese Eigenart, diesen sogenannten Zeitgeist bis in die feinsten noch zugänglichen Verzweigungen des Völkerlebens hinab, am klarsten hervorhebt.

Der Ausspruch des Kirchenlehrers ist daher wegeleitend im Urteil über Kunstgegenstände wie über wissenschaftliche Produkte,

vorab jener, die mehr praktischer Natur sind. Hier mag auch noch folgendes sein Plätzchen finden:

3. Seit den Tagen des heiligen Thomas haben sich die wichtigsten Zweige menschlichen Wissens so ungeahnt entfaltet, daß beinahe ein ganzes Menschenleben nötig ist, um nur in Einem wahrhaft Meister zu werden; anderseits besitzt die katholische Kirche schon in ihrem Priesterkollegium eine Summe von geistigen geschulten Kräften, wie keine Gelehrtengeellschaft der Welt auch nur annähernd sie zur Verfügung hat. Wie nun, wenn für jede einzelne Disziplin der Wissenschaft und für jeden Zweig künstlicher Betätigung, soweit das mit dem priesterlichen Charakter vereinbar ist, aus der ganzen Armee die am meisten geeigneten Persönlichkeiten ausgewählt und ihnen von kompetenter Seite der Auftrag gegeben würde, außer den standesgemäßen ästhetischen Uebungen alle ihre übrige Zeit und Kraft täglich für das zugewiesene Fach zu verwenden! Fürwahr, fast der Sonne ähnlich gegenüber den einzelnen Erdsichtern müßte sie auch in Wissenschaft und Kunst gar bald alle Hegemonie an sich reißen. Und würde dann aus dieser großen aktiven Gelehrtenchar ein Ausschuß von besonders geeigneten Männern die spezielle Aufgabe gestellt, alle seit den Zeiten des heiligen Thomas gewonnenen sicheren Resultate menschlichen Forschens nach dem Schema seiner Summe zu verarbeiten, also diese bis auf unsere Tage fortzusetzen, so erhielte die Kirche ein Werk, wie kein zweites zu finden wäre, eine wirkliche Enzyklopädie, ganz auf der Höhe der Zeit stehend, ein gleichsam intellektuelles Abbild von ihrer einzigartigen Größe selbst. Das wäre wohl die erhabenste Durchführung der Universalregel: *Omnis scientia* . . . Wird es jemals zur Ausführung eines solchen Planes kommen? oder soll es nicht sein, weil die Kirche so den Weg der Verdemütigung und Mißkennung allzusehr verlassen würde, welchen ihr göttlicher Meister zeitlebens gewandelt ist! — Doch wenden wir uns nun Gegenständen zu, die für den Priester noch weit wichtiger sind, als die bisher berührten.

3. Das ästhetische Leben des Priesters in seinen Fortschritten.

Amor bene ordinatus incipit a semetipso! heißt es irgendwo in der Summe. Auch die Selbstheiligung geht im priesterlichen Leben über alles, weil nur durch sie die äußere Wirksamkeit gefahrlos, wahrhaft fruchtbar und dem Seelsorger selbst zu eigenem, dann auch unberechenbar großem Vorteil wird. Dazu aber gehört bekanntlich Reinigung von Fehlern und Ausschmückung mit Tugenden bis zur vollendeten Liebe. Auf beiden so großen Arbeitsfeldern ist die Beachtung des vom heiligen Thomas aufgestellten Grundsatzes unbedingt notwendig, will man vorwärts kommen und nicht durch Unfruchtbarkeit seiner Anstrengungen gänzlich entmutigt werden.

1. Ablegung der Fehler, namentlich der Charakterfehler. Da reicht es für unseren Zweck vollständig hin, auf die

vom heiligen Ignatius von Loyola gegebene Anleitung zum Partikularexamen hinzuweisen. In seinem so hochgeschätzten Exerzitienbüchlein empfiehlt er mit allem möglichen Nachdruck, bei der Bekämpfung der Fehler ja recht konkret vorzugehen: *Divide et impera*. Hat man einen bestimmten zum Zielpunkt seiner Angriffe gemacht, so erforsche man sich darüber täglich mehrmal, schreibe die Verfehlungen sogar auf, damit man so einen Tag, eine Woche, mit den anderen vergleichen könne. Ja die *scientia operativa* muß hierin noch weiter gehen: Man unterlasse nicht, für jeden begangenen Verstoß gegen den konkreten Vorsatz sich eine Buße aufzuerlegen. In der That, ohne letzteres hilft erfahrungsgemäß weder Erforschung noch Aufschreiben etwas; man dreht sich trotz aller Anstrengungen jahrelang in engem Kreise herum, ohne je aus dem unheimlichen Banne der fehlerhaften Gewohnheiten einen rettenden Ausgang zu finden. Kein Wunder daher, wenn schon der geniale Meister in der Ascese und unzählige seiner Söhne die Disziplin, der heilige Franz Borgia das Auszerren von Haupthaaren, Andere anderes, zuweilen recht drollige Mittel wählten, um ihren Entschlüssen gehörigen Nachdruck zu verleihen. Wenn in der Regel des heiligen Kolumban, die so viele Klöster in Irland, England und auch noch in Gallien mit Heiligen bevölkerte, auf jeden geringen Fehler bedeutende, sogar Prügelstrafen gesetzt waren, wenn die großen Ordensstifter, der heilige Benediktus und der heilige Vater Franziskus ebenfalls von allen Brüdern Selbstbekenntnis der Fehler und willige Annahme entsprechender Bußen verlangten, so wurden sicher auch diese und so manche andere Helden im geistlichen Leben vom Grundsatz geleitet, in den Abweichungen von der heiligen Regel dürfe nichts als unbedeutend angesehen werden. Wie richtig sie kalku- lierten, lehrt die Geschichte, indem Ausartungen und Untergang ganzer Klöster regelmäßig mit geringen Uebelständen ihren Anfang nahmen, die man unbehelligt fortwuchern ließ: *Qui modicum spernit, paulatim decidit!* Aber auch umgekehrt: Tugend und Vollkommenheit machen sicher unaufhaltsame Fortschritte, wenn die kleinen und kleinsten Verfehlungen allgemein ernstliche Mißbilligung und Ahndung finden.

2. Auch im positiven Streben nach Vollkommenheit dient der Satz des heiligen Thomas gleicherweise als unfehlbarer Führer. Wie sogenannte Universalgenies äußerst seltene Erscheinungen der Welt sind, so auch die Seelen, die mit allgemeinen Entschlüssen weit kommen. Fast alle Heiligen, deren Leben wir näher kennen, haben sich irgend einen frommen Spruch, der ihnen besonders zusagte, zum Lebensgrundsatz, Leitstern gemacht und ihn dann gleichsam bis in die feinsten Spitzen ihres aktiven Lebens bestimmend einwirken lassen. Viele Wege führen nach Rom und so auch viele zur Vollkommenheit; das aus- erkorene Lebensmotto zeichnete dann jenen vor, den der einzelne Heilige oder Selige sich auserwählt hatte. Solche sind, z. B. „*Pax!*“ — Mein Gott und mein Alles! — *Omnia ad maiorem Dei gloriam!* — Alles aus Liebe! — Zur Sühne (Buße)! — *Deo*

gratias! — Nur der heiligste Wille Gottes! — Quid hoc ad aeternitatem? — Aut pati aut mori! — Memento mori! — Eine große Menge solcher in lakonischer Kürze abgefaßter Lebensnormen finden sich in den Psalmen, in den Evangelien, in den Briefen der heiligen Apostel. Das Brevier macht häufig darauf aufmerksam, indem dergleichen fernhafte Aussprüche als Antiphonen, Verse, Responsorien verwendet, vom Priester im Leben tausend und tausendmal zu wiederholen sind. So birgt das einzige Wort „Dominus“, das namentlich in den Psalmen auffallend oft vorkommt, unerschöpfliche Beweggründe, sich dem Willen Gottes gänzlich anheim zu geben. Der Psalm 118, der jahraus jahrein täglich gebetet werden muß, ist nichts anderes als eine Paraphrase dieses Kernpunktes aller Heiligkeit, sowohl nach der passiven als nach der aktiven Seite hin. Die Worte: „Per omnia saecula saeculorum“, die auch in der heiligen Messe so oft und dazu mehrmal ganz emphatisch auszusprechen sind, lehren eindringlich genug, alles Irdische wie nichts zu erachten und nur nach dem Himmlischen zu streben. Die ersten drei Bitten des Vaterunsers bilden, jede für sich, einen zuverlässigen Führer zur höchsten Vollkommenheit.

Uebrigens war diese Art, es nach ihrem Vermögen im sittlichen Leben weit zu bringen, schon den heidnischen Weltweisen wohlbekannt. Von solchen stammen ja die Devisen: Sustine et abstine! — ὑπομὴν καὶ ἀνῆκῃ! — Age quod agis! — Nunquam retrorsum! — Vom Kaiser Vazius Verus soll der Ausspruch stammen: Nihil obiter! der so deutlich an die Mahnungen des Herrn anklingt, nichts im geistlichen Leben gering anzuschlagen, da man für jedes unnütze Wort Rechenschaft abgeben müsse, da nichts Unreines in den Himmel eingehe, wer im Kleinen getreu ist, es auch im Großen sei, jeder Trunk Wasser jenseits seine Belohnung finde u. s. w.

Indes liegen drei Bedenken gegen solche Einzelwege zur Vollkommenheit sehr nahe und verlangen daher noch etwelche Berücksichtigung.

a) Der nächste Weg zur Vollkommenheit, wohin das ästhetische Leben führen soll, ja diese selbst, ist die Liebe. Warum sich also nicht einfach in dieser üben? — Das ist wahr; aber wie man selten gerade hinauf zur Spitze eines hohen Berges gelangt, vielmehr um sie zu erreichen, viele Umwege machen muß, so liegt es auch im Plane der Vorsehung, daß nicht alle Auserwählten ganz den gleichen direkten Weg zu ihrem höchsten Lebensziel einschlagen und verfolgen. Würde letzteres geschehen, so wäre die Folge davon eine sozusagen uniforme Herrlichkeit unter allen Heiligen und Seligen des Jenseits, während doch der heilige Paulus versichert, daß ein Stern vom andern sich dort unterscheiden werde. Diese nicht bloß quantitativen, sondern auch qualitativen Unterschiede aber erfolgen wie von selbst, wenn der heilige Geist die einen der Auserwählten in der Demut, die anderen in der Abtötung, andere in Liebesdiensten gegen den

Nächsten, andere im Gehorsam, andere speziell in der Gottesliebe, je nach der gewählten Losung fürs Leben, sich auszeichnen läßt. Letztere muß freilich bei allen das belebende Element bilden, wie sie es in den neun Chören der Engel auch ist; aber dadurch, daß sie schon hienieden in jedem wahren Christen gleichsam einen anderen Farbenton annimmt, bereitet sich die unendliche Mannigfaltigkeit von Schönheiten vor, die das himmlische Jerusalem einst zieren soll.

b) Eine zweite Schwierigkeit bietet die Auswahl der Devisen; denn auch in diesem Punkte gilt das Wort: „Eines schickt sich nicht für alle.“ Geistige Anlagen, Temperament, bisher zugezogene fehlerhafte Gewohnheiten, die zu bekämpfen sind, ausgesprochene Neigungen, z. B. zur Demut, zum Gehorsam, zur Buße, zur Liebe, nebst häufigem Gebet um Erleuchtung und Beratungen, müssen hier als Fingerzeige gelten. Dann werden Vorproben angestellt, was leichter geht und rasch glückliche Veränderungen hervorzubringen verspricht, und hat man das Richtige gefunden, so gilt es, mit heroischer Standhaftigkeit auszuharren im Denken und Handeln nach dem Wahlspruch, bis einem das Verhalten darnach zur unverlierbaren zweiten Natur geworden ist. — Beigefügt sei noch folgendes: Von je mehr und je angesehenen Männern der Tugend und Wissenschaft ein Lebensgrundsatz selber befolgt und angeraten wird, desto mehr verdient derselbe, bei der Auswahl in Betracht gezogen zu werden. So mögen Seelen, die Gott offenbar auf den Weg der Liebe führen will, nicht lange zaudern, gleich den Wahlspruch aufzustellen: „Alles aus reiner Liebe“, den die heiligen Kirchenlehrer Alphons Vignori und Franz von Sales in so staunenswerthem Maße selbst ausgeführt und so häufig andern mündlich und schriftlich empfohlen haben. Wer auffallenden Mangel an Selbstbeherrschung beklagen muß, der wähle den Grundsatz: *Vince te ipsum!* in dessen Befolgung der heilige Franz Xaver allen Fortschritt im geistlichen Leben setzt. Die besondere Andacht zum göttlichen Herzen Jesu faßt eigentlich beide genannten Lebensmottos zusammen und ist als Mittel, in kurzer Zeit weit zu kommen, von höchsten Auktoritäten genug empfohlen worden. Glückliche, wer eine deutliche Neigung dazu fühlt und dann nicht bloß durch innige Gebete, sondern durch die ganze Lebensweise sie vollkommen zu üben sucht!

Der selige Grignon von Montfort übte die Andacht zur Mutter Gottes so, daß eine adäquatere Durchführung unseres Grundsatzes wohl nicht mehr möglich wäre. In den hinterlassenen Schriften erklärt er seine Weise der Marienverehrung eingehend und beteuert dabei zu wiederholten Malen, dieselbe sei bestimmt, in den letzten Weltzeiten Heilige heranzubilden, die zu den größten der Kirche gehören; wer sie regelrecht übe, werde zu hoher Vollkommenheit leicht und in kurzer Zeit gelangen. Aber, fügt er bei, nur Wenige würden darin die nötige Ausdauer an den Tag legen und so das Ziel vollkommen erreichen. Die Gründer des Servitenordens wählten als Hauptauf-

gab ihr Lebens die Verehrung Mariä als Schmerzensmutter, richteten darnach ihre Betrachtung ein, zogen die praktischen Konsequenzen bis ins Aeußerste und führten sie durch. Und der Erfolg! Was einzig in der Kirchengeschichte dasteht: Alle sieben Gründer erlangten die Ehre der Altäre.

Ueber die im Brevier so häufig, speziell in der Prim dreimal nacheinander wiederkehrende Anrufung: *Deus in adiutorium meum intende* . . . ! teilt uns Kassian in seinen *Collationes Patrum* einen merkwürdigen Unterricht des Altwaters Isaak mit, aus dem hier einige Gedanken folgen mögen. In seiner zehnten Unterredung sagt er von diesem Vers u. a., er sei der Ausdruck vollkommener Demut und Armut des Geistes, die schönste Uebung der Gegenwart Gottes und des Vertrauens auf ihn, die (praktische) Verehrung seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit, der Weg zur vollkommenen Liebe, eine unerstürmbare Mauer, ein undurchdringlicher Schild und Panzer; er lasse niemanden verzagen; er sei ein ständiges Bekenntnis, wie not uns allzeit Gottes Hilfe tut, besonders gegenüber den verschiedenen Reizen, wenn das Fasten schwer falle, wenn Kopfschmerz oder Schlaflosigkeit und Gebet erschweren, wenn man in der Nacht wegen Versuchungen Satans nicht schlafen könne. Der heilige Greis fährt dann weiter mit den Worten: „In Freude und Leid, Trost und Verlassenheit, Friede und Kampf, Ruhe und Versuchung, Gebet und Arbeit, immer muß man zu diesem himmlischen Gebet Zuflucht nehmen . . . Diesen Vers sollst du Tag und Nacht, Daheim und auf Reisen meditieren, beten, singen; denn er schützt vor allen Anfällen, reinigt die Seele, führt zu himmlischer Gebetsweise gar Wenigen bekannt . . .“ Man sieht, daß auch diese Riesen des asketischen Lebens ihre praktische Hauptwissenschaft ganz so angewendet haben wie der heilige Thomas es verlangt und wiederum: mit welchem Erfolg! — Endlich hören wir in Sachen diesen unseren Meister selber noch. Als er schon dem Tode nahe war, näherte sich einer der Religiosen seinem Lager und bat um einen Wink, wie er sich am leichtesten in der Gnade Gottes bewahren könne, worauf der Sterbende antwortete: „Trachte immer so zu leben, daß du jede Stunde bereit bist, über deine Handlungen Rechenschaft abzugeben.“¹⁾ Wir finden hier nichts anderes als das „*Vigilate*“ des Herrn angeraten, das von selbst zum ständigen Wandel in Gottes Gegenwart und zur sorgfältigen Ausnützung jedes Augenblickes der kostbaren Lebenszeit, zu fast ständiger Selbstentfagung, kurz, ebenfalls zur Vollkommenheit und Heiligkeit führt.

Aus all diesen herrlichen Ratschlägen, die lauter sichere Straßen zu den Toren des himmlischen Jerusalems sind, mag also jeder den sich ausersuchen, der nach reiflicher Prüfung am besten für ihn zu passen scheint. Dann aber kommt alles darauf an, daß man mutvoll noch die letzte Schwierigkeit überwinde, welche in der konsequenten,

¹⁾ Der heilige Thomas von Aquin von Prof. Gibelli, pag. 62, Benziger & Co. — ein sehr anregendes Büchlein für die studierende Jugend.

beharrlichen Durchführung seines einmal gewählten Wahlpruches bis in die äußersten Verzweigungen des sittlichen Lebens liegt.

c) Ja, die Ausdauer! Wer erblickt in seiner Vergangenheit nicht eine erschreckende Menge eben begonnener, vielleicht schon ziemlich fortgeschrittener, dann aber wieder aufgegebenen und nachher zerfallener Turmbauten? Es fehlte an dem, wovon hier die Rede sein sollte. Wir werden erfahrungsgemäß von unseren Vorfahren schöne Resultate erzielen, wenn wir folgende drei Mittel anwenden: 1. in tiefinniger, meistens durch unzählige Mißerfolge gewonnener Ueberzeugung von unserer äußersten Schwäche alles Vertrauen auf den Geber alles Guten allein setzen: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, so bauen die Bauleute umsonst!“ — 2. möglichst feste Fundamente für dieselben herstellen, 3. uns mit ihnen ganz ähnlich abgeben, wie Dichter mit klassischen Werken, die sie vor ihrer Vollendung monate-, jahre-, jahrzehntelang in sich herumtragen. Nehmen wir als Beispiel die Geduld, von welcher der heilige Jakobus (I. 3.) schreibt: *Patientia habet opus, perfectum!* anderseits aber auch in Psalm 61 geschrieben steht: *Quoniam ab ipso (sc. Deo) patientia mea.* Als wirklich tragfähiges Fundament können die Wahrheiten gelten: Nicht das Geringste geschieht ohne Wissen und Mithilfe Gottes. Was immer mir Unangenehmes passiert, gereicht nach seiner Absicht mir zum besten. — Nie werde ich soviel zu ertragen haben, als mein göttlicher Meister für mich litt, als ich für meine Sünden verdient habe, als man in der Hölle leidet. Jeder Akt der Geduld erwirbt einen neuen Grad ewiger Seligkeit, so daß gar kein irdischer Gewinn auch nur von ferne damit in Vergleich kommt. — Sind diese Beweggründe von der Seele nicht bloß spekulativ, sondern intuitiv in ihrer ganzen Kraft vermitteltst ernster, oft wiederholter Betrachtungen erfaßt, so kann nun die Uebung bis ins kleinste Detail beginnen, gleich als hinge die ganze Seligkeit von jeder einzelnen Gelegenheit ab, die sich darbietet: Des Nachbarn Hahn kräht schon um 2 Uhr morgens und stört allen weitem Schlaf. Die Haushälterin hat wieder vergessen, ein Handtuch auf den Waschtisch zu legen. Die Lampe brennt so schlecht. Es läutet zum Versehen, bei solchem Wetter! Vor der verspäteten Messe möchte die Elisabeth noch beichten. Kein Altardiener da! endlich kommt er aber ohne Schuhe, weil er meinte, der andere müsse diese Woche ministrieren. Der Lehrer betet nicht die richtige Litanei vor. Nach der Messe ist der Kaffee noch nicht parat, wo doch der Unterricht für die Ergänzungsschüler, lauter Buben, beginnen sollte, die wieder davonlaufen, wenn sie ein wenig warten müssen. Das sind so Einzelpunkte der Geduldproben — *extra ea quae intrinsecus latent*, — von der Vorsehung in wunderbarer Mischung und Mannigfaltigkeit dem Mann Gottes, dem lebendigen Abbild des Heilandes zugewiesen. Ist es möglich, sie zu bestehen? Ja, sogar leicht, wenn wir nur durch die *causae secundae*, wie durch einen zarten Schleier, in Herzensdemut und Liebe das Auge stets auf den allgegenwärtigen Herrn zu halten verstehen, der

uns zur Föhrung eines solchen Opferlebens jeden Morgen mit seiner eigenen Kraft neu ausröstet.

Unter allem, was Priester auf Erden unternehmen können, verdient nichts in solchem Maße zum Centralpunkt des täglichen Lebens gemacht zu werden, wie das heilige Messopfer, von dem es in der Sekret vom Feste des heiligen Ignatius B. heißt: in quibus (mysteriis) omnis sanctitatis fontem constituisti. Das Axiom des englischen Lehrers kann an demselben in dreifacher Hinsicht wahre Triumphe feiern. Im höchsten Maße kam es durch die vom heiligen Geiste geleitete Kirche zur Verwirklichung, indem sie die heilige Opferhandlung mit einem Ritus umgab, der in Verbindung mit den Gebeten ein unvergleichliches Kunstwerk ausmacht. Zur weiteren Ausstattung trugen die sieben freien Künste bei, was sie nur immer an Schönstem, Feinsten schaffen konnten. Die Seele von allem aber bildet das Verhalten des Priesters bei der Messfeier. Ziemehr seine entferntere und nähere Vorbereitung, seine Andacht und Beobachtung der Ceremonien bei der Zelebration bis ins Einzelste, seine unmittelbar darauffolgende und weitere Dankagung der Größe und Heiligkeit des Geheimnisses entspricht, ein desto wundervolleres harmonisches Ganzes bilden alle drei Faktoren zusammen: einen Gottes würdigen Hymnus auf die allerheiligste Dreifaltigkeit. Es ist darum kein Wunder, daß so viele heilige Bischöfe und Priester ihr ganzes Leben zu einer Vorbereitung auf die hochheilige Handlung und zur Dankagung gestalteten, gleichwie in tropischen Gegenden und auch bei uns in den längsten Sommertagen, das Abendglöhen und das Morgenrot unmerklich ineinander übergehen, ohne mehr von eigentlicher Nacht unterbrochen zu werden. Und weil auch der andere Satz der Summe: omnis effectus recipitur secundum dispositionem recipientis, eine Regel ohne Ausnahme bildet, so muß geradezu notwendig vollendete Heiligkeit in so übergelücklichen Priesterseelen sich einstellen und sich in ihnen schon hienieden je länger je mehr das Gefühl geltend machen, dem der heilige Laurentius von Brindisi so oft mit den Worten Ausdruck verlieh: „Die heilige Messe ist mein Himmel auf Erden.“ — Aber ach, wie kann der Priester im Gedränge übermäßiger Sorgen oder durch Nichtbeachtung der sogenannten „Kleinigkeiten“, in der Disposition und bei der Feier der heiligen Geheimnisse oder durch das Uebergewicht der Sinne, durch Vorliebe für weltliche Lektüre u. s. w. mit den Jahren den alles andere weit überbietenden Hauptpunkt seines Lebens aus dem Auge verlieren und so das tägliche unendliche Glück schließlich gar nicht mehr beachten, ja sich zum Verderben wenden!

Grausame Möglichkeit! — Mögen indes die Wirkungen des heiligen Opfers in positiver oder selbst in negativer Richtung auf den einzelnen Priester sein, gerade welche sie wollen, immer finden sie ihre Erklärung in dem Ausspruch des heiligen Lehrers: Omnis scientia . . . et vice versa.

4. Die Pastoration als scientia operativa.

Zu einer gedeihlichen Pastoration ist vor allem notwendig, daß man die Herzen der Untergebenen besitze, was einzig durch Liebe und Liebeswerke erreicht wird. Hierzu aber dienen nicht sowohl allgemein gespendete Wohlthaten, die gewöhnlich nur viele Undankbare finden, als vielmehr partikuläre Zeichen der Zuneigung. Eine freundliche Unterhaltung, ein kleines Geschenk, eine Hilfeleistung, wo ein Pfarrkind Beistand gerade nötig hat, Entschuldigung eines begangenen Fehlers, unerwartete Teilnahmsbeweise einer Familie gegeben, die Unglück getroffen hat und Duzend andere Erweise aufrichtiger Liebe werden meistens nicht mehr vergessen und sichern so die Anhänglichkeit an den Seelsorger. Gewinnt man auf diese Weise heute dieses Pfarrkind, morgen jenes oder auch eine ganze Familie, so ist damit auch der Anhang gewonnen, den jedes und jede hat und das Resultat wird sein: große Beliebtheit, die gleichsam das Tor ist, durch welches man in die Herzen eindringt und sich ihrer bemächtigt, und die weitere Folge wird sein, daß Bitten, Befehle, Rügen gutmütig aufgenommen und sicher beachtet werden, soweit menschliche Schwäche, besonders gegenüber eingewurzelten Gewohnheiten, es nur immer erlaubt.

Aus gleichem Grund ist auch die kleinste nicht durchaus nötige, namentlich nur durch bösen Humor veranlaßte Verletzung der Pfarrkinder zu scheuen; denn so verursachte Abkehr der Herzen wirkt ebenfalls in weitere Kreise hinein, gleichwie eine lokale Entzündung benachbarte Muskel- und Nervengewebe ebenfalls krankhaft affiziert. Was kann nicht ein einziges Weib, einmal ohne Selbstbeherrschung angefahren, durch ihr übertriebenes Gerede am bisher gewonnenen vorteilhaften Ruf Abbruch tun! Und kommt das öfters vor, so sinkt das Ansehen rapid, zumal die Menschen leichter auf die Seite des Mißtrauens und der Abkehr neigen, als auf die für Christen geziemende. — Am meisten fühlen wir uns versucht, religiös Kalte, in irgend einem Punkt für unverbesserlich Angesehene, zumal wenn sie noch der niedern Volksklasse angehören oder etwas beschränkten Geistes sind, schroff abzufertigen. Aber auch in solchen Fällen trifft vollständig zu, was Gräfin L. Holstein den schönen Worten des heiligen Franz von Sales: „Bald wird es nur noch den lieben Gott und mich geben, um die Sünder zu lieben“, in ihren „Goldkörner“ beifügt. Sie schreibt nämlich: „Die Liebe ist das einzige Mittel, um eine verderbte Seele und einen böswilligen Charakter zu bessern. Wie viele Sünder sind unbußfertig gestorben, weil sie keiner Seele begegneten, die sich ihrer erbarmet und ihnen mit Liebe zugeredet hätte! Wie viele Sünden lassen wir begehen, wie viele Seelen lassen wir sich von Gott entfernen, weil wir nicht genug lieben!“ — Die Liebe aber ist geduldig und erfinderisch in der Schaffung partikulärer Gelegenheiten, sich bei solchen fühlbar zu machen, auf welche sie es abgesehen hat.

2. Nahe verwandt mit dem Gesagten ist ein anderer hochwichtiger Punkt in der Pastoration. Es liegt wesentlich im Verhältnis

des Evangeliums zur Welt, daß man bei seiner Verkündigung auf Widerspruch und weiter auf heimliche und auch öffentliche Anfeindungen stößt, wie es Christus vorausgesagt hat. Die große Kunst der wahren Seelsorge aber besteht darin, sogar solche Widerwärtigkeiten nicht allein ohne merklichen Schaden durchzumachen, sondern auch noch bedeutende Vorteile daraus zu ziehen. Wie kann das erreicht werden? Asketische Schulung und Gebet als unerläßliche Bedingungen vorausgesetzt, führt nachbezeichnetes Verfahren so oder so zu den günstigsten Resultaten: Wenn sich ein pastorales Gewitter in kleineren oder größeren Dimensionen erhebt, bissige Kritiken, Verdrehung der Absichten, ostentative Kränkungen erfolgen, untersucht man vorerst möglichst objektiv und ruhig, was an der Sache selbst von der einen oder andern Seite gefehlt wurde und was bloß die eigene Empfindlichkeit, des Herzens schwächste Seite, unangenehm berührt hat. Ist das geschehen und hat man sich nichts vorzuwerfen, so deckt man einfach das Unrichtige, von den Gegnern Unterschobene auf und rechtfertigt so sein Vorgehen in Gelassenheit; das andere aber, die noch so drängenden Eingebungen der Eigenliebe, werden mit unerbittlicher Festigkeit beiseite geschoben, indem man sie ignoriert. Auf diese Weise lassen sich fünf köstliche Vorteile als beinahe unzertrennliche Begleiter solchen Vorgehens erreichen, nämlich: 1. Großer Zuwachs an wahrer Tugend und damit an allem, was ein Priesterherz für Zeit und Ewigkeit nur schmücken und erfreuen kann. 2. Vermeidung manchmal unbeschreiblich vieler Aufregungen, Sünden, Gewissensängsten, von Ausstritten, die vielleicht nach einem halben Jahrhundert noch im Gedächtnis blieben. 3. Verhältnismäßig schnellste Beruhigung der Gemüter und Abschluß vieler Streitigkeiten unter den Beteiligten. 4. Wahrer Respekt auch vonseite der erbittertsten Gegner, die unmöglich ihre Augen dem Sonnenglanz echter Christen und Priestertugend auf die Dauer verschließen können. 5. Früher oder später, wenn nicht den wirklichen Sieg, der manchmal außer unserem Bereiche ist, so doch den moralischen, d. h. — die Sache vom christlichen Standpunkt aus betrachtet einen noch wertvolleren als der andere, wie der Kreuzestod unseres Herrn in erster Linie ja auch eine Niederlage gegenüber den Feinden war und doch, sogar abgesehen von der nachfolgenden Auferstehung, den erhabensten Sieg in sich schloß, der sich denken läßt. Kurzum, Selbstprüfung in Demut, Geduld, absichtliches Uebersehen von Nebensachen, eine bescheiden eingeleitete Unterredung mit den Gegnern, eine Bitte, er möge sich aussprechen, in lieblichem Ton vorgebracht, wirken häufig wie Wunder; und zuweilen verläßt man den als wahren Freund, welchen die erhitzte Phantasie zu Hause als intransigenten Feind ansah und dann die Zunge nur zu leicht so darstellte, als ob kein guter Faden mehr an ihm zu finden wäre. Nichts ist der Nächstenliebe verhängnisvoller als das „Kalendermachen“ über erlittenes Unrecht und nichts eine reichlichere Quelle für eigenes als dies einseitige Brüten über zugefügte Unbilden: auch eine *scientia operativa*

sed diabolica. Der Rechtsgrundsatz: *Audiatur et altera pars*, enthält in sich eine goldene Regel für jedermann, was erst für einen Seelsorger, der die Sanftmut Jesu Christi nie außeracht lassen darf! Solange wir Schafe bleiben, werden wir immer siegen (so oder so); sobald wir aber selbst die Wolfsnatur annehmen, müssen wir unterliegen“, sagt der heilige Chrysostomus zu den Worten des Herrn: „Sieh, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“; denn sofort wird der göttliche Meister seinen absolut notwendigen Beistand uns entziehen müssen.

Auch das sei noch beigelegt: wir können mit widerspenstigen Naturen kaum je genug Mitleid haben. Alle, Klein und Groß, sind ja von der Erbsünde her davon infiziert, und vielleicht war der tiefste Grund, warum der heilige Thomas in seiner Summe die seltsame Darstellungsweise: *Videtur — contra — ad primum dicendum* etc. von Anfang bis Ende durchführte, gerade der, damit dieser wie angeborne Widerspruchsgeist durch ihre Lektüre beruhigt oder wenigstens unschädlich gemacht werde, indem er tausendmal erfahren muß, wie seine Einwände so leicht in nichts zusammensinken.

3. Zieht man die einzelnen Bestandteile der Pastoration: Predigt, Katechese, Spendung der heiligen Sakramente u. s. w. in Betracht, so erweist sich das vom heiligen Lehrer aufgestellte Axiom wieder als unfehlbarer Maßstab ihrer bessern, oder weniger guten Beforgung. So müssen z. B. die Vorträge jeder Art vor allem populär gehalten, d. h. der Denkweise, den Anschauungen und den Bedürfnissen der meistens wenig gebildeten Zuhörer angepasst sein, so daß man ihnen das sagt, was in ihren Herzen selbst unbewußt schlummert und sie immer wieder bei sich zu bekennen genötigt sind: „Der Prediger hat recht; so ist es; so muß man in diesem Falle handeln; das ist durchaus unstatthaft und darum zu meiden!“ Niemals wird aber ein Seelsorger zu diesem innern, alles entscheidenden Verkehr mit seinen Anvertrauten gelangen, wenn er sich nur mit der allgemeinen, theoretischen Entwicklung der Wahrheit und der sittlichen Vorschriften begnügt und nicht Anwendungen auf das Einzelne und Einzelste im menschlichen Leben und Streben in solcher Weise macht, daß sich keiner der Zuhörer persönlich verletzt zu fühlen braucht. Es ist das freilich das Schwerste, aber zugleich auch das Schönste und Wirkksamste in der christlichen Beredsamkeit; viel Verkehr mit dem Kenner aller Menschenherzen, Beobachtung des Volkes in seinem Handel und Wandel, innige Liebe zu den Seelen führt sicher dazu, zumal der Seelsorger schon durch sein Amt wie ein heiliges Recht auf diese Fähigkeit hat, wenn er das Seine tut. Hinsichtlich des Religionsunterrichtes spielt der Grundsatz der Summe eine noch wichtigere Rolle. Je jünger die Lehrlinge sind, desto unentwickelter ist die Fähigkeit, über das Konkrete hinaus noch etwas zu erfassen. Da gibt es kein anderes Mittel zum Erfolg, als nach dem Vorgang der Bibel und nach der gewöhnlichen Lehrmethode des Heilandes alles so dar-

zustellen, daß man es fast mit Händen greifen kann; nur so ist er fahrungsgemäß den Kleinen etwelche Einsicht in den Sinn der abstrakten Katechismusfragen beizubringen. Ähnlich verhält es sich mit den Zusprüchen im Beichtstuhl. Wer erinnert sich am nächsten Tag noch dessen, was der Beichtvater vielleicht in langer Ansprache gesagt hat? Die Wenigsten. Doch nein, zuweilen geistert nach 20 bis 30 Jahren noch ein kurzes Wort im Kopf herum, das im Bußgericht, sei es zum Trost oder zur Warnung, vernommen wurde. Aber das war dem Seelenbedürfnis des Pönitenten so recht angepaßt, wirklich individuell. Auch die Bußen sollten nach dem Willen der Kirche soweit möglich denselben Charakter haben; denn ihre Farblosigkeit verursacht den Seelen Schaden, sowohl hinsichtlich der Rücksälle, als des Strebens nach Höherem und der Herabsetzung jenseitiger Strafen.

4. Je mehr es zur Gewohnheit wird, vom Besuch des Gottesdienstes fern zu bleiben und je intensiver die Verlockungen, von der Kirche gänzlich abzufallen, sich gestalten, desto notwendiger ist es für den Seelenhirten, wieder zum uralten Modus der Pastoration zurückzukehren, den der heilige Apostel Paulus praktizierte und in einer Ansprache an die Aeltesten von Milet (Acta Ap. XX.) schilderte mit den Worten: *Vos seitis a prima die, qua ingressus sum in Asiam, qualiter vobiseum per omne tempus fuerim . . . quoniam per triennium nocte et die non cessavi, cum lacrymis monens unumquemque vestrum.* Man wäge jedes Wort dieser Stelle genau ab und man wird staunen, in welchem Maße das Prinzip des heiligen Thomas realisiert darin dargestellt wird. Nun bietet es freilich seine Schwierigkeiten, den großen Völkterlehrer in diesem Punkt auch nur von ferne nachzuahmen; denn Besorgnis nicht guter Aufnahme, Furcht vor Zeitverlust, vor dem Anhören vieler Klagen und vor Störung der Gemüths- und Gewissensruhe wollen mächtig zurückhalten von so heikler, dorniger Ausübung der Seelsorge. Indes hat die Sache auch ihre Sonnenseite, die ungemein ermutigt. Das System des Augenschließens ist angenehm für den Augenblick, beruhigt aber niemals; anderseits bringt schon der Sieg über sich selbst, indem man doch geht, eine gehobeneren Stimmung in die Seele. Dann findet man oft Liebe, Zutrauen, Herzlichkeit, wo und wie man es gar nicht erwartete, und tut mehr Gutes, als man nur meint. Schon die bloße Anwesenheit des Priesters wirkt religiös erfrischend auf die ganze Familie; tröstende, teilnehmende Worte, wo Unglück oder sonstiges Leid zu Hause ist, bleiben unvergessen. Da läßt sich diese, dort jene Anregung machen, die ihre Früchte bringen, können Warnungen, Mahnungen angebracht werden, die im Hause selbst eine ganz andere Resonanz finden, als wenn sie in der Kirche duzendmal wiederholt würden, und wo den Leuten momentan die Kraft oder der Mut, in selteneren Fällen der gute Wille fehlt, gerügte Uebelsstände abzubestellen, bleibt immer die Hoffnung für die Zukunft, im schlimmsten Fall der nicht zu verachtende Trost wenigstens für den Seelsorger:

Dixi et salvavi animam meam! Sturz, wenn er laftvoll, freundlich auftritt, flug vorerst um das materielle Wohl und Wehe der Familie oder Einzelner ſich intereffiert, Lobenswerthes anerkennt, auf Uebelſtände erſt nach gewonnenem Zutrauen mit möglichſter Schonung der Eigenliebe zu ſprechen kommt, Klagen über andere, Nachbarn, Verwandte, ruhig teilnehmend anhört und ſie nie ſchroff als ungerechtfertigt hinſtellt, ſondern auf Umwegen zu entkräften und die Gemüther durch Hinweis auf höhere Geſichtspunkte zu beſchwichtigen ſucht, ſo wird er ſogar bei „Wilden“ noch ganz leiðliche Aufnahme finden und überall den Eindrucl zurücklaſſen: „Der Seelſorger liebt auch uns und meint es mit uns herzlich gut.“ Und dann bekommen auch die Worte auf der Kanzel und im Beichtſtuhl gleichſam einen neuen Gehalt für die Leute, der ihre Wirkſamkeit verdreifachen kann. So baut ſich ein Seelſorger in die Gemeinde ein; die Anhänglichkeit an ihn wird beinahe grenzenlos, der Gedanke an Trennung faſt unerträglich und das um ſo ſicherer, je weniger er ſich ſelber ſucht, was ja Diebſtahl und Treuloſigkeit wäre, ſondern rein nur die Interceſſen ſeines göttlichen Meiſters und der unſterblichen Seelen. Wir dürfen eben nie vergeſſen, daß im katholiſchen Prieſtertum ungeheure Kräfte latent, wie in der Natur, aufgeſpeichert ſind, die eigentlich mehr als genügen, die Hölle und das ganze Freimaurertum in ſtändiger Panik zu halten und all ihre Anſtrengungen beinahe ſpielend bei all denen zu paralysieren, die irgendwie guten Willens ſind. Abgetötetes Leben, vertrauter Verkehr mit dem Heiland, gerade Meinung machen ſie frei und ſo oder ſo unwiderſtlich wirksam, wo immer der Prieſter ſeinen Fuß hinſetzt, bis zur letzten, verlotterten Seele. Darum, wenn je in einer Kunſt, hat in dieſer ars artium der Grundſatz des heiligen Thomas ſeine Geltung und bewirkt unberechenbar viel Schönes und Gutes, wenn er treu befolgt wird.

So eine intensive Paſtoration verlangt freilich außer Energie gegen Bequemlichkeit und eitle Furcht noch etwas, nämlich den ganzen Mann, auch wenn die Seelenzahl der Gemeinde nicht ſo groß iſt, und darum Selbſtentſagung hiñſichtlich des Zeitverbrauches. Aber auch dieſe Opfer werden aus dem Glauben lebenden Seelſorgern nicht hart ankommen, wenn ſie nur feſthalten, daß ein einziges Pfarrkind eine große Welt für ſich iſt, daß die allweiſe und allmächtige Hand Gottes deſſen Stammbaum mit unbegreiflicher Sorgfalt durch alle vergangenen Jahrtauſende geführt hat und die Spuren prieſterlicher Wirkſamkeit bis ins Kleinſte ewig an ihm erkennbar bleiben werden, und dergleichen noch vieles. Auch in dieſer Hiñſicht behält das Wort ars artium regimen animarum ſeine volle Bedeutung, und es iſt nicht zu verwundern, wenn ſchon der glorreich regierende Papſt Pius X. in ſeiner Antrittsenzzyklika über die Erhabenheit und Wichtigkeit der Seelſorge Worte geſchrieben hat, die jeden damit betrauten Prieſter mit einem wahren Hochgefühl erfüllen müſſen. Sollen des weitern auch die im genannten Aktenſtück ausgeſprochenen Hoffnungen über

Regeneration der menschlichen Gesellschaft sich reichlichst erfüllen, so ist nur nötig, daß jeder Seelsorger nach dem Axiom des englischen Lehrers in oben angedeuteter Weise sein erhabenes Amt erfülle.

Ueber den Kodex Hammurabis und sein Verhältniß zur heiligen Schrift.

Von Josef A. Ujčić, Mitglied des k. u. k. höheren Weltpriester-Bildungsinstitutes zu St. Augustin-Wien.

1. Geschichtliches über den Fund.

Es war um die Wende der Jahre 1901/1902, als es einer französischen Expedition unter Führung des Forschers J. de Morgan gelang, aus dem großen Akropolisbügel von Susa einen bedeutenden Dioritblock ans Tageslicht zu fördern. Dieser Block, der sich jetzt im Louvre-Museum in Paris befindet, hat eine Höhe von $2\frac{1}{4}$ m und eine Breite von über $1\frac{1}{2}$ m; auf der Vorder- und Rückseite ist er mit Keilschriftzeichen beschrieben, die eine ganze Gesetzesammlung enthalten. Die Inschrift besteht im ganzen aus 44 senkrecht verlaufenden Reihen, von denen leider einige abgerieben sind. Es geschah dies wahrscheinlich durch die Hand eines späteren Herrschers, der vielleicht einige Gesetze dadurch aufheben wollte. Nach Grimme war ein Teil der Inschrift ausgemeißelt worden von dem semitischen Könige Schutruk-Nachanto, um darauf seine eigene Inschrift einmeißeln zu lassen, was aber aus einem uns unbekannten Grunde unterblieben sei. Es fehlen uns infolgedessen ungefähr 35 Artikel des eigentlichen Gesetzesinhaltes, eine Lücke, die sich immerhin mit in Kauf nehmen läßt, wenn man bedenkt, daß die noch erhaltenen Paragraphen die Anzahl von 247 erreichen.

Auf dem Reliefbild auf der Vorderseite des Blockes sieht man den König Hammurabi in aufrechter Stellung vor dem Gotte Šamas. Der Gott sitzt auf einem Throne und scheint dem Könige seine Gesetze zu diktieren . . . Das Gesetzbuch sollte also seine bindende Kraft daher haben, weil es dem Könige vom Gotte geoffenbart wurde; und wenn auch der Text der Gesetze als vom Könige ausgegangen erscheint, so erinnert dennoch das Bild, daß dies wenigstens indirekt dem Willen Gottes zuzuschreiben sei, ähnlich etwa, wie wenn jetzt der Kaiser die Promulgation eines Gesetzes mit dem Titel einleitet: „Wir von Gottes Gnaden Kaiser rc.“

So die vielleicht allgemeinere Erklärung. Es wäre aber gleich an dieser Stelle zu bemerken, daß nach der Erklärung Prof. Hommels die sitzende Gestalt für den König Hammurabi selbst anzusehen ist, während die stehende Figur den Schreiber oder Priester darstellt, dem der König das Gesetz gibt. Nach babylonischer Anschauung ist

ja der König der Repräsentant seines Gottes.¹⁾ Diese letztere Auffassung des Bildes dürfte, trotzdem sie weniger Vertreter aufzuweisen scheint, richtiger sein.

Die Inschrift wurde zuerst vom bekannten französischen Dominikaner P. Scheil entziffert, der bald darauf auch eine französische Uebersetzung folgen ließ.²⁾

2. Literatur über Hammurabi.

Scheils Arbeit war aber nur der Anfang und allerdings auch die Grundlage für eine ganze Reihe von neuen Publikationen. Die Gelehrten aller Nationen verfolgten mit gespanntem Interesse den sensationellen Fund und aus den verschiedenen Lagern wurden Artikel, Broschüren, Bücher veröffentlicht. Ein vollständiges Literaturverzeichnis anzuführen ist ziemlich schwer, es sollen hier nur die bedeutenderen Autoren aufgezählt werden.

Unter den Deutschen ragen hervor: der Wiener Univ.-Prof. D. H. Müller, der den Hammurabi-Kodex in Transkription, hebräischer und deutscher Uebersetzung anführt und dann verschiedene Erläuterungen und Ergebnisse folgen läßt. Er bringt unter anderem einen Vergleich des Hammurabi-Kodex mit dem Zwölftafelgesetze. Etwas Ähnliches lieferten die beiden Professoren Kohler und Peiser in ihrem Werke: „Hammurabis Gesetz“, von dem der I. Band vorliegt. Beide genannten Werke wurden von der katholischen Kritik wohlwollend aufgenommen.

Hierher gehört auch Winklers: Die Gesetze Hammurabis, der auch die sumerischen Familiengesetze zum Vergleiche heranzieht.

Kleinere Werke berücksichtigen weniger die philologische Seite des Kodex als vielmehr sein Verhältnis zur heiligen Schrift. Hierher gehören: Grimme: Das Gesetz Hammurabis und Moses; Joh. Jeremias Moses und Hammurabi; Dettli: Das Gesetz Hammurabi und die Thora Israels; Nibel: Bibel und Babel (§ 10. Hammurabi und sein Gesetz S. 88 ff.). Einen Vergleich zwischen dem Hammurabi-Kodex und dem altgermanischen Rechte bietet uns die Rektorats-Rede des Professors Georg Cohn in Zürich.

Mehrere orientierende Aufsätze oder Notizen finden sich in den verschiedenen Zeitschriften, die mit Nutzen zurate gezogen werden können: so Flunks Rezensionen in der Innsbrucker Zeitschrift 28. Jahrgang 1904, der Aufsatz von Dr. P. Erasmus Nagl in „Katholik“ 86. Jahrgang 1904. Von den fremdländischen Autoren wären zu erwähnen: Mari: Le leggi di Hammurabi e la Bibbia, ferner der Aufsatz eines Anonymus in der *Civiltà Cattolica* (vol. X. 1903), sowie der des P. Lagrange in der *Revue biblique* (tom XI. 1902). Englisch schrieb Robert-Franci Harper of Hammu-

¹⁾ Cfr. Nießlers Rezension des Werkes Cook: The Laws of Moses and the Code of Hammurabi im allg. Literaturblatt (der Leo-Gesellschaft) vom 15. Nov. 1904 (XII: 647). — ²⁾ In „Délégation en Perse.“ Tome IV. Textes Elamites-sémitiques (Paris, Leroux 1902).

rabi, King of Babylonia. Chicago, Illinois 1904; ferner: Edward, The Hammurabi Code and the Sinaitic Legislation. London 1904; C. H. W. Johns, the oldest Code of Laws in the World 1903. Was den Theologen am meisten interessieren kann, ist nicht so sehr die sprachliche Seite des Kodex Hammurabis — welche nebenbei erwähnt in der „Zeitschrift für Assyriologie“ von Professor Ungnad eine eingehende Berücksichtigung findet,¹⁾ sondern der Inhalt des Kodex selbst und sein Verhältnis zur heiligen Schrift.

3. Inhalt des Kodex Hammurabi.

Dem eigentlichen Gesetzesinhalt geht eine Art Datum voraus, dann folgt der Name des Königs Hammurabi mit einem großartigen Titel, für den nicht weniger als 250 Worte respektive Ausdrücke auf ungefähr 3 Kolonnen verwendet wurden. Hammurabi nennt sich unter andern den von „Bel berufenen“, den „König, der im Gehorsam hält die vier Weltgegenden“, den „Liebling der Ishtar“ und dergleichen mehr, ein Titel, der von einem sicherlich nicht unbedeutenden Selbstbewußtsein zeugt. Das darauffolgende corpus Juris enthält nach der gewöhnlichen Nummerierung 282 Paragraphen. Die einzelnen Gesetzesbestimmungen sind aber nicht in einem streng logischen System angeführt, — es fehlt ja die Aufstellung allgemeiner abstrakter Prinzipien und der daraus sich ergebenden Deduktionen, — vielmehr haben wir vor uns, wie sich Jeremias ausdrückt, verschiedene Gruppen „typischer Fälle aus der Rechtspraxis“, eine Art Kasuistik in einer langen Reihe von Konditionalsätzen, in denen uns fortwährend der bekannte Ausdruck entgegentritt: „Wenn jemand das und das tut, geschieht das und das.“

Die nähere Einteilung wäre etwa folgende:

Die ersten 5 Paragraphen oder Artikel enthalten nach dem Ausdruck Lagranges — dessen Einteilung hier im Wesentlichen befolgt wird — einen Code de Procédure, also eine Art Prozeß- oder Geschäfts-Ordnung für Richter.

§§ 1 bis 2 handeln über ungerechte Anklagen.

§ 5 über Vergehen der Richter.

Es folgen sodann die verschiedenen Arten des Diebstahles (von § 6 bis § 25) und zwar spricht der Kodex vom Tempel- und Hofdiebstahl, Menschendiebstahl, Einbruch und Raub.

§§ 26 bis 41 enthalten Vorschriften für Hofbedienstete und über die ihnen verliehenen Lehensgüter.

Darauf folgt von § 42 an das Ackergesetz mit verschiedenen Bestimmungen über Verpachtung, Weidesfrevel, Wasserschäden u. dgl.

In diesem Teile sind 5 Kolonnen ausgemeißelt, und mit § 100 stehen wir schon beim Handelsgesetz. Dieses behandelt in dem erhaltenen Teile (§ 100 bis 107) das Verhältnis der Großhändler zum

¹⁾ Siehe auch Daiches: „Zur Erklärung des Hammurabi-Kodex“ über den im § 26 u. f. vorkommenden „rid sa-be“ (dies. Zeitschrift XVIII. Bd. S. 202).

Kleingewerbe. Letzterem ist das Gesetz ziemlich sympathisch, und man kann sagen, daß Hammurabi kein Freund des Großkapitalismus war.

§§ 108 bis 111 handeln über den Ausschank von Getränken. Die Vorschriften sind ziemlich streng. Originell ist es, daß die Schenkin, im Falle sie eine höhere Taxe für den Wein verlangt, dem Wassertode verfällt. (Müller l. c. S. 107 meint, es sei nur an ein Untertauchen ins Wasser zu denken, um sie eine Zeitlang zappeln zu lassen.) Duldete sie in ihrem Gewölbe Komplotte von Hochverrätern, so wird sie mit dem Tode bestraft.

§ 113 bis 119 enthalten die Vorschriften über die Verfolgung des Schuldners. Im Insolvenzfall konnten seine Frau und Kinder in Schuldfnechtschaft geraten, doch nicht über 3 Jahre.

§§ 120 bis 126 behandeln das Depositenrecht.

§§ 127 bis 184 enthalten das Familienrecht unter seinen verschiedenen Gesichtspunkten. Es ist da die Rede über Eherecht, Ehescheidung, Eheirungen: überdies über Witwenstand, Morgengabe und Erbrecht.

§§ 185 bis 193 geben die Vorschriften bezüglich der Adoption.

Die zwanzig folgenden Paragraphen (194 bis 214) behandeln die „poena talionis“.

Sodann folgt in 12 Paragraphen eine Art Gewerbevorschrift für Chirurgen, Tierärzte und Barbieri, deren Pflichten und Taxen festgesetzt werden. Das höchste ärztliche Honorar eines Chirurgen betrug 10 Sekel, das niedrigste 2 Sekel. Warum der Barbier in die Reihe der Chirurgen und Tierärzte komme, erklärt sich daraus, daß er außer den Figarodiensten auch andere amtliche Funktionen ausüben mußte, so auf Befehl des Gerichtes das Haar an der Stirne zu scheren, Brandzeichen einzubrennen u. dgl.

In den folgenden 12 Paragraphen (228 bis 240) lesen wir die Vorschriften für Architekten, Baumeister, Schiffsbauer und Kapitäne.

Die §§ 241 bis 249 behandeln die Vermietung von Lasttieren.

§§ 250 bis 252 über den durch Tiere, besonders durch das stößige Rind verursachten Schaden.

Es folgen sodann (§§ 253 bis 277) Vorschriften über den Mietzins für Personen, Tiere und Sachen.

Die Schlußreihe (§§ 278 bis 282) enthält die Bestimmungen über den Sklavenkauf.

4. Bedeutung des Kodex Hammurabi im allgemeinen.

Der Kodex Hammurabi ist das älteste bisher bekannte Gesetzbuch der Welt; sein Auktor ist eine uns schon von anderswo bekannte Persönlichkeit, er ist nämlich nach der fast einmütigen Ansicht¹⁾ mit dem in der Abrahamgeschichte erwähnten Amraphel identisch. Der Fund war daher für die Hyperkritiker, welche die Patriarchen als

¹⁾ Gegen diese Ansicht spricht nur Bezold. Die babyl.-assyr. Keilschriften und ihre Bedeutung für das A. T. S. 26 (Tübingen-Leipzig 1904).

Mythen¹⁾ oder als Personifikationen von Geschlechtern u. s. w. auslegten, in gewisser Hinsicht etwas unangenehm, er war aber zugleich ein Beweis, daß die heilige Schrift nichts zu fürchten hat: denn so oft ein Vorwurf gegen dieselbe auftaucht, kommt gewöhnlich auch eine Wahrheit zutage, die den Vorwurf illusorisch macht.

Amraphel oder Hammurabi lebte um das Jahr 2250 vor Christus und kann der babylonische Augustus genannt werden. Er war sowohl um eine äußere Machtentfaltung als auch um die innere kulturelle Entwicklung besorgt. Sein Kodex liefert uns jedenfalls ein entwickeltes Kulturbild. Schon aus der kurzen Inhaltsangabe kann dies entnommen werden.

In den Gesetzen ist ja die Rede über den Lohn des Handwerkers, die Kunst des Architekten, es gibt da Satzungen über Handel und Kapital, ein normiertes Ackergesetz, welches von Lehensgütern und Verpachtungen spricht; es gibt eine Schankwirtschaft, die aber keine Schlupfwinkel für Banditen bilden darf, und anderes mehr, was einen fortgeschrittenen Kulturgrad voraussetzen läßt.

Die Stände sind sozial gegliedert; für das Wertungsverhältnis der einzelnen Persönlichkeiten und somit dieser oder jener sozialen Form ist der Strafentwurf wegen Körperverletzungen bezeichnend.

Wird ein Armenstiftler geschlagen oder ein Sklave, so gibt es eine Geldstrafe; wird ein Mann, d. i. ein Freier verwundet, dann heißt es: *dens pro dente*; im Kodex Hammurabi ist, wie sich Müller ausdrückt, der „Armenstiftler“, der nämlich von der öffentlichen Wohltätigkeit ernährt wird, ein Mensch zweiter Klasse, der Sklave aber gar nur ein Mensch dritter Klasse.²⁾

Es gibt sodann verschiedene Berufsstände, wie: Priester, Krieger, Lehensmänner.

Der Charakter der babylonischen Ehe ist nach Grimme „wesentlich monogamisch“, das heißt der Ehemann konnte nur eine Ehefrau haben, die wir Hauptfrau nennen können, er konnte aber Nebenfrauen und Sklavinnen halten; eine Monogamie in unserem Sinne des Wortes ist aber im ganzen alten Oriente nicht zu finden, auch bei den Juden nicht, obwohl einige katholische Autoren mit Berufung auf vereinzelte Beispiele in der Geschichte der Israeliten dies annehmen möchten. Diese Beispiele bestätigen nur die gegenteilige Regel. Die Ehescheidung war in Babylonien dem Manne sehr leicht gemacht, nicht so aber der Frau. Die Hauptfrau konnte dem Manne ihre Magd als Nebenfrau geben, doch mußte diese immer recht demütig bleiben, auch wenn sie Kinder gebar und die Hauptfrau keine. Vergl. Sarah und Hagar (1 Mos. 16).

¹⁾ Zur „Mythen“-frage vgl. auch Hommel: Die altorientalischen Denkmäler und das alte Testament, Berlin 1902, wo auf Seite 9 ff. Delitzsch der Inkonsistenz geziehen wird, weil er sich über Hammurabi und dessen fortgeschrittene Kultur so eingehend äußert, über den gleichzeitigen „Mythus“ Abraham aber gar so wenig zu berichten weiß! — ²⁾ a. a. O. S. 147.

Das Richteramt lag in den Händen der Priester; ihnen waren als Sachverständige die „Ältesten“ beigegeben. Ähnlicherweise hat auch Moses auf den Rat Jethros 70 „Älteste“ (magistratus) als Richter erwählt. (2 Mos. 18; 4 Mos. 11, 16.)

5. Ähnlichkeit des Hammurabi-Kodex mit dem Kodex Moses.

Aus den hier kurz angegebenen Punkten ist es wohl leicht ersichtlich, daß zwischen der sinaitischen Gesetzgebung und dem Kodex Hammurabi eine bedeutende Ähnlichkeit im Inhalte herrsche.

Die „Civiltà Cattolica“ teilt den Kodex Hammurabi in 21 Abschnitte und findet zu diesen 13 parallele oder wenigstens ähnliche im bloßen sogenannten „liber Foederis“ 2 Mos. 21, 1 — 23, 19 (in dem die verschiedenen israelitischen judiziellen Gesetze enthalten sind). Nimmt man noch die anderen Bücher des Pentateuchs, so wird die Zahl der ähnlichen Stellen noch größer, ja die Ähnlichkeit ist hier und da überraschend. Die folgenden Beispiele¹⁾ mögen das dartun:

Hammurabi § 124 und 2 Mos. 22, 6 bezüglich des Depositionsrechtes:

Hammurabi

Wenn ein Mann einem anderen Silber, Gold oder sonst etwas vor Zeugen zum Aufbewahren übergeben hat und dieser es ihm ablegnet, wird dieser Mann, sobald er vor Gericht überführt ist, das Doppelte zahlen

Moses

Wenn ein Mann einem anderen Silber oder Kostbarkeiten zum Aufbewahren übergeben hat, und dies aus dem Hause des Mannes gestohlen wird, wird der Dieb, wenn er gefunden wird, den doppelten Betrag entrichten

Hammurabi 129 und 5 Mos. 22, 22 bezüglich des Ehebruches:

Wenn die Ehefrau eines Mannes mit einem anderen Manne im Beischlafe ertappt wird, wirft man sie beide, nachdem man sie gebunden hat, ins Wasser

Wenn ein Mann ertappt wird, wie er mit einer verheirateten Frau schläft, so sollen alle beide sterben, der Mann, welcher der Frau beizuwohnt und die Frau.

und Hammurabi 130 sowie 5 Mos. 22, 25 bezüglich Vergewaltigung einer Braut oder Jungfrau

Wenn ein Mann, während er die Frau (Braut) eines anderen, welche einen Mann noch nicht erkannt hat und im Hause ihres Vaters wohnt, vergewaltigt und ihr beizuwohnt, erwischt wird, tötet man diesen Mann, das Weib (Mädchen) aber wird freigesprochen

Wenn aber der Mann die verlobte Jungfrau auf freiem Felde angetroffen und der Mann ihr Gewalt angetan und ihr beizuwohnt hat, so stirbt dieser Mann, der ihr beizuwohnt, allein, dem Mädchen aber soll man nichts anhaben

Strafe der Blutschande: Hammurabi 157, 158 und 3 Mos. 20, 14 und 11

Wenn ein Mann nach seinem Vater im Schoße seiner Mutter liegt, werden sie beide verbrannt

Und wenn ein Mann ein Weib nimmt und dazu ihre Mutter, so soll man ihn und sie (beide) verbrennen

¹⁾ Die Zitate sind wörtlich nach Müller.

Wenn ein Mann nach seinem Vater im Schoße von dessen Hauptfrau ergriffen wird, wird dieser Mann aus dem Hause seines Vaters verjagt

Vgl. auch Hammurabi 154 - 156 und 3 Mos. 18, 10 und 20, 12

Wenn ein Mann seine Tochter erkannt hat, wird er aus der Stadt verjagt

Wenn der Schwiegervater mit der Braut des Sohnes verkehrt, die der Sohn schon erkannt hat, wird der Schwiegervater gebunden und ins Wasser geworfen

Der mißratene Sohn: Hammurabi 168, 169 und 5 Mos. 21, 18—21

Wenn ein Vater einen Sohn, der sich gegen das Vaterrecht versündigt hat, verstoßen will, so muß er die richterliche Zustimmung dazu erhalten. Findet der Richter, daß er gegen die Sohnespflicht verstoßen hat, soll ihm der Vater das erste mal verzeihen, das zweitemal wird er ihn verstoßen

Die Kinder der Gattin und der Sklavin: Hammurabi 170, 171 und 1 Mos. 16, 15 u. 20.

Die Kinder der Sklavin erben, wenn sie der Vater zu Lebzeiten als seine Kinder anerkennt, mit den Kindern der Freigeborenen und teilen sich gleichmäßig in den Nachlaß des Vaters

Die Töchter: Hammurabi 195—201 und 2 Mos. 21, 15; 23—27

Wenn ein Sohn seinen Vater schlägt, haut man ihm die Hände ab
(196) Wenn ein Mann das Auge eines anderen zerstört, zerstört man sein Auge

(197) Wenn er einem anderen ein Glied (Knochen) zerbricht, zerbricht man ihm ein Glied

(198) Wenn er das Auge eines Armenstiftlers zerstört oder das Glied eines Armenstiftlers zerbricht, zahlt er eine Mine Silber

(199) Wenn er das Auge von jemand's Sklaven zerstört oder das Glied von jemand's Sklaven zerbricht, zahlt er die Hälfte von dessen Wert

(200) Wenn ein Mann einem Manne seinesgleichen die Zähne

Wenn ein Mann bei dem Weibe seines Vaters liegt, werden sie beide getötet

Dieser Fall kommt im mosaischen Gezeß nicht vor. Daß es verboten war, steht fest. Ist ja der Verkehr mit der Enkelin verboten

Wenn ein Mann bei seiner Schwiegertochter liegt, werden beide getötet. Sie haben eine Schandtat verübt, Blutschuld lastet auf ihnen

Ein mißratener Sohn wird von Vater und Mutter, nachdem häusliche Ermahnungen und Züchtigungen fruchtlos geblieben sind, vor das Thor der Stadt, vor die Ältesten geführt. Sie klagen den Sohn an und auf ihren Antrag wird der Sohn von den Bewohnern der Stadt gesteinigt

Sara drängt in Abraham, die Hagar und deren Sohn Jismael, den Abraham als seinen Sohn anerkannt hat, fortzuschicken, damit er nicht mit Isaak erbe

Wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, wird getötet

(23) Geschlecht aber Schaden, soll einer lassen Leben um Leben

(24) Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß

(25) Brandwunde um Brandwunde, Stechwunde um Stechwunde, Hiebwunde um Hiebwunde

(26) Wenn ein Mann seinen Sklaven oder seine Sklavin ins Auge schlägt und dasselbe zerstört, läßt er ihn seines Auges willen frei

(27) Und wenn er seinem Sklaven oder seiner Sklavin einen Zahn ausschlägt, läßt er ihn für einen Zahn frei

ausschlägt, schlägt man ihm die Zähne aus

(201) Wenn er die Zähne eines Pfründners (Armenstiftlers) ausschlägt, zahlt er ein Drittel Mine Silber

Wie soll man diese Ähnlichkeit zwischen den beiden Kodizes erklären?

Es ist dies eine Frage, bei deren Beantwortung die Ansichten der Gelehrten auseinandergehen. Den Nationalisten wäre es am liebsten, wenn sie eine Abhängigkeit oder gar eine ganze Entlehnung der Thora Moses aus dem Kodex Hammurabi beweisen könnten. Bisher hieß es ja, daß die Thora Moses viel jünger sein müsse als man es annahm und besonders glaubte Baentsch schon im Jahre 1892 bewiesen zu haben, daß speziell der „liber Foederis“ in eine weit spätere Zeit als der Sinaibund zu versetzen sei.¹⁾ Eine derartige Auffassung wird von Müller entschieden und gründlich zurückgewiesen.

Der Hammurabi-Kodex beweist uns also zunächst, daß die sinaitische Gesetzgebung zur Zeit des sinaitischen Bundes vollkommen möglich war. Man wird also mit dem historischen Moses rechnen müssen, und es geht nicht mehr an „ihn in kritischen Dunst zu verflüchtigen“ (Müller S. 217). — Ist nun die mosaische Gesetzgebung vom altbabylonischen Rechte abhängig? Professor Dettli antwortet bejahend, sagt aber, „es sei nicht mit Sicherheit zu bestimmen, wie man sich diese Abhängigkeit vermittelt zu denken habe“ (S. 86). Eine Abhängigkeit wäre ja möglich, das kann man zugeben — aber es fehlt die Hauptsache, nämlich das Argument, durch das sie uns bewiesen werden könnte. Viel wahrscheinlicher klingt daher die Ansicht Müllers,²⁾ Grimmes und anderer Gelehrten, daß nämlich beide Gesetze aus einem Urgefesze geschöpft haben. Müller ist auch der Ansicht, daß uns dieses Urgefesze im mosaischen Kodex in seiner ursprünglicheren Form entgegentrete, während es bei Hammurabi komplizierter geworden und öfters einem juristischen Formalismus gewichen sei. Der Hammurabi-Kodex ist aber jedenfalls nicht das Medium, durch welches das Urgefesze in die Thora kam, sondern dieses Medium ist die von den Patriarchen ererbte Tradition.

Auch Grimme will keine Nachwirkung Hammurabis auf Moses annehmen. Er schreibt und zwar mit Recht: „Eine Vergleichung zwischen Moses und Hammurabi wird nie dazu führen können, Moses als Schüler Hammurabis hinzustellen.“ Auch die Anfänge des mosaischen Rechtes sind nach Grimme nicht babylonischen Ursprunges, sondern er sucht ähnlich wie Professor Müller — seine Wurzeln im „altsemitischen Gewohnheitsrechte“. Er gibt zwar selbst zu, daß dieses „Recht“ ein bisher ziemlich unerforschtes Gebiet sei, meint aber, man könne es durch eine Vergleichung der Rechtsgebräuche wieder gewinnen, welche teils von den altarabischen Beduinen überliefert

¹⁾ Vgl. Müller, a. a. O. S. 214. — ²⁾ A. a. O. S. 210—222.

sind, teils aber noch zu unserer Zeit bei verschiedenen Wanderstämmen auf der arabischen Halbinsel zu finden seien.

Auch die „Civiltà Cattolica“ faßt das Ergebnis ihres Vergleiches zwischen Hammurabi und Moses in folgende Worte zusammen: „die trotz mancher Verschiedenheiten unleugbare Ähnlichkeit zwischen den beiden Gesetzbüchern kann nicht anders erklärt werden, als daß man annimmt: beide Kodizes gehen hervor aus der Einrichtung der Patriarchalära, als noch Babylonier, Hebräer und andere Völker eine einzige Nation bildeten . . . Moses sammelte die Zivilgesetze der früheren Zeiten, verbesserte dieselben, entwickelte sie u. s. w. *Neu* ist aber diese Legislation nicht. Moses Arbeit bestand darin, daß er die althergebrachten Gesetze niederschrieb und sie mit der Autorität Jahves promulgierte.“ Es ist dies jedenfalls eine Ansicht, der man folgen kann, ja katholischerseits stünde nichts im Wege, eine Benützung des Kodex Hammurabi seitens Moses zu vermuten, die Inspiration bliebe ja bestehen.¹⁾ Doch eine derartige Abhängigkeit ist nicht anzunehmen. Hätte nämlich Moses direkt aus dem Kodex Hammurabi etwas entlehnt, so müßten wir bei ihm babylonisches Sprachgut finden, was aber nicht der Fall ist. Aber auch der direkten Abhängigkeit beider Gesetzgeber von einem „idealen Urrechte“ steht die Sprache, speziell die Syntax im Wege. „In den Lauten, in der Form und in der Syntax Hammurabis verspüren wir einen unheimischen, fremden Einfluß“ (Müller S. 259), es ist dies der Einfluß der sumerischen Sprache, während die Thora von einem solchen Einfluß ganz frei ist. Wäre das altsemitische Urrecht wirklich fixiert gewesen, so müßten sich doch verschiedene syntaktische Ähnlichkeiten in beiden Kodizes finden, da sie aus einer und derselben Quelle geschöpft haben sollen.

Obwohl man also — und zwar berechtigter Weise — annehmen kann, daß bei den alten Semiten gewisse Rechtsanschauungen in Geltung waren, solche sich auch traditionell von Generation zu Generation vererbten, braucht man sich dennoch auf dieses Urrecht nicht gar so sehr zu berufen, denn soviel spezifisch-semitisches wird schließlich gar nicht darin stecken. Rechtsanschauungen sind nämlich nur das Resultat und somit auch ein Bild bestehender Verhältnisse. Wo ähnliche Verhältnisse bestehen, werden bei der allen Nationen gemeinsamen gebrechlichen Natur analoge Vergehen und demgemäß auch analoge Strafen stattfinden. Professor Cohn findet ja verschiedene Ähnlichkeiten zwischen Hammurabi und den altgermanischen Gesetzen und, wenn man die altslavischen Rechtsakzungen konsultiert, wird man auch da Parallelen zu Hammurabi finden. Folgt denn daraus, daß auch diese Völker aus dem Hammurabi oder aus dem semitischen Urrecht geschöpft haben? Es scheint auch die Ansicht Müllers, daß wir in den Zwölftafelgesetzen einen „Niederschlag“ semitischer Ur-

¹⁾ Krugler S. J. sagt (Babylon und Christentum 1903 S. 47): „Eine Entlehnung braucht nicht angenommen zu werden, und eine solche würde übrigens gar nichts auf sich haben.“

rechtes vor uns haben, doch etwas schwer zu begründen zu sein. Die Zwölfstafeln stammen aus dem Jahre 451, sind also um volle 1000 Jahre jünger als Moses, und Rom stand damals noch in keinem Verkehre mit dem Oriente. Ähnlichkeiten in Gesetzesbestimmungen lassen sich leichter durch ähnliche Zustände erklären.

Umso leichter können wir also bezüglich Hammurabi und Moses mit Kohler-Beiser sagen: „Parallelen lassen sich aus gemeinsamen Grundlagen erklären, aus denen beide Kulturen hervorgegangen sind, ganz ähnlich, wie die vielen Parallelen zwischen den Rechten der indogermanischen Völker. So alt und hoch entwickelt die babylonische Kultur war, so brauchen wir darum nicht anzunehmen, daß Babylonien die semitische Kultur allein entwickelt hat und die israelitischen und arabischen ausschließlich Lehrkulturen wären; sondern sie waren, abgesehen von den von außen kommenden Anstößen und Ausproppungen, beide ureigene Bildungen, die aus dem semitischen Lebenstrieb hervorgegangen sind“ (S. 143).

6. Vorzug der mosaischen Gesetzgebung vor Hammurabi.

Zum Schlusse und zugleich zur Befräftigung der Unabhängigkeit Moses von Hammurabi sei auf einen Umstand aufmerksam gemacht, durch den die Thora Moses den Kodex Hammurabi weit übertagt, nämlich auf ihren religiös-sittlichen Gehalt.

Ähnlichkeiten, die wir in beiden Gesetzbüchern finden, sind fast ausschließlich judizieller Natur; in der Thora finden wir aber überdies Gesetze und Vorschriften, die wir im Kodex Hammurabi umsonst suchen würden, nämlich religiöse und sittliche Vorschriften. Wenn auch der Kodex Hammurabi in ziviler Hinsicht entwickeltere Formen verrät, so zeigt er dagegen eine außerordentliche Härte im Straßausmaße; da wird ja für einige wahre Bagatellsachen gleich die Todesstrafe verhängt. Bei der Thora fällt dagegen ihr innerer, also wirklicher Gehalt mehr in die Waagschale. Ein Gesetz, das da sagt: „Du sollst nicht Verlangen tragen“ steht viel höher als jenes, welches bloß für die Tat — also für das realisierte Verlangen — eine Strafe statuiert. Das mosaische Gesetz verbietet schon das pure „Verlangen“, es will demnach sozusagen die Quelle verstopfen, aus der die schlechten Werke entspringen. Ferner kennt es die Nächstenliebe, die auch dem Fremden und sogar dem Feinde zugute kommt, während uns aus dem Kodex Hammurabi nichts derartiges entgegenschimmert. Mit einem Worte: Das mosaische Gesetz trägt bis in die Verzweigungen des Privatrechtes einen religiösen Charakter und insolgedessen einen hohen ethischen Gehalt, während im Kodex Hammurabi trotz der überschwenglichen Aufzählung aller Götter kein einziger religiöser Gedanke zu entdecken ist.¹⁾

¹⁾ J. Jeremias a. a. D. S. 55. Vgl. auch, was Diettrich (Die neuesten Angriffe auf die religiösen und sittlichen Vorstellungen des A. T. Gießen 1903 S. 19) diesbezüglich sagt: „Dort (in Hammurabi) wird trotz des behaupteten göttlichen Ursprunges des Gesetzes die Uebertretung nur als eine Verletzung menschlicher Ordnung empfunden, hier (in Moses) als

Es sollen hier bloß beipielsweise einige Punkte angeführt werden, bei denen man den großen Unterschied zwischen der Thora Moses und Kodex Hammurabi also zwischen „Bibel“ und „Babel“ leicht bemerken kann.¹⁾

Betrachten wir das „Skavenrecht“.

Im Kodex Hammurabi finden wir nicht eine einzige humane Idee zugunsten dieser unglücklichen Geschöpfe. Hammurabi spricht über dieselben in einer geradezu trockenen Weise, wie man sonst über einen Kaufs- oder Verkaufsgegenstand spricht. Wie viel Wert man auf das Leben eines Sklaven legte, deutet uns auch der Tarif für eine schwere Operation an dessen Körper. Bei einem Freien bekam der Arzt 10 Sekel, beim Sklaven 2 Sekel,²⁾ dabei ist zu bemerken, daß der niedrige Tarif nicht etwa mit Rücksicht auf die Armut des Sklaven bestimmt war — er hatte ja überhaupt nichts — sondern, weil man sein Leben tatsächlich sehr wenig schätzte. Wegen Körperverletzung hat nur der fremde Sklave einen gewissen Schutz; aber dies nicht, weil er Mensch ist, sondern, weil eine derartige Verletzung „eine vermögensrechtliche Schädigung“ bedeutet. Der Sklave ist also nur Sache, sein Herr hat Recht über Leben und Tod.³⁾

Nicht mit Unrecht schreibt daher Müller mit einer gewissen Ironie: „Doch zuletzt, ganz zuletzt erinnert sich das Gesetz, daß der Sklave ein Mensch ist, und der letzte Paragraph (282) lautet: „Wenn ein Sklave zu seinem Herrn: „Du bist nicht mein Herr“ spricht, wird ihm sein Herr, sobald er ihn als seinen Sklaven überführt hat, das Ohr abschneiden.“ Wie ganz anders bei den Israeliten! Eine grausame Behandlung des Sklaven war streng verboten: wann der Herr seinem Diener bloß einen Zahn ausstieß, mußte er ihn entlassen (2. Mos. 21, 27). Das Töten eines Sklaven war ein Verbrechen! (2. Mos. 21, 21).

Das mosaische Gesetz sorgt aber auch überdies für eine sehr humane Behandlung des Sklaven: Dieser konnte am Sabbath niemals zum Arbeiten verhalten werden (2. Mos. 20, 10), im Jubiläumsjahre wurde er entlassen (3. Mos. 25, 40) und sonst war ihm der Verkauf ermöglicht. Ja, bei der jungen Sklavin mußte der Herr sorgen, daß sie an den Mann komme (3. Mos. 21, 8 ff.).

Die poena talionis oder Blutrache, die in beiden Kodizes vorkommt, erscheint in der israelitischen Gesetzgebung durch das so genannte Mjhlrecht bedeutend eingeschränkt (vergleiche: 4. Mos. 35, 9 ff. und 5. Mos. 19, 1 ff.).

Ein Punkt, der uns in der Thora Moses sehr angenehm berührt, im Kodex Hammurabi aber nicht zu finden ist, ist die Pietät

Empörung gegen den Willen Gottes.“ Israel hat also die sublimste norma agendi in 5. Mos. 6, 5, während Hammurabi nur auf äußere Legalität bedacht ist.

¹⁾ Vgl. diesbezüglich Mugler S. J. Babylon und Christentum 1903 S. 46 ff. — ²⁾ Vgl. Müller a. a. O. S. 157. — ³⁾ vfr. Alfr. Jeremias: Das alte Testament im Lichte des alt. O. S. 264 (Leipzig 1904.)

gegen die Mutter. Moses nennt sehr oft die Mutter korrelativ mit dem Vater (2. Mos. 20, 12; 21, 15; 21, 17; 3. Mos. 19, 3; 20, 9; 5. Mos. 27, 16), verlangt für sie dieselbe Achtung, wie für den Vater, bestraft auf dieselbe Weise diesbezügliche Vergehen, während der Kodex Hammurabi sich für die Pietät der Mutter gegenüber gar nicht er eifert. Man vergleiche den früher zitierten Abschnitt über „den miß- ratenen Sohn“. Ist da im Hammurabi eine Rede von der Mutter?

Den hohen sittlichen Ernst der Thora Moses im Vergleiche zu Hammurabi erkennen wir auch aus der Art und Weise, wie die beiden Kodizes über die Redesot (Tempeldirnen) sprechen. Hammurabi hat in den betreffenden Paragraphen (178—182) nicht ein Wort des Tadelns,¹⁾ während das mosaische Gesetz laut gegen eine derartige Erniedrigung des Menschen protestiert! (5. Mos. 23, 17—18; vgl. ibidem 22, 5).

Es gibt also verschiedene Mängel des Hammurabi gegenüber der Thora Moses.²⁾ Alfred Jeremias faßt sie folgenderweise zusammen: 1. nirgends wird die Begierde bekämpft, 2. nirgends ist die Selbst- suchtsucht durch Altruismus eingeschränkt, 3. nirgends findet sich das Postulat der Nächstenliebe, 4. nirgends findet sich das religiöse Motiv, das die Sünde als der Leute Verderben erkennt, weil sie der Gottes- furcht widerspricht.“³⁾ Kann also Moses mit seiner hohen Ethik von Hammurabi geschöpft haben? Nein.

Moses ist also von Babylon unabhängig, die Bibel braucht kein Babel zu fürchten und die Hyperkritiker, die immer nach Steinen graben, um sie auf die heilige Schrift zu werfen, sind diesmal von einem derartigen Steine selbst erdrückt worden. Hammurabi, ein alter Heide ist aufgestanden, um die neuen Heiden zu beschämen und um ihnen zu zeigen, daß die hyperkritischen Forschungen auf dem Gebiete der heiligen Schrift nur leere Angriffe seien, durch die bloß die Worte des heiligen Petrus bekräftigt werden: „Verbum Domini manet in aeternum.“ (I. Petr. 1. 25.)

Zur Geschichte des Kommunionritus.

Von P. Beda Kleinschmidt O. F. M., Rektor des St. Ludwig-Kollegs bei Harreveld (Holland).

In meiner Abhandlung über die geschichtliche Entwicklung der eucharistischen Opfergefäße¹⁾ habe ich mehrfach den Ritus der heiligen

¹⁾ Ja sie wurden als Hierodulen (Heilige!) betrachtet. Welch ein niedriges ästhetisches und moralisches Niveau! Vgl. auch König: Bibel und Babel. 10. Aufl. — ²⁾ Wenn man alle die Vorzüge der Thora Moses vor den sonst verhältnismäßig sehr entwickelten babylonischen Sitten- und Rechts- gebräuchen in Betracht zieht, weiß man nicht, wie Delitzsch ausrufen kann: „Ist doch der reinmenschliche Ursprung und Charakter der israelitischen Gesetze noch leicht genug durchschaubar!“ Vgl. Delitzsch: Babel und Bibel II. S. 23). Ob das gar so leicht durchschaubar ist? — ³⁾ Das alte Testa- ment S. 266. — ⁴⁾ Vgl. Quartalschrift 1901, 821 ff.

Kommunion in den ältesten Zeiten gestreift und damals bereits einen ausführlicheren Artikel über diesen Gegenstand in Aussicht gestellt. Erst nach wiederholter Durchprüfung der zahlreichen hier sich aufdrängenden Fragen komme ich dazu, einige derselben einer erneuten Untersuchung zu unterziehen¹⁾ — die Fragen nämlich: 1. in welcher Stellung, 2. in welcher Weise, 3. an welchem Orte die Gläubigen die heilige Kommunion empfangen.

I.

Zum Ausdruck der Verehrung und Anbetung werfen wir uns vor dem allerheiligsten Altarssakramente auf die Kniee nieder, knieend empfängt der Gläubige aus des Priesters Hand den sakramentalen Leib des Heilandes. So war es nicht allezeit. Nach dem Berichte des Evangeliums empfangen die Apostel beim letzten Abendmahl den Leib und das Blut des Herrn sitzend. Auch die Christen der apostolischen Zeiten werden bei den Liebesmahlen, zu denen sie in den Häusern zusammenkamen, das heilige Brot in sitzender Stellung genossen haben. Als aber die Agapen und die Kommunion von einander getrennt wurden, was mancherorts bereits gegen Ende des 1. Jahrhunderts geschah, und als bei der wachsenden Zahl der Gläubigen die einzelnen zum Empfange der Kommunion an den Bischof herantreten oder dieser an jene,²⁾ seitdem empfangen sie dieselbe in stehender Haltung. Bereits Tertullian bezeichnet es als „eine Unehrerbietigkeit, sich vor dem Angesichte dessen zu setzen, den man vor allem fürchtet und verehrt“.³⁾ Ebenjowenig wie das Sitzen hielt man aber auch das Knieen beim feierlichen Gebete für geziemend; in der österlichen Zeit und an Sonntagen, wo man der Auferstehung des Herrn gedachte, galt es sogar als eine Pflicht, die Gebete stehend zu verrichten. Nicht als Knechte, sondern als erlöste Kinder Gottes sollte man freudig Hand und Herz zu dem emporheben, der glorreich von den Toten auferstanden; nur wer seine Sünden anklagen wolle, möge demüthig sein Knie beugen.⁴⁾

Bei solchen Anschauungen mußte man natürlich auch die feierlichste und freudigste gottesdienstliche Handlung, den Empfang der heiligen Kommunion, nicht mit gebeugten Knieen, sondern in aufrechter Stellung vornehmen. In diesem Sinne sind wohl die Worte Tertullians zu verstehen: „Wird nicht dein Fasten feierlicher sein, wenn du am Altare Gottes gestanden hast.“⁵⁾ Dionysius von Alexandrien erzählt von einem Manne, der am Altare des Allerhöchsten gestanden und seine Hände nach der heiligen Speise aus

¹⁾ Zur Literatur vgl. Bona, *Duo libri liturgicarum* I. 2 c. 17 § 3, Kræger, *De apostolicis liturgiis* (1736) 560 seqq. Georgi, *Liturgia Romani Pontificis* III (1746) 170. Hoffmann, *Geschichte der Laien-kommunion* (1891). Funk, *Abhandlungen und Untersuchungen* (1897) 278 ff. Magani, *L'antica liturgia Romana* II (Milano 1898) 343 ff. —

²⁾ Magistretti, *La liturgia della chiesa Milanese* (1899) 117. ³⁾ *De oratione* c. 16. — ⁴⁾ *Ibid.* c. 31. — ⁵⁾ *Ibid.* c. 19.

gestreckt habe.¹⁾ Auch in den apostolischen Konstitutionen (4. Jahrhundert) heißt es ausdrücklich: „Aufgerichtet zum Herrn, mit Furcht und Zittern wollen wir zum Opfer dastehen.“²⁾ Mit diesen Zeugnissen harmonieren vortrefflich die Monumente, welche, wie wir im folgenden zeigen werden, bis zum Ende des ersten Jahrtausends die Kommunikanten in stehender Haltung darstellen.³⁾ Erst auf Bildwerken aus dem Anfange des 2. Jahrtausends tritt uns eine andere Weise entgegen, nämlich knieend zu kommunizieren. Es sind dies vorzüglich jene Bilder, welche zwar nicht die Austeilung der Kommunion an die Gläubigen darstellen — aus dem ganzen ersten Jahrtausend ist uns ein solches nicht bekannt — sondern die Bilder des letzten Abendmahles. Auf diesen Abendmahlsbildern seit dem Beginne des 2. Jahrtausends, z. B. im Evangelienbuch des heiligen Bernard von Hildesheim († 1024), empfängt Judas den Bissen in knieender Haltung. Hier spiegelt sich der Ritus der damaligen Zeit, die Kommunion knieend zu empfangen, unverkennbar wieder.

Der Zeitpunkt, wann dieser neue Ritus im Abendlande⁴⁾ in Übung kam und allgemein befolgt wurde, läßt sich kaum mit Sicherheit feststellen. Hier begann man damit, dort ahmte man ihn nach und so verbreitete er sich allmählich in alle Kirchen. Es scheint aber, daß, solange die Gläubigen die heilige Spezies in die Hand erhielten, der alte Modus beibehalten wurde. Dieses geschah aber im allgemeinen bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts. Erst als den Gläubigen die Kommunion in den Mund gelegt wurde, werden sie angehalten worden sein, dabei niederzuknien. In einem Missale von St. Denis aus dem 11. Jahrhundert empfangen die Apostel die Kommunion noch stehend.

Rohault de Fleury glaubt auf Grund seiner umfassenden Kenntnis der illustrierten Manuskripte, daß man in Frankreich und Italien noch bis zum Ende des 13. Jahrhunderts die Kommunion in stehender Haltung empfangen habe, was indes damals nicht mehr allgemeiner Brauch war, da bereits die älteren „Mss.“ der Zisterzienser vorschreiben, bei der Kommunion zu knien.⁵⁾ Was speziell Rom anlangt, so sieht man auf den Fresken in S. Lorenzo fuori le mura (13. Jahrhundert) die Kommunion dem knieenden Kaiser gespendet.⁶⁾ Nach Rabillon war es dort

¹⁾ Eusebius, Hist. eccl. VIII. 9. Migne P. Gr. 20, 655. — ²⁾ Lib. VIII. c. 12. — ³⁾ Das angeblich älteste Abendmahlsbild, welches wir besitzen, scheint gegen obige Ansicht zu sprechen; es befindet sich unter den Gemälden der „Sakramentskapelle“ in der Kallisto-Katakomba zu Rom (2. Jahrhdt.). Indes abgesehen davon, daß die Deutung des Bildes nicht allgemein zugegeben ist, bemerkt Wilpert dazu mit Recht: „Daraus, daß der Bischof hier sitzend das Brot bricht, darf man nicht schließen, daß der Akt des Brotbrechens auch in Wirklichkeit sitzend vollzogen wurde.“ Die Malereien der Katakomben (1903) S. 287. — ⁴⁾ Die Orientalen kommunizieren noch heute stehend. — ⁵⁾ Martène, De antiquis Monachorum ritibus l. I, c. 4, § 3. p. 186. — ⁶⁾ Vgl. Rohault de Fleury: La Messe, pl. 19. 264, 265.

noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts üblich, daß in der Papsmesse die Bischöfe stehend, die Priester dagegen knieend kommunizierten.¹⁾

Solange den Gläubigen die Theilnahme an dem heiligen Blute gestattet war, genossen sie es — seltene Fälle ausgenommen²⁾ — wohl immer stehend. Die Gefahr der Verschüttung wäre ja auch zu groß gewesen, falls der Diakon den Kelch den knieenden Gläubigen hätte reichen müssen. Während nach den älteren römischen Ordines der Diakon mit dem Kelch zu den einzelnen Gläubigen herantrat, läßt ein jüngerer Ordo diese einzeln an den Diakon herantreten, der mit dem Kelche auf der rechten Seite des Altars stand und mittelst der Fistula die Aleriker und Laien von dem heiligen Blute kosten ließ.³⁾

Wenn es befremdlich erscheinen sollte, daß die Gläubigen die heilige Kommunion nicht knieend, sondern in aufrechter Stellung empfingen, für den sei zum Schluß noch bemerkt, daß überhaupt bis zum hohen Mittelalter die Verehrung des Altarssakramentes nicht durch Kniebeugung, sondern durch Verneigung des Hauptes stattfand.⁴⁾

II.

Einen zweiten wesentlichen Unterschied zwischen dem heutigen und dem ursprünglichen Ritus beim Empfange der heiligen Kommunion deutet Tertullian an, wenn er sich über manche Christen beklagt, die da von den Götzenbildern hinweg zur Kirche eilen und mit jenen Händen den Leib des Herrn berühren, womit sie vorher den Dämonen ihre Opfer dargebracht haben.⁵⁾ Diesen Worten zufolge erhielten also die Gläubigen die Eucharistie in die Hand, sie führten sie sodann selbst zum Munde. Tertullian ist zwar der erste Zeuge für diese Sitte, falls man nicht etwa eine Bemerkung des heiligen Martyrers Justinus im gleichen Sinne auffassen will,⁶⁾ aber jedenfalls beruht sie auf apostolischer Tradition, da sie gleichmäßig im Morgen- wie im Abendlande verbreitet war. Cyprian, Dionysius von Alexandrien, Gregorius von Nazianz, Basilius, Ambrosius und andere bezeugen sie ausdrücklich.⁷⁾

Auch über die Art und Weise, wie man die heilige Spezies in die Hand nahm, sind wir genau unterrichtet. Am eingehendsten berichtet darüber der heilige Cyrillus von Jerusalem († 386) in einer seiner berühmten Katechesen. Die Gläubigen sollen die Eucharistie nicht mit ausgebreiteten Händen oder mit gespreizten Fingern in Empfang nehmen, sondern die Rechte in die Linke stützen und so den Leib des Herrn empfangen. Hier seine eigenen Worte: „Wenn du zur Kommunion hintrittst, dann gehe nicht hin, die flachen Hände

¹⁾ Comment in ord. Rom. n. 58. Migne, P. L. 78. 882. — ²⁾ Bgl. die Fresken in S. Lorenzo fuori le mura (Rom). Fleury pl. 19. — ³⁾ Ordo rom. XV. n. 85; l. c. col. 1332. — ⁴⁾ Hoffmann, Verehrung und Anbetung des Altarssakramentes (1897) S. 169. — ⁵⁾ De idololatria c. 7. — ⁶⁾ Apolog. l. 1, c. 65 s. — ⁷⁾ Zahlreiche Belege bei Georgi, Liturgia III. 171 ss.

ausstreckend oder die Finger auseinander spreizend, sondern mache die Hand zu einer Art Thron für die rechte als für diejenige, welche den König in Empfang nehmen soll, dann mache die flache Hand hohl und nimm in sie hinein den Leib Christi und sprich Amen dazu.“ Indem der große Katechet seine Zuhörer sodann über den Empfang des heiligen Blutes unterweist, fährt er fort: „Nach dem Empfange des Leibes Christi gehe auch zum Empfange des Blutes, nicht die Hände nach dem Kelche vorstreckend, sondern dich niederbeugend und in Anbetung und Verehrung das Amen sprechend heilige dich, indem du auch von dem Blute Christi empfängst.“¹⁾

Gewissermaßen die Illustration zu dieser Erklärung bilden die zahlreichen alten Bildwerke, welche die Kommunion der Apostel darstellen, nicht nach dem Berichte des Evangeliums, sondern nach dem Ritus der damaligen Zeiten. Indem diese Darstellungen überall einander gleich sind, beweisen sie zugleich, daß die Worte des heiligen Cyrillus nicht bloß für die Kirche von Jerusalem gelten.

Es ist das Verdienst des verstorbenen Kunsthistorikers Dobbert, zuerst diese Darstellungen eingehender untersucht und gewürdigt zu haben,²⁾ neuerdings hat Rohault de Fleury etwas neues Material, aber kaum neue Resultate hinzugefügt. Auf den in Rede stehenden Bildern sieht man, wie Christus den Aposteln die Kommunion spendet; aus der Art der Darstellung lernen wir ohne Zweifel den Kommunionritus jener Zeit und jener Gegend kennen, wann und wo die Bilder entstanden sind. Sie finden sich namentlich in den Kirchen zu Refresi, Akhtala und Grem (im Kaukasus), sowie in Kiew und auf dem Athos. Die erstgenannte Kirche soll noch aus dem Ende des vierten oder dem Anfang des fünften Jahrhunderts stammen und von dem fünften christlichen Könige Georgiens, Tirdat Kosroides (395—405) erbaut worden sein; ob auch die Darstellung des Abendmahls so alt ist, wagt Dobbert nicht zu entscheiden. Uebrigens stimmen all diese Darstellungen im wesentlichen überein, weshalb wir uns auf die genauere Beschreibung des Mosaiks in der Sophientirche zu Kiew (11. Jahrhundert) beschränken.

Die Mitte des Bildes nimmt ein Altartisch ein, der mit einem bis auf den Boden herabhängenden Tuche bedeckt und von einem Ziborium überragt wird. Auf dem Tisch liegt ein gleichschenkeliges Kreuz, ein Asteriskus und die Patene (Diskus). Zu beiden Seiten des Altartisches — also zweimal auf demselben Bilde — ist der Heiland dargestellt. Links steht er mit einer Hostie in der Hand, um sie in die Hände des ersten von fünf auf ihn zuschreitenden Apostel zu legen. Derselbe hält die Hände genau so, wie es der heilige Cyrillus seinem Zuhörer vorschreibt: etwas gebeugt schreitet

¹⁾ Catech. V. n. 21. Migne, P. Gr. 33, 1126. — ²⁾ Die Darstellungen des Abendmahls durch die byzantinische Kunst, Leipzig 1872. Später hat Dobbert seine Studien über diesen Gegenstand erweitert im „Repertorium für Kunstwissenschaft“, Bb. 13—15, 18.

der Apostel heran und hält die Hände dem Herrn entgegen, indem er die rechte in die linke gelegt hat. Auf der andern Altarseite sieht man die gleiche Anordnung: Christus reicht den Aposteln den Kelch, der erste der fünf herankommenden Jünger wird sogleich daraus trinken, er hat bereits sehnsüchtig die Hände darnach ausgestreckt, ohne ihn jedoch — so will es ja auch Cyrillus — zu berühren.

Ähnliche Darstellungen finden sich in zahlreichen alten Kirchen des Kaukasus, Griechenlands¹⁾ und Kleinasien, ferner in verschiedenen Manuskripten des 11. und 12. Jahrhunderts,²⁾ wir sehen sie auch auf der berühmten Kaiser-Dalmatik im Vatikan.

Zwei Handschriften mit der Darstellung des Abendmahls verdienen eine besondere Erwähnung, da sie bis in das christliche Altertum zurückreichen. Die älteste ist der berühmte Kodex von Rossano in Calabrien aus dem 6. oder noch aus dem 5. Jahrhundert, der 1879 von Harnack und von Gebhardt aufgefunden wurde. Auch hier reicht Christus stehend die heilige Kommunion; in der Rechten hält er eine große Oblate, eine kleinere reicht er mit der Linken einem sich tiefverneigenden Apostel, welcher die Hand des Herrn zu küssen scheint.³⁾ Die zweite Handschrift ist der Kodex des syrischen Mönches Rabula in Florenz v. J. 586, auch hier die gleiche Darstellung.⁴⁾ Nur hält der Apostel die Hände etwas tiefer, so daß man deutlich wahrnimmt, wie der Heiland die Hostie in die offene Hand, nicht etwa in den Mund legt.⁵⁾

Da die monumentalen Zeugnisse — abgesehen von den zuletzt genannten — bereits dem Mittelalter angehören, sind wir der Entwicklung ein wenig vorausgeeilt, wir müssen uns daher noch einmal dem Altertum zuwenden.

Der vom heiligen Cyrillus beschriebene Ritus schien manchem nicht ganz dezent, sie zogen es daher vor, die Eucharistie mit einem kostbaren Gefäß in Empfang zu nehmen. Die trullanische Synode vom Jahre 692 tadelt die Neuerung als ungehörig und verlangt die Beobachtung des alten Brauches.⁶⁾ Wer die Kommunion empfangen wolle, solle die Hände in Kreuzesform (in einander)

¹⁾ Vgl. Brockhaus, die Kunst der Athos-Mönche (Leipzig, 1891), Taf. 17, S. 170^o. — ²⁾ Rohault de Fleury, pl. 259 ss. — ³⁾ Abb. bei Gebhardt und Harnack, Evangel. Codex Rossanensis. (Leipz. 1880). Taf. Darnach bei Schulze, Archäologie (1895) S. 367. Daß Christus den Aposteln die Hostie in den Mund, und nicht in die Hand legt, wie Schulze und Funk (S. 303) annehmen, ist mir nach den seitdem erfolgten photographischen Aufnahmen durch Haseloff (Leipzig 1898) Taf. VI, f. sehr unwahrscheinlich. Haseloff: „Schon ist der Apostel nahe dabei, wohl nicht um Christi Hand zu küssen, wie es scheinen möchte, sondern um den Kissen zu nehmen.“ S. 25. — ⁴⁾ Abb. bei Garrucci, Storia dell' arte cristiana tav. 137. Darnach bei Kraus, Kunstgeschichte I. 463. — ⁵⁾ Wie im Kodex Rossanensis, so bringt auch auf der Darstellung eines Pfalters des Berges Athos (Abb. Dobbert, S. 27, Fig. 4) und auf der Kaiserdalmatik Christus die Hand dem Gesichte des Apostels sehr nahe, doch er legt auch hier ihm die Hostie in die Hand. — ⁶⁾ Hefele, Konzilien-Geschichte, III², 342.

legend hinzutreten; wenn einige goldene Gefäße mitbrächten, so habe das den Anschein, als ob eine leblose Materie besser wäre als das Ebenbild Gottes (der menschliche Leib). Bei der Bedeutung der trullanischen Synode darf man die Beobachtung dieses Gebotes für längere Zeit annehmen; für die nächste Zeit haben wir das ausdrückliche Zeugnis des heiligen Johannes Damascenus († 754), dessen Worte: die flachen Hände in Kreuzesform haltend, nehmen wir den Leib des Gekreuzigten an¹⁾, nur die Vorschriften des Trullanum wiederholen.

Bis zu welchem Zeitpunkte man in der orientalischen Kirche an diesem Brauche festhielt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die bildlichen Darstellungen zeigen ihn noch im 15. Jahrhundert, so in der Kirche zu Grem²⁾, der ehemaligen Hauptstadt der Könige von Krakhet (1466); er ist auch jetzt noch nicht ganz aus der griechischen Kirche verschwunden, da nämlich den Diakonen die Kommunion in die Hand gereicht wird.

Wenden wir uns jetzt dem Abendlande zu! Wie zur Zeit des heiligen Cyprian so wurde auch im 5. Jahrhundert in der afrikanischen Kirche nach dem Zeugnisse des heiligen Augustinus den Gläubigen die Eucharistie in die rechte Hand gegeben, die sie mit der linken stützten. Doch machten sich auch im Abendlande bald dieselben Bedenken geltend wie im Oriente. Die Ehrfurcht vor dem heiligen Sakramente ließ es manchem nicht passend erscheinen, dasselbe den Laien in die Hand zu geben, besonders nicht den Frauen. Zwar dachte man damals noch nicht daran, die Eucharistie den Gläubigen direkt in den Mund zu legen, wohl aber mahnte im folgenden Jahrhundert der heilige Casarius von Arles († 542) die Frauen, ihre Hände mit einem Schleier zu bedecken und so den heiligen Leib des Herrn entgegenzunehmen; die Männer aber werden aufgefordert, vorher ihre Hände zu waschen.³⁾ Einige Decennien später traf die Synode von Auxerre (578) eine ähnliche Verordnung.⁴⁾ Auch die beiden folgenden Jahrhunderte haben diesen Ritus nicht geändert. Von der heiligen Odilia († 720) erzählt ihre Lebensbeschreibung, sie habe sich vor ihrem Tode den Kelch mit dem heiligen Fleisch und Blut bringen lassen und ihn sich selbst gereicht.⁵⁾ Wenn ferner die Statuten des heiligen Bonifazius († 754) vorschreiben, einem bewußtlosen Kranken, der die heiligen Sakramente noch nicht empfangen habe und dessen Tod bevorstehe, die Eucharistie in den Mund zu legen,⁶⁾ so darf man daraus wohl mit Recht schließen, daß sie den Gesunden in die Hand gegeben wurde. Um die Wende des 9. Jahrhunderts scheint man aber in Frankreich

¹⁾ Joan. Damasc., De fide orthod., IV, 13. — ²⁾ Rohault de Fleury, pl. 257—263. — ³⁾ Sermo 252 de tempore, inter opp. S. Augustin.

⁴⁾ Hefele, a. a. O. III, 46. Die Frauen sollen kommunizieren mit dominicale; vgl. über die Auslegung dieses Wortes Ducange, Glossarium s. v.; vgl. ferner Gregor, Hist. Franc. I. 10 c. 8. — ⁵⁾ Mabillon, Sanct. ord. S. Bened. III, p. 1. 54. — ⁶⁾ Hefele III, 586. can. 42.

und Deutschland den alten Ritus aufgegeben zu haben: der neue Ritus, den Gläubigen die Eucharistie in den Mund zu legen, wurde schnell allgemein, wenngleich ja einzelne Priester noch längere Zeit an dem alten Brauche festhielten und nach wie vor den Kommunikanten die heilige Spezies in die Hand gaben. Daher sah sich die Synode von Rouen (im letzten Viertel des 9. Jahrhunderts) zu dem Verbote veranlaßt, einem Laien die Eucharistie in die eigene Hand zu geben; man sollte sie ihm vielmehr in den Mund legen.¹⁾ Auch Regino von Prüm († 915) hat noch dieses Verbot unter seine Erlasse aufgenommen,²⁾ wohl ein Zeichen, daß man hier und da noch bei dem alten Brauche verharrete.

Welche Entwicklung hatte inzwischen unser Ritus in den andern Ländern genommen?

In England dürfte der alte Ritus wenigstens bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts bestanden haben. Der heilige Beda berichtet nämlich von einem Mönche, der nicht Priester war; derselbe habe in seiner letzten Krankheit die Eucharistie in die Hand genommen und dann an die Umstehenden die Frage gerichtet, ob sie in Liebe mit ihm verbunden seien. Der Tod dieses Mönches Cædmon fällt zwar gegen Ende des 7. Jahrhunderts; aber hätte der alte Ritus zur Zeit Bedas († 732) nicht mehr bestanden, dann würde der englische Geschichtschreiber diese Handlungsweise wohl nicht ohne eine erklärende Bemerkung gelassen haben.³⁾

In Spanien brach sich der neue Ritus anscheinend nicht viel früher Bahn. Die 4. Synode von Toledo (400) erklärte, der sollte als ein sacrilegus behandelt werden, welcher die Eucharistie vom Priester zwar annehme, aber nicht genieße; Worte, welche nach unserer Meinung den alten Ritus voraussetzen. Weniger klar geht der Kommunionritus aus folgender Bestimmung der 11. Synode von Toledo (675) hervor: Kranken, welche wegen Trockenheit des Mundes die Eucharistie nicht genießen können, solle man den Kelch reichen; jemand, der wegen unvermeidlicher Krankheit die Eucharistie wieder von sich gegeben (inevitabili infirmitate reiecerit), solle nicht exkommuniziert sein, wer dies aber ohne eine solche Krankheit getan, solle für immer der Kommunion beraubt werden.⁴⁾ Manche wollen in dieser Verordnung ein Zeugnis dafür sehen, daß damals den Kranken zwar die Eucharistie in den Mund, den Gesunden aber nach alter Gewohnheit in die Hand gelegt worden sei. Obgleich es schwer ist, diese Schlußfolgerung gerechtfertigt zu finden,⁵⁾ dürfte der alte Ritus in Spanien tatsächlich doch damals noch in

¹⁾ Hefele III, 97. can. 2. — ²⁾ De eccles. disciplina I. 1 c. 199. —

³⁾ Beda, Hist. Angl. I. 4 c. 24. — ⁴⁾ Hardouin, Concilia III. 1028.

⁵⁾ Vergl. über den Ritus Hefele, III. 116. Probst, Abendländische Messe (1896), 436. Hoffmann, Laienkommunion 109. Funk, Abhandlungen 299.

Uebung gewesen sein; hören wir davon doch noch aus den Verhandlungen der Synode von Cordova im Jahre 838. Diese Synode beschäftigte sich mit der Sekte der Kasianer, die unter anderem die Eucharistie nur in die Hand empfangen wollten; sie gingen deshalb auch nicht in andere Kirchen zur Kommunion, und zwar wohl deshalb nicht, weil dort den Gläubigen das heilige Brot in den Mund gelegt wurde.¹⁾

Was endlich die römische Kirche anlangt, so soll die erste Nachricht über den neuen Ritus aus der Zeit Gregors I. († 604) stammen; dieser erzählt nämlich, Papst Agapitus († 536) habe in Griechenland auf einer Reise nach Konstantinopel einem Stummen und Lahmen, den man zu ihm brachte, die Eucharistie in den Mund gelegt und dadurch die Zunge gelöst. Aus diesem Worte würde man indes mit Unrecht folgern, daß der neue Ritus damals in Rom bereits Eingang gefunden habe. Nur die außergewöhnlichen Umstände veranlaßten den Papst Agapit, dem Stummen die Eucharistie auf die Zunge zu legen, was bei Gesunden nicht der Fall war; sie erhielten sie vielmehr altem Gebrauch gemäß in die Hand.

Läßt sich also aus der Erzählung Gregors der neue Ritus zur Zeit Agapits nicht beweisen, wie stand es denn mit unserm Ritus in den Tagen des großen Reformators auf liturgischem Gebiete zu Rom? So weit mir bekannt, geht die allgemeine Ansicht dahin, es sei damals der neue Ritus in Rom bereits üblich gewesen. Einen Beweis finde ich freilich für diese Meinung nicht. Die bedeutendsten liturgischen Quellen jener Tage machen die Abschaffung des alten Ritus zur Zeit Gregors auch durchaus zweifelhaft. Sicher bestand er aber noch bei der Kommunion der Bischöfe, Priester und Diakonen. Wenn ferner, wie wir gesehen, um die Wende des 6. Jahrhunderts der ursprüngliche Ritus noch in Gallien, England und Spanien bestand, dann darf man wohl für Rom dasselbe annehmen.

Was speziell die Kommunion der Geistlichkeit angeht, welche bisher in unserer Frage nicht genug berücksichtigt ist, so läßt der zweite römische Ordo sie an den Thron des Papstes zum Empfang der Kommunion herantreten und am Altare kommunizieren. Diese nicht ganz deutlichen Worte enthalten die richtige Beleuchtung durch den von Duchesne herausgegebenen Ordo (um 800). Darnach empfangen die Bischöfe und Priester die Eucharistie aus der Hand des zelebrierenden Bischofs, beziehungsweise des Papstes, sie gehen dann auf die linke Seite des Altars, legen ihre Hände mit der Eucharistie auf den Altar und so kommunizieren sie. Aus diesen Angaben dürfte die Beibehaltung des alten Ritus in Rom seitens der Priester hinlänglich konstatiert sein. Ueberdies ist er auch durch einen jüngeren Ordo ausdrücklich bezeugt.²⁾ Es erhielten indes

¹⁾ Hefele III, 99. — ²⁾ Ordo 5 n. 11, I. c. col. 989.

in Rom nicht nur die Bischöfe und Priester, sondern auch die Diakonen noch Jahrhunderte nach Gregor I. die Eucharistie in die Hand, wie uns der im Anfange des 2. Jahrtausends entstandene 6. römische Ordo belehrt; da derselbe aber ausdrücklich hinzufügt, den Subdiakonen solle sie in den Mund gelegt werden,¹⁾ so muß man dieses um so mehr von den Laien annehmen. Doch haben letztere, wie uns scheint, sie bis zur Wende des 8. zum 9. Jahrhundert auch in Rom stets in die Hand erhalten.

Mit den schriftlichen Nachrichten harmoniert vortrefflich die Sprache der Monumente. Dabei ist allerdings nicht außer acht zu lassen, daß die monumentale Sprache im allgemeinen sich nicht so schnell ändert wie die Tatsachen. Wir wollen sagen: wenn der Ritus sich auch bereits im 9. Jahrhundert vielfach geändert hatte, so halten doch die Künstler bei ihren Darstellungen noch längere Zeit an den alten, gewohnten Typen fest. Und 50—80 Jahre sind hier kein großer Zeitraum. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn der neue Ritus in der Bildersprache vorderhand noch selten ist oder vielmehr erst später auftritt. Aus dem 11. Jahrhunderte lernen wir ihn kennen in dem Missale des heiligen Dionysius (zu Paris) und den „Wundern des heiligen Benedikt“ (zu Troyes). Ersteres bringt auf einer prächtigen Miniatur die Kommunion des heiligen Dionysius zur Anschauung und zwar nach dem neuen Ritus; in derselben Weise empfängt in den „Wundern des heiligen Benedikt“ der heilige Maurus die Kommunion, obwohl zuzeiten des Heiligen dieser Ritus völlig unbekannt war.²⁾ Auf deutschem Boden bietet uns das bereits erwähnte Evangeliar des heiligen Bernard aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts ein Beispiel; Judas empfängt knieend den Bissen in den Mund. Um ein volles Jahrhundert weiter zurück führt uns ein Psalter zu Stuttgart, welcher die gleiche Szene in gleicher Weise darstellt.³⁾ Es führen uns also auch die Monumente unter Berücksichtigung des oben angegebenen Gesichtspunktes bis zu dem Zeitpunkte, wo auch die literarischen Nachrichten die Einführung des neuen Ritus ankündigen, bis zur ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts.

Bisher ist fast ausschließlich die Rede vom Kommunionritus gewesen, insoferne es sich um den Genuß des heiligen Brotes handelt; bekanntlich genossen aber im Abendlande bis in das 13. Jahrhundert auch die Laien das heilige Blut. Welcher Modus oder Ritus wurde hierbei beobachtet? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Oriente wie im Occidente ursprünglich das heilige Blut unmittelbar aus dem oder genauer aus einem der Speisefelche genossen wurde. Man konsekrierte nämlich nicht nur den Wein des Messelches, sondern auch entsprechend der Zahl der Gläubigen, beziehungsweise der Kommunikanten — eine Anzahl

¹⁾ Ordo 6 n. 12; col. 994. ²⁾ Rohault de Fleury, pl. 10. 11.

³⁾ Döbbert, Repertorium f. Kunstwissenschaft 18, 365.

größere Kelche, die vielleicht auf einem Nebenalтарь, einer Art Kredenztiſch, ſtanden. Die Angaben des „Papſtbuches“ über die großartigen Schenkungen von „ſcyphi“ und „calices minerales“ an die römischen Kirchen laſſen ſich ſonſt kaum verſtehen. Wohl weniger aus äſthetiſchen und ſanitären Gründen als um der Gefahr der Verſchüttung vorzubeugen, wird man indes ſchon frühzeitig daran gedacht haben, einen anderen Modus auffindig zu machen. Der Orient und der Occident ſchlugen hier nicht dieſelben Wege ein.

Im Abendlande half man ſich zunächſt durch Anwendung der ſogenannten Fiſtula oder des Saugröhrchens. Bereits Gregor I. ſoll ſich deſſelben bedient haben; jedenfalls aber ſchreibt der älteſte römische Ordo, welcher teilweise noch aus den Tagen des genannten Papſtes ſtammt, dem Archidiacon vor, dem Volke das heilige Blut mittelſt der Fiſtula zu ſpenden. Sie blieb ſeitdem das ganze Mittelalter hindurch im Gebrauch, und auch in der Neuzeit verſchwand ſie nicht ganz, da ja auch die Kommunion ſub utraque an einzelnen Orten, beziehungsweise bei gewiſſen Anläſſen bis ins 17. Jahrhundert fortbeſtand. So wurde ſie in St. Denis bei Paris und an einzelnen anderen Orten Frankreichs noch bis zum Beginn der großen Revolution gebraucht, und in der feierlichen Papſtmeſſe hat ſie ſich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten.¹⁾

Aber auch dieſer Modus konnte nicht immer Abhülfe ſchaffen, dann nämlich nicht, wenn die Kommunikanten zahlreich und der Meß- oder Opferkelch klein war;²⁾ und ſelbſt ein großer Kelch vermochte nicht immer eine genügende Quantität Wein zu faſſen. In dem Falle nun, wo der konſekrierte Wein nicht ausreichte, goß man nicht-konſekrierten hinzu und zwar ſo lange, bis alle kommuniziert hatten. Infolge noch nicht aufgeklärter Verhältniſſe hatte ſich nämlich allmählich die Anſicht gebildet, durch die Vermischung des Weines mit dem heiligen Blute werde erſterer ebenfalls konſekriert; dieſelbe Wirkung erwartete man auch, wenn eine Partikel einer konſekrierten Hoſtie mit dem Wein vermengt wurde. Dieſe irrtümliche Meinung ſcheint namentlich durch die vielgeleſenen Schriften des Mezer Diacon Amalar verbreitet worden zu ſein. Sie blieb indes nicht ohne Widerſpruch. Beſonders erhoben der heilige Bernard, Hugo von St. Viktor, Jakob von Vitry, Belet, Rektor der Uni-verſität Paris, dagegen ihre Stimme. Letzterer ſchrieb z. B.: Indem wir der Wahrheit und der Lehre der heiligen Väter folgen, behaupten wir, daß der Wein durch jenen Kontakt (durch die Hoſtie) nicht konſekriert, ſondern nur geheiligt wird. Auch der berühmteſte Liturgiker des Mittelalters, ſowie die hervorragenden Scholaſtiker, wie Alexander von Hales und Thomas von Aquin, traten für ſie ein;

¹⁾ Vgl. meine Angaben über die Fiſtula in „Quartalschrift“ 1902, 297 ff. — ²⁾ Auf die Anſfrage des hl. Bonifazius, ob bei der hl. Meſſe mehrere Kelche erlaubt ſeien, hatte Papſt Gregor II. geantwortet, es ſei nur ein Kelch zu konſekrieren. Migne, 89, 525.

trotzdem hielt sich die irrthümliche Meinung bis zum Ende des Mittelalters, sie findet sich sogar noch in einem 1559 zu Rennes gedruckten Missale.¹⁾

Einen anderen Ausweg, um die Verunehrung des heiligen Blutes zu vermeiden, wählte man in der orientalischen Kirche. Die große Oblate wurde in viele kleine Partikeln zerlegt und in den konsekrierten Wein gelegt und sodann wurden die eingetauchten Partikeln mittelst eines goldenen Löffelchens den Laien gereicht. Manche haben geglaubt, der heilige Chrysostomus habe den Gebrauch des Löffelchens eingeführt. Renaudot, der genaue Kenner orientalischer Riten, drückt sich nicht so bestimmt aus; er meint nur, da dieser Gebrauch im ganzen Oriente üblich sei, müsse er vor der Trennung der abend- und morgenländischen Kirche aufgekommen sein.²⁾ Nach unserer Meinung kam das Löffelchen zuerst bei Krankencommunio- nen zur Verwendung, und zwar wenigstens vor der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts; allmählich fand es überall im Oriente Verbreitung und bei jeder Kommunion Verwendung.

Auch im Abendlande ist das Eintauchen der Hostie in den konsekrierten Wein nicht unbekannt geblieben: es war vielmehr bei Kranken und Kindern von altersher üblich. Bei Gesunden und Er wachsenen scheint dieser Modus zuerst in Spanien angewandt zu sein, wenigstens verbot ihn die Synode von Braga 675 als den Zeugnissen der heiligen Schrift zuwiderlaufend. Anders dachte darüber eine Synode von Tours, welche dieses Eintauchen sogar gebot, damit der Priester in Wahrheit sprechen könnte: „Der Leib und das Blut Christi mögen dir frommen.“ Man kann sich daher nicht wundern, daß dieser Ritus im 12. Jahrhundert in England, Deutschland und Frankreich außerordentlich verbreitet war. Ernuli, Bischof von Rochester, bezeugt, daß er in England fast allgemein üblich war. Das Konzil von Clermont (1095) hatte ihn erlaubt, wenn er notwendig wäre und aus Vorsicht (*per necessitatem et per cautelam*). Um Gründe für diese Notwendigkeit war man nicht verlegen; zudem waren nach einer Bemerkung der alten „Gewohnheiten“ der Cluniacenser sogar die Novizen so ungeschickt, daß man ihnen ohne Gefahr der Verschüttung das heilige Blut nicht untrennt reichen konnte. Obwohl einzelne bedeutende Männer, wie Bernold von Konstanz und Wilhelm von Champeaux († 1121) gegen diesen Modus eiferten; obwohl eine Synode von London (1175) erklärte, nur dem Verräter Judas habe der Herr den Bissen eingetaucht, den übrigen Jüngern aber Brot und Wein getrennt gereicht, so hielt er sich doch bis in die Zeit, wo überhaupt die Kommunion *sub utraque* außer Gebrauch kam.³⁾ Die Kommunion des heiligen Blutes durch Eintauchen der Hostie in dasselbe ist also nicht, wie man vielfach annimmt, ausschließlich ein Ritus der orientalischen

¹⁾ Bgl. Martène, l. c. I, 436. ²⁾ Renaudot, Liturg. Orient. (1847 I, 262. — ³⁾ Bgl. Hoffmann, Laienkommunion S. 155.

Kirchen, er ist vielmehr auch im Abendlande jahrhundertlang in Übung gewesen.

III.

Zum Schluß noch eine kurze Antwort auf unsere dritte Frage: wo wurde die heilige Kommunion empfangen? Im Alterthume herrschte in bezug auf den Ort nicht überall dieselbe Praxis, doch galt im allgemeinen als Regel, daß die Kleriker im Chore, die Laien außerhalb desselben kommunizierten. Diese Regel wurde von Synoden wiederholt eingeschärft. So bereits von der Synode von Laodicea um 360. Nur dem Kaiser war es nach uralter Ueberlieferung, wie die trullanische Synode im Jahre 692 bemerkt, erlaubt, im Chore zu stehen und dort zu opfern, d. h. dort die Eucharistie zu empfangen.¹⁾ Der heilige Ambrosius hatte es noch nicht geduldet; als Kaiser Theodosius in Mailand sich seinen Sitz im Chore wählte, fragte ihn der Heilige, ob ihm etwas zugestoßen sei und machte ihn auf den Unterschied zwischen Klerikern und Laien aufmerksam.²⁾

In Afrika traten nach einer Bemerkung des heiligen Augustinus die Gläubigen an die sogenannten Cancellen heran, d. h. an die das Chor vom Schiff trennenden Schranken. Der heilige Lehrer spricht gelegentlich von solchen, deren offenbare Vergehungen ihm wohlbekannt seien; er ermahnte sie, nicht an die Gitter (zum Empfang der heiligen Speise) heranzutreten, damit sie nicht zurückgewiesen würden. Wir haben hier also bereits eine Art Kommunionbank. Zur Erhöhung der Feierlichkeit scheint es aber den Neugetauften gestattet worden zu sein, beim ersten Empfange der heiligen Kommunion den Chor zu betreten.³⁾

In Spanien herrschte derselbe Brauch wie im Oriente, wie wir aus den Bestimmungen einiger Synoden erfahren. So verordnete das zweite Konzilium von Braga (563), es sollten nur die Kleriker, nicht aber die Laien das Sanktuarium des Altars betreten; das vierte Konzil von Toledo bestimmte, der assistierende Diakon und Subdiakon sollten am Altare, die übrigen Kleriker im Chore, die Laien aber außerhalb des Chores kommunizieren⁴⁾ — genau wie es noch heute der Fall ist.

In Rom kommunizierte der Papst in der feierlichen Messe auf seinem Sitze neben dem Altare, wo er auch den Bischöfen und den Klerikern die Kommunion reichte. Darauf trug er sowie die Bischöfe und Priester die Eucharistie zu den Laien in das Schiff der Kirche; der Papst ging in das Senatorium und Matroneum, d. h. in jene Abteilungen, wo die vornehmen Männer und Frauen ihre Plätze hatten und reichte ihnen die Eucharistie; darauf stieg er wieder in den Chor und reichte hier an seinem Sitze dem Romen-

¹⁾ Hefele, I, 762. III, 339. — ²⁾ Sozomen. Hist. eccl., VII, 25. —

³⁾ S. Augustin, Sermo 392. Migne 39, 1711. Sermo 224. Migne 38, 1095.

— ⁴⁾ Hefele, Konzilien-Gesch. III, 19.

Kantor, den Acolythen und einigen andern Kirchendienern die heilige Kommunion.¹⁾

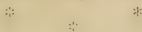
In Gallien herrschte bezüglich unseres Ritus größere Freiheit. Gregor von Tours bemerkt gelegentlich, König Gunthram sei zum Empfange der Kommunion an den Altar getreten; aber nicht nur dem Könige war dies gestattet, die Synode von Tours im Jahre 567 erlaubte allen Laien, sogar den Frauen, ihre Privatgebete im Chore zu verrichten und daselbst die heilige Kommunion zu empfangen, nur während der heiligen Messe sollten sie sich außerhalb desselben aufhalten. Diese Freiheit führte allmählich zu ärgerlichen Unordnungen. Sah sich doch die Reformsynode von Paris (829) veranlaßt, jene Priester scharf zu rügen, durch deren Nachlässigkeit die Weiber ungehindert an den Altar traten, die heiligen Gefäße berührten, und was das Schlimmste sei, sogar den Leib und das Blut des Herrn darreichten.²⁾

Welchen Verlauf unser Ritus im spätern Mittelalter nahm, läßt sich im einzelnen nicht verfolgen, da gerade in diesem Punkte die alten Liturgiker sehr wortfarg und die Ritualien äußerst lückenhaft sind. Im allgemeinen hielt man sich an den althergebrachten Brauch. Da es allmählich üblich wurde, in größeren Kirchen unter dem Triumphkreuze vor dem Lettner einen Kreuzaltar zu errichten, so pflegten die Gläubigen vielfach an diesem sowie an den Nebenaltdären zu kommunizieren. Um die heilige Spezies gegebenen Falles vor Verunehrung zu bewahren, wurde ihnen von den Ministranten ein längliches Tuch vorgehalten. In einzelnen Gegenden scheinen auch kleine feste Tüchlein, ähnlich unserer Palla, in Gebrauch gewesen zu sein, die der Kommunikant selbst hielt und die er nach Empfang der heiligen Spezies seinem Nachbar reichte.

Eine Kommunionbank im modernen Sinne scheint das ganze Mittelalter entweder gar nicht oder nur in geringem Umfange verwendet zu haben. Erst als die großen Chor und Schiff trennenden Lettner in Wegfall kamen, ging man dazu über, sie durch eine Bank zu ersetzen, aus der sich naturgemäß unsere Kommunionbank entwickelte. Diese Entwicklung nahm nicht überall denselben Verlauf. Während die Bank in den Pfarrkirchen meistens zwischen Chor und Schiff unter dem Triumphbogen aufgestellt wurde, erhielt sie in Kathedral-, Stifts- und Klosterkirchen ihren Platz vielfach vor einem Nebenaltdar und zwar häufig so, daß sie in einem runden oder gebrochenen Bogen den Altar nach drei Seiten vollständig abschließt. Letztere Einrichtung sehen wir namentlich in manchen Barock- und Rokoko-Kirchen. In vielen Kirchen hat man übrigens auch heute noch keine feste Kommunionbank, es werden vor dem Haupt- oder Nebenaltdar ein oder zwei kurze Bänke aufgestellt, mit einem weißen

¹⁾ Ordo roman. II n. 14. III n. 17. V n. 11. ²⁾ Vgl. Gregor., Hist. Franc. IX, 3. Hefele III, 28. Hoffmann, S. 102.

Tuche versehen und dienen so als Kommunionbank. Auf die künstlerische Entwicklung der oft mit großem Kostenaufwande angefertigten Bank können wir heute nicht näher eingehen.



Wie schon oftmals in unseren Aufsätzen der Quartalschrift, so haben wir auch heute wieder gesehen, welch mannigfachem Wechsel manche liturgische Riten im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen sind. Diese Wahrnehmung lehrt uns, so will es uns wenigstens scheinen, Maß und Milde in der Einführung neuer Gebräuche und Riten, welche dem christlichen Volke neu und ungewohnt sind, und besonders weise Mäßigung in der Abschaffung alter, vielleicht jahrhundertelanger Gebräuche, die den Gläubigen durch ihr Alter ehrwürdig und teuer sind und es auch dem Priester sein sollten.

Weitere Beiträge für Familien- und Pfarrbibliotheken.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florian (Oberösterreich). (Nachdruck vorbehalten.)

Life of Pope Pius X. By Monsignor Anton de Waal, Rector of the campo Santo, Rome. The M. H. Wiltzins Comp. Milwaukee, Wis. 1901.

Das herrliche Lebensbild des Papstes Pius X., gezeichnet von dem vorzüglichen Kenner römischer Verhältnisse Msgr. Anton de Waal, herausgegeben in deutschem Texte von der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München wurde mit Erlaubnis des Verfassers von J. W. Berg ins Englische übersetzt und von der weitbekannten Firma Wiltzins in Milwaukee, Nordamerika, verlegt. Die Ausstattung des für alle Katholiken hoch interessanten Buches ist eine brillante sowohl in Druck als Illustration: weit über 100 Bilder zeigen mit besonderer Schärfe Porträte, Ansichten von Rom, vom Vatikan, vom Geburtsorte und von den Orten der früheren Wirksamkeit des Papstes u. s. w. Der Verfasser behandelt nach kurzem Rückblick auf die letzten Lebenstage und den Tod des Papstes Leo XIII. den Vorgang bei der Papstwahl und geht dann auf den Hauptgegenstand über, auf die Beschreibung der Lebensumstände und der bisherigen priesterlichen und bischöflichen Wirksamkeit unseres jetzigen heiligen Vaters. Das Buch ist so geschrieben, daß der katholische Leser der göttlichen Vorsehung dankt, die der Kirche ein mit so herrlichen Eigenschaften, mit solcher Tugend gezierter Oberhaupt gegeben und vom Vertrauen erfüllt wird, ein Mann, der als Priester und Bischof so Großes geleistet, werde auch das Steueruder der Kirche mit Kraft und Geschick führen in der Zeit, wo gegen die Kirche so heftige Stürme von allen Seiten losbrechen.

Für Herz und Haus. Familienbibliothek. J. Habel in Regensburg. Preis jeden Bandes geb. M. 1.—.

5. Band: **Herrenwaldau.** Erzählung von Josef Baierlein. Die Erzählung führt uns ins Egerland zum Schloß Herrenwaldau. Aulblütige Herren, Barone und Grafen waren im Laufe der Jahrhunderte Besitzer dieses originellen Baues mit Zinnen, Wachttürmen und Schießcharten gewesen, zuletzt die Grafen von Terkendorf; sie galten für reich, aber plötzlich tauchte allerlei Verede auf, es sei mit ihren Finanzen nicht gar so proper

und das war auch gar nicht zu wundern. Die noblen und kostspieligen Passionen, denen sie lebten, die lärmenden Festlichkeiten, die auf dem Schlosse stattfanden, der enorme Luxus, den die Gräfin trieb, griffen allzu tief in die gräfliche Kasse und als nach dem Tode der Gräfin der einzige Sohn dem Vater redlich half, den Rest des Vermögens zu vergeuden, kam das Schloß mit seinem Hin und Auf zur öffentlichen Versteigerung und Gesieher wurde ein aus Amerika herzugereister „Bauer“ mit dem wenig aristokratischen Namen Hans Sauerwein, ein aus Bärenwalddau stammender Sohn eines Armenhäuslers. Wie so kam das? Ganz arm war er vor Jahren aus der Heimat nach Amerika ausgewandert und mit ihm die Schwester, die von Graf Egon Terfendorf verführt, in die Schande gebracht und dann verstoßen war. Die Betrugene starb in Amerika und hinterließ ihre Tochter, die Frucht ihrer Sünde, dem Bruder Hans, der mit unermüdlichem Fleiße und mit lo glücklichem Erfolge arbeitete, daß er Besitzer einer Farm, ein „Delprinz“ und sehr reich wurde. Die Nichte Lisbeth ließ er aufs feinste erziehen und sein Streben war, deren Legitimierung vom gräflichen Vater zu erzwingen. Zu dem Behufe übergab er das Schloß Herrenwalddau, nachdem er es in besten Stand gesetzt, seiner Nichte; durch Not gedrängt anerkannte der Graf sie als seine natürliche Tochter, diese verheiratete sich mit einem edlen Freiherren — für alle geht die Geschichte gut aus. Zu tadeln wäre im ganzen nur eine Duell-Anbietung, sonst findet sich nichts Anstößiges. Für Erwachsene.

9. Band: **Dickel, der Klauf.** Erzählung aus dem Walde von Anton Schott. 242 S.

Dickel hatte als Knecht ein Mädchen geliebt, dieses jedoch sein Herz dem Jäger zugewendet. Dem Dickel wollte dies gar nicht gefallen, er übte Rache an dem Nebenbuhler, wurde dafür in den Arrest gesteckt — wieder in Freiheit gesetzt, lebte er das Leben eines Sonderlings; er wählte eine einsame Waldhütte zur Wohnung, die Wildddieberei und das Schwärzen als Beruf, kam bei diesem Geschäfte, wie es nicht anders sein konnte, mit dem Jäger in arge Konflikte und Kämpfe, rettete aber doch diesem seinem Feinde das Leben, nahm — anfangs freilich mit Widerwillen — das Gut seines Onkels an, heiratete mit Dispens sein Geschwisterkind und vertauschte sein romantisches Wilderer- und Fächerleben mit dem eines fleißigen und zufriedenen Bauers.echt vollständig, interessant und vielfach belehrend für Pfarr- und Volksbibliotheken.

10. Band: **Schicksalschläge. Im roten Sarafan.** Dem Polnischen nacherzählt von Theo KroczeL 275 S.

Anton war gegen seinen Freund Michael, der ihn in bedrängter Lage vor Verzeiwung gerettet, so voll Dankbarkeit, daß er diesem zu Fuß sogar nach Sibirien nachging; Anton fand den Freund nicht mehr am Leben, wohl aber dessen Vater und die Schwester Marie. Er läßt sich in Sibirien nieder, macht Tage des Glückes, aber auch Zeiten des Unglückes, schwerer Schicksalschläge und gefährlicher Krankheiten mit; in letzteren ist ihm Marie eine liebevolle Pflegerin und nachdem ihr Bräutigam ermordet und Anton von einem polnischen Mädchen betrogen worden war, werden sie beide ein glückliches Paar.

Eine verwickelte, tragische Geschichte für Erwachsene aus gebildeten Ständen, wie auch die zweite Erzählung: Ein polnischer Edelmann gewinnt das Herz eines schönen, edlen Mädchens. Durch die Kante seiner nächsten Verwandten wird ihm die Braut als treulos dargestellt, er tritt in Kriegsdienste, tötet den vermeintlichen Nebenbuhler und verwundet zugleich die Geliebte tödlich. Jetzt erst erfährt er zu seinem Entsetzen, daß er irreführt worden, daß der Ermordete sein treuer Freund und die zu Tode getroffene Paulina ihm bis zum letzten Atemzuge treu geblieben ist.

11. Band: **Mit gelähmten Schwingen.** Erzählung aus der Oberpfalz von Josef Waierlein. 205 S.

Paula, eines Forstwarts Tochter, war ein braves, charakterfestes Mädchen und mußte es erfahren, welch' große Gefahren Körperliche Schönheit bringt. Der Nachfolger ihres verstorbenen Vaters, Forstwart Braumstein, wurde, wenngleich verlobt, so von ihren Reizen eingenommen, daß er ihr im Walde nachschlich und sie sich gegen seine Zubringlichkeiten nur schützen konnte durch einen kräftigen Hieb über sein Gesicht. In ehrlicher Weise bewarben sich um ihre Hand der Forstassistent Baron von Lippen und ein wohlhabender, junger Bauer. Paula liebte den Baron, um durch den Abstand an Gehurt und durch ihre Armut nicht störend auf die Zukunft des Geliebten einzuwirken, wollte sie ihm entsagen — das Geschick entschied aber anders: Der leidenschaftliche Braumstein wollte aus Eifersucht den Baron erschießen, die Kugel traf aber den Bauer, der sterbend Paula zur Erbin seines Vermögens einsetzte, Braumstein wurde von einem Wilderer erschossen und nun vereinigten sich der Baron und Paula zu einem glücklichen Ehebunde. Einige Auszüge und Aussprüche (so Seite 15, 53, 169) sind für die Jugend nicht geeignet, für Erwachsene bildet das Buch eine spannende Lektüre.

12. Band: **Moni.** Roman von Anton Schott. 207 S.

Moni ist ein armes Waisenkind, lebt als Hirtin bei einem Bauer, dessen stolze Tochter, die Franzl, sie auf alle Weise quält und sogar eines Diebstahles beschuldigt. Die Arme flieht aus dem Hause. Ein Tischlergehilfe Lorenz sieht die Moni nicht ungern, es entspinnt sich zwischen Beiden ein Liebesverhältnis, das aber eine Störung erfährt. Ein reicher Vetter will Moni heiraten, Lorenz leidet darob große Qual, da er fürchtet, Moni werde ihm abtrünnig — doch diese bleibt treu, entfernt sich aus dem Hause des Veters, sie heiratet ihren Lorenz und der Vetter ist gesund und generös genug, daß er in selbstloser Freundschaft den Beiden zu einer gesicherten Existenz verhilft. Eine Volkserzählung, spannend und ohne Anstoß.

13. Band: **Sennorita Dolores.** Roman von H. von Schreibershofen. 208 S.

Wie sich oben zwei Männer um eine und dieselbe Moni stritten, so kommen hier zwei Mädchen, intime Freundinnen in die Lage, denselben jungen Mann, Alired zu lieben. Sie sind aber seltene Charaktere; anstatt sich gegenseitig in Eifersucht zu verfolgen, will jede der anderen zulieb entsagen. Da ereignet es sich, daß die eine, Eva bei Rettung eines Kindes vom Tode des Ertrinkens selbst den Tod findet, und nun steht nichts im Wege, daß ihre Freundin Alwine den Alired heiratet. Für Erwachsene aus gebildeten Kreisen, weniger für das Landvolk.

14. Band: **Jugendschuld.** Roman von Freifrau von Schlippenbach. 245 S.

Die Jugendschuld des Freiherrn Hans bestand in dem, daß er als Student sein Wort gebrochen. Diese Schuld wurde ihm von der Welt so hoch angerechnet, daß er ihr als ehrlos galt und von ihr ausgestoßen wurde. Um sich zu rehabilitieren, tat er alles — lange vergeblich; er rang lange in der neuen Welt um eine Existenz — in die Heimat zurückgekehrt, fand er nur Zurückweisung, Verachtung, besonders von solchen, die nur den Schein der Ehre wahren, sonst aber weit unter ihm standen. Aristokraten stolz und Vorurteil verbitterten ihm das Leben in der Heimat, selbst jene, die er innig liebte und nach deren Besitz er strebte, beleidigte ihn tödlich. Wieder ging er in die weite Welt, kämpfte tapfer im Burenkriege, wurde schwer verwundet; als Krüppel fand er seine Geliebte und sein Lebensglück. Die Erzählung ist interessant, sittlich rein, Arbeit und Fleiß wird zu Ehren gebracht, die falschen Ehrbegriffe der Welt werden gebührend gezeichnet. Den protestantischen Ursprung der Erzählung verrät die für Katholiken befremdliche Aeußerung, daß Gräfin Edwina Diakonissin wird, im Schwesterfleide Kranke pflegt und dann in den Hafen der Ehe einläuft. Seite 232 wird ein Duell angeboten, das dann auch stattfindet — ohne tadelnde Be-

merkung. Für ganz reife Jugend und Erwachsene, besonders aus gebildeten Ständen.

15., 16. Band. **Das Bähnle.** Humoristischer Hochlandsroman von Arthur Achleitner. 396 S.

Bahnprojekte pflegen allemal Leben und Aufregung in die Gegenden zu bringen, die durch die Bahn mit der Welt in Verbindung gebracht werden sollen. Eigennutz spielt in der Regel da eine große Rolle und beeinflusst da Pro und Contra. Der geplante Bau einer kleinen Lokalbahn ist auch in der Erzählung der Punkt, um den sich die Handlung dreht: zwei liebende Herzen sahen ihr Geschick abhängig vom Gelingen oder Nichtgelingen des Bahnbaues, wußten aber durch List ihr Ziel zu erreichen. Der Volkscharakter ist gut gezeichnet. Diesmal kommt ein Seelsorgsgeistlicher nur in einer Nebenrolle vor; in mehreren der neueren Geistesprodukte Achleitners ist Priester und Seelsorger die Hauptrolle zugeteilt. Die Art der Durchführung findet jedoch mehrseitigen und nicht unbegründeten Widerspruch: Gesinnung und Handlungsweise der Geistlichen ist nicht richtig gezeichnet; in der einen Erzählung „Eiskaplan“ ist der Held der Geschichte von einer ganz unvernünftigen Strenge, in seinen Unternehmungen anflug, in der anderen („Stoffele“) muß der Pörrer die Schattenfigur machen, damit sich das Lichtbild Stoffeles besser abhebt: man zieht wohl nicht mit Unrecht den Schriftsteller Achleitner, daß er bei nichtkatholischen Verlegern Erzählungen erscheinen läßt, die nichts weniger als empfehlenswert sind. Die Stärke Achleitners liegt in der prächtigen Schilderung der Schönheiten des Hochgebirges und in der treffenden Wiedergabe des Volkscharakters.

Quo vadis? Historischer Roman von Heinrich Sienkiewicz. Deutsch von Sonja Placzek. J. Nabbel in Regensburg. 8°. 753 S. Geb.

Der Roman ist schon viel gelesen und besprochen worden, günstig und minder günstig. Darin stimmen wohl alle überein, daß er für junge Leute und solche, die leicht erregbar sind, gar nicht paßt. Er führt uns ein in die Zustände des Heidentums zu der Zeit, als das Christentum den Kampf mit ihm begann und daran war, Rom zu erobern. Der Verfasser schildert mit lebhaften Farben die entsetzliche Zügellosigkeit und Sittenlosigkeit, wie sie in dem untergehenden Heidentum und besonders am Hofe Neros herrschte, läßt uns Zeugen wüster Szenen sein; in wohlthuendem Gegensatz sehen wir die Tugenden der Christen, ihre Glaubensstreue, deren freundigen Mut im Martyrium, in Ertragung der Qualen, die Nero's Grausamkeit über sie verhängt hat. Den Schluß des Buches bildet Nero's Selbstmord. Das Buch verfolgt eine gute Tendenz: wir möchten es aber nur Erwachsenen aus gebildeten Ständen überlassen. Das Buch ist reich an Druckfehlern.

Otto der Große. Historische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Von Konrad von Volanden. 2. Aufl. Kirchheim in Mainz, 1905. 8°. 474 S. Geb. M. 5.

Aus alten Annalen und Chroniken hat der um die katholische Literatur hochverdiente Verfasser das Materiale für die vorliegende Erzählung zusammengetragen, die uns berichtet von der heldenhafte Erscheinung des Königs Otto des Großen, des Vorkämpfers für christliche Kultur und Ertüchtigung, des mächtigen Schirmvogtes der Kirche, des Schutzherrn für Recht und Gerechtigkeit gegen die Annahmen und Gewalttätigkeiten des blut- und heugierigen Adels, gegen treulose Verschwörer, gegen die eigenen verblendenen Söhne, gegen die heidnischen Barbarenvölker. Die Darstellungen sind anziehend und sehr lehrreich, wir lernen das soziale Leben der damaligen Zeit kennen, sehen eine reiche Auswahl edler, heiligmäßiger Gestalten, so des heiligen Bruno, der Königin Mathilde, des Erzbischofs Ulrich und des Abtes von Disibodenberg usw. Ein sehr gutes Buch für Volksbibliotheken und Mittelschulen.

Von der Wanderstraße. Geschichten und Bilder von R. Fabri de Fabri. Bachem in Köln. 8°. 286 S. Brosch. M. 2.50, Geb. M. 3.50.

17 vortreffliche Erzählungen voll Lebensweisheit und reicher Anregung; sittlich ernst, rein und frommgläubig. Dabei ist die Sprache edel, der Inhalt spannend. Besonders Frauen und Mädchen aus gebildeten Ständen zu empfehlen; verstehen werden es schon auch die Landleute.

Schiras. Roman von Josef Buhm. Kirch in Wien. 1905. 8°. 282 S. Brosch. K 3.—.

Blanka Mann und deren Sohn Karl haben von ihrem Onkel ein herrliches Landgut geerbt. Die herzengute Frau ist aber eine sehr mittel-mäßige Wirtschafterin; unter ihrer Herrschaft werden die Arbeiter faul und arbeitscheu, die Wirtschaft geht schlecht. Da kommt eine Ketterin in der Person der jungen Witwe Gerbach, die still und unvermerkt auf Mutter und Sohn sowie auf das Hausgesinde Einfluß gewinnt, so daß alle zu ihrer Pflicht zurückkehren, der verfallene Marren wieder in Gang, die Wirtschaft in Aufschwung kommt. Den angenehmen Schluß bildet eine Doppelhochzeit. Der Roman ist sittlich tabellos.

Münchener Volkschriften. Volkschriftenverlag in München. 1. bis 10. Heft. 8°. Jedes Heft mit 80–100 Seiten. Preis des Bandes geb. M. 2.50. Die vier ersten Hefte haben wir schon besprochen (3. Heft 1905, Seite 588 der Quartalschrift). 5. Heft: **Der Bettler und Englmär.** Erzählung von Maximilian Schmidt. 62 S. Des reichen Pfahlbauers Tochter Sidonie war ein vortreffliches Wesen, aber die Blattern haben ihrem Gesichte verunstaltende Spuren eingeprägt. Und doch stritten sich ihrer zwei um sie: der Sohn des Nachbarn, ein streitsüchtiger, herz- und gemüthloser Windbeutel und Englmär, ein armer Schlucker, der aber als Knecht des Pfahlbauers und als Soldat seine Pflichten aufs Beste erfüllte. Dieser wollte, um an Reichtum der Sidonie ebenbürtig zu werden, sich aufs Schatzgraben verlegen, fand an einem Bettler einen wahren Schatz; denn dieser gab Englmär ein Mittel an, durch dessen Gebrauch die Blatternarben der Sidonie vertrieben wurden; so gewann diese ihre volle Schönheit, Englmär gewann ihr Herz, nach manchen Verfolgungen vonseiten des Nebenbuhlers nahm auch der Pfahlbauer Raison an und erhob seinen braven Knecht zu seinem Schwiegersohne. Eine einfache, recht liebe Volkserzählung.

6. Heft: **Der Freigeist von Winterberg.** Eine Erzählung aus dem Schwarzwalde von Dr. Ludwig Fernwald er. 8°. 128 S.

Eine Geschichte, die in unsere Zeit des Unglaubens und Abfalles von der katholischen Kirche paßt; sie zeigt unwiderleglich, wohin die Treulosigkeit und der Haß gegen Religion und Kirche führt. In Winterberg, einem kernkatholischen Dorfe des Schwarzwaldes, lebte ein Uhrmacher, ein „Aufgeklärter“ und Aposiat. Der Sohn wurde des Vaters vollkommen würdig; da er Talent zeigte für Malen und Zeichnen, gab ihn der Vater nach München und brachte die größten Opfer. Was erreichte er damit? In zehn Jahren war der Sohn ein großer Künstler, und ein noch größerer Lump und Freigeist; er starb bald, zum Glück noch vor seinem Tode bekehrt. Der Vater war jetzt ganz arm, tief gedemüthigt. Auch ihn fand Gottes Gnade; vielleicht hatte die Tochter, die als barmherzige Schwester gestorben, dem Vater dies erlehrt, möglich auch, daß die Werke der Nächstenliebe, die der Uhrmacher bei all seinem Unglauben übte, ihm Barmherzigkeit gewonnen. Kurz, der Uhrmacher wurde gläubig und, dank der Liebe eines reichen Bruders, glücklich. Gute Tendenz, sehr gut erzählt; ein nützliches Volksbuch.

8. Heft: **Der Vater von St. Margarethen.** Eine Tiroler Geschichte aus neuester Zeit von M. Buol. 80 S.

Gleichwertig mit der vorstehenden Erzählung; zeigt die Gefahren des Umganges mit glaubensfeindlichen Personen. So gutgefunnt auch der Vater stets gewesen, der Verkehr mit einem zugewanderten Individuum, das die Verbreitung deutschnationaler und antireligiöser Tendenzen professio-

mäßig betrieb, brachte ihn so weit, daß er sich der Religion, sowie der braven Familie ganz entfremdete und in das Fahrwasser der Kirchenstürmer verirrte. Seine Ketterin war das kleine, fromme Töchterlein, das über das Verhalten des Vaters steigendes Herzleid empfand bis zu dem Verluste seiner Gesundheit und endlich durch seine Leiden und Gebete die Besserung des Vaters herbeiführte, gerade da, wo er daran war, abzufallen.

9. Heft: **Wie die Saat, so die Ernte.** Erzählung von Silejia. 58 S.

Ein Kommerzienrat huldigt in religiöser und sozialer Beziehung modernen Grundsätzen; er ist Freigeist und hat „lieber Sozialdemokraten als Vetbrüder“. Sein Sohn Viktor teilt ganz die Ansichten seines Vaters, während die Frau und die jüngeren Kinder gut gesinnt sind. Ein junger und braver Mann, Arbeiter im Dienste des Kommerzienrates, läßt sich nicht herbei, den Sonntag durch Arbeit zu entheiligen und sogar Ueberstunden zu leisten am Sonntage, und wird deshalb entlassen; er muß deshalb seine alte, kranke Mutter verlassen, zieht in die Fremde, wohin ihn der offenbare Segen Gottes begleitet. Heldenmütig rettet er dem Konful Nörting und dessen Frau das Leben, und dies ist für Ferdinand der Wendepunkt seines Geschicks; er kommt in eine Samtfabrik, gewinnt das ganze Vertrauen des Fabrikbesizers, wird Fabrikdirektor. Wie ganz anders beim Kommerzienrat Trombold! Seine Gesinnung und seine Handlungsweise bringt ihm keinen Segen; sein Sohn Viktor bestiehlt den eigenen Vater, die sozialdemokratischen Arbeiter bedrängen ihn mit Ausständen, es geht abwärts so lange, bis kaum mehr ein Dachziegel sein eigen ist. Ferdinand erfährt von dem Niedergange der Familie — schon früher hat er ein Auge auf die fromme Tochter Trombolds geworfen — damals war sie für den einfachen Arbeiter unerreichbar — jetzt hofft er auf ihr Jawort und erhält es auch. Eine sehr gute, zeitgemäße Erzählung.

10. Heft: **Düstere Wolken.** Erzählung aus dem Bauernleben von Dr. Ludwig Fernwalder. 41 S.

Am dem Beispiele des Eschbauern kann man sehen, welch große Bedrängnisse heutzutage über den Bauern kommen können: unaufhörlicher Regen droht die Ernte zu verderben; das Kapital ist gekündet und muß in acht Tagen bezahlt werden — der Bucherer kennt kein Erbarmen, der Viehhändler preßt den Armen um eine ansehnliche Summe, der Sohn muß einrücken, ein Pferd wird lahm, der Knecht entläßt ihm unmittelbar vor der Ernte und will die damit verbundene Schinderei nicht mitmachen — was Wunder, wenn der sonst brave Eschbauer „damisch“ wird, wenn er „all die Lumpen in der Stadt und heraußen auf dem Lande, die nur dazu da sind, den Bauern zu schinden, zusammenschlagen möchte, wie den Krug“, den er eben an die Wand geschleudert. Er zürnt dem Himmel, auf den „kein Verlaß mehr ist“, dem lieben Herrgott, auf den er doch alleweile vertraut, und nun muß er schon bald zweifeln, ob dieser Herrgott helfen kann, wenn's einen gibt — so weit vergift sich der verzweifelte Mann, daß er den gotteslästerischen Aeußerungen einen Frevel folgen läßt, indem er den von seinen Kindern um das Kreuzifix geflochtenen Blumenkranz herabreißt und verbrennt. Nach dieser offenen Absage des Bauers an unseren Herrgott ergreift die christliche, brave Bäuerin namenloses Weh; sie nimmt zu der schmerzhaften Mutter Gottes ihre Zuflucht, und nicht umsonst; bald heitert sich der mit so düsteren Wolken überzogene Himmel auf, es finden sich Arbeitskräfte, der Raiffeisenverein erlöst den Eschbauer aus den Händen des Bucherers, die Ernte fällt gut aus, mit der Ordnung der äußeren Verhältnisse kehrt Ruhe und Friede in das Herz des so außer Rand und Band geratenen Bauers ein. Die ersten zehn Hefte hat der Volkschriftenverlag in einem nett gebundenen Bande gesammelt. Preis M. 2.50.

Herrn von Schmells Badeerlebnisse. Ein ergreifender Schluß.

Zwei Novellen von Justus von Mauritz. Verlag Buzon & Berder in Nebelaer. 8°. 96 S. Brosch. 30 Pf.

1. Ein reicher Rentier tut zu viel des Guten im Essen und Trinken, wird ein Hypochonder, braucht einen Arzt nach dem andern, besucht alle möglichen Bäder, ist nirgends zufrieden: in der Aufregung beleidigt er einen Wachmann und kommt deshalb auf einige Wochen in das Numero Sicher. Was ihm kein Arzt, kein Bad verschafft, das findet er im Arreste. Bei der schmalen Gefangenkost gewinnt er die Gesundheit wieder, und mit dieser die gute Laune. Recht humoristisch. — 2. Ein betrogener Ehegatte beschreibt in einem von ihm verfaßten Theaterstücke sein Geschick — aber aufgeführt kann das Drama nicht werden, weil der Schluß zu wenig effektiv ist. Der Theaterdirektor sucht den Dichter auf, um ihn zur Abfassung eines packenden Schlusses zu bewegen. Wie er in die Wohnung tritt, ist der Dichter eben am Sterben; am Sterbebette kniet die reuig zurückgekehrte Gattin, die Verzeihung erhält; so ist auch für einen ergreifenden Schluß gesorgt. Eine unschädliche Lektüre für Erwachsene; leider viele Fremdwörter.

Der Geistersee. Novelle von Gustav Höcker. Buzon & Bercker. 8°. 96 S. Brosch. 30 Pf.

Die Tochter eines Advokaten läßt sich, um diesen aus finanziellen Schwierigkeiten zu retten und vor Strafe wegen Veruntreuungen zu schützen, als Werkzeug gebrauchen bei Ausübung von schändlichen Betrügereien und Verbrechen. Es kommt aber alles an den Tag; die Gaunerin endet durch Selbstmord, der betrogene Gatte und der frühere Geliebte der schändlichen Person erkennen sich als Zwilling Brüder und leben dann vereint in Glück und Wohlergehen. Spannend, interessante Verwicklungen, befriedigende Lösung. Nur für Erwachsene.

Abenteuer. Von J. L. K u h a w a. 2 Bändchen. 195 S. Brosch. 60 Pf. Buzon & Bercker.

Humoristische Erzählungen aus dem Soldaten- und Kriegsleben, besonders zur Zeit des deutsch-französischen Krieges.

Tadellos. Novelle von A. J. C ü p p e r s. Buzon & Bercker. 8°. 96 S. Brosch. 30 Pf.

Die Erzählung soll zeigen, daß nichts Vollkommenes unter der Sonne ist, und daß am wenigsten die Menschen tadellos sind. Felix Brunold gerät in seiner Jugend in schlechte Gesellschaft, wird ein Verschwender und Spieler und, um die Schulden zu zahlen und fällige Wechsel einlösen zu können, vergreift er sich an anvertrauten Geldern, und muß dies Verbrechen im Kerker büßen. Frei geworden, wandert er in die weite Ferne, kehrt gebessert heim und wird ein solider Ehemann. Nachträglich erfährt seine Gattin, welch unschöne Vergangenheit ihr Mann hinter sich hat; um den ehelichen Frieden ist es nun geschehen. Erst nach Jahren gelingt es dem greisen Seelsorger, eine Ausöhnung herbeizuführen. Zum Schlusse eine kurze Erzählung: **Vaganten-Heimweh.** Von A. J. C ü p p e r s. Fröh war ein wilder, unbändiger Knabe, ging zu den Seiltänzern und lehrte mit gebrochener Lebenskraft, nach jahrelangen Kreuz- und Quersfahrten, in die Heimat zurück, um in den Armen der Mutter zu sterben.

Ein weiblicher Geheimpolizist. Originalerzählung von Walter Coslow. Buzon & Bercker. 8°. 96 S. Brosch. 30 Pf.

Daß Frauen oft große Anlagen und Eignung für Dienste der Geheimpolizei haben, wissen viele aus Erfahrung. Mary Golling war aber hierin geradezu ein Genie: aus guter Familie stammend, intelligent, voll Mut und List, Scharfsinn und Ausdauer, leistete sie der Geheimpolizei, in deren Diensten sie stand, ganz vorzügliche Dienste, besonders bei Ausforschung eines Gauners, der in einem Bankhause eine halbe Million Dollars entwendet. Verdächtig war der Buchhalter Henry Wilbert. Obwohl alles gegen ihn sprach, dem weiblichen Polizisten gelang es nach vielen Gefahren,

den wahren Dieb auszuforschen und Wilberts Unschuld nachzuweisen. Zur Belohnung bekam Mary diesmal etwas ganz Erwünschtes, nämlich einen Ehemann in der Person Wilberts.

Gefühnte Schuld. Roman, frei nach dem Italienischen. Von Erich Friesen. Bugon & Bercker. 8°. 112 S. Brosch. 30 Pf.

Hier haben wir es mit einer Schwindlerin zu tun, die ihre Freundin, eine reiche Waise, gepflegt hat bis zu deren Tod in Madeira. Der Umstand, daß sie mit ihrer Freundin große Ähnlichkeit hatte, bewog sie, sich für die Verstorbene auszugeben, deren Vermögen und auch deren Bräutigam sich — anzueignen. Der Betrug gelingt. In Rom traf sie die Verwandte der Verstorbenen und kam in tausend Verlegenheiten und Gefahren, entdeckt zu werden. Das schlechte Gewissen, ferner ein nichtsnutziger Onkel, der um den Betrug wußte und immerfort Erpressungen ausübte, verleiteten ihr den Genuß der auf so schwindelhafte Weise erworbenen Güter: sie verfiel in Wahnsinn; wieder zum Verstand gekommen, äußerte sie schmerzliche Reue und stiftete, ehe sie starb, ein großes Waisenhaus zur Sühne. Tendenz: Alle Schuld rächt sich schon auf Erden. Sehr spannend, ohne sittlichen Anstoß.

Romanhaft. Erzählung von Otto Girndt. Bugon & Bercker. 8°. 112 S. Brosch. 30 Pf.

Lili, die Tochter eines reichen Senators, soll nach dem Wunsche ihres Vaters bald heiraten. Selbstverständlich wehrt sie sich nicht lange dagegen, nur soll ihr Auserwählter ein „Charakter“ sein, und für das hält sie jenen Offizier, der sie vor vier Jahren vor Gemeinheit beschützt und infolgedessen er seine Stellung verloren hat. Aber wo ihn finden? Sie kennt weder Namen, noch Aufenthalt. Ein gütiges Geschick kommt ihr helfend entgegen; ein Maler taucht auf — es ist der gesuchte Offizier. Lili erkennt ihn. Mit Hilfe treuer Freunde und durch unschuldige List wird er „gefangen“. Eine gute und sittenreine Lektüre für ganz reife Jugend und besonders in Städten.

Von Fesseln befreit. Von E. von Püß. Bugon & Bercker. 8°. 96 S. Brosch. 30 Pf.

Die Geschichte berichtet von einem Tunichtgut aus vornehmerm Hause; er war ausschweifend, ein leidenschaftlicher Spieler. Ein Mädchen, das er liebte, hätte ihn vielleicht retten können, allein dessen Mutter ließ sich nur von Rücksichten auf hohen Stand und Reichtum leiten, und war schuld, daß ihre Tochter einem Grafen ihre Hand bot. Hernach sank der leichtsinnige Alex noch tiefer; aber auch die junge Gräfin fühlte sich unglücklich, ging ihrem Mann durch, warf ihre Neze nach Alex aus, der sich auch leicht fangen ließ. Schon waren sie daran, sich widerrechtlich zu ehelichen, da traf das Herz des Alex ein Strahl der göttlichen Gnade: er ging in sich, sandte dem verführerischen Weibe die Absage und wurde ein Franziskaner, der durch hinreißenden Eifer, durch feurige Predigten und unermüdliches Wirken zur Heiligung der Seelen gut machte, was er früher gefehlt. Nicht für das Landvolk. Erwachsene aus gebildeten Ständen mögen das gut geschriebene Buch lesen.

Einedles Frauenherz. Novelle von J. Fichtner. Bugon & Bercker.

Ein viel benütztes, aber hier gut durchgeführtes Thema von der heroischen Selbstaufopferung eines guten Kindes, um den Gliedern der Familie in Zeit der Bedrängnis ein rettender Engel zu sein. Diese Rolle übernahm Helene; ihr Vater, ehemals reich, hatte durch Spiel und Verschwendung die Familie in Armut gestürzt und sich dann selbst entleibt. Wenn auch die älteste Tochter bisher wegen ihrer Häßlichkeit das verpötte Aschenbrödel gewesen, fühlte sich das edle Geschöpf doch angetrieben, all ihre Kraft für das Wohl und für die Erhaltung der Familie einzusetzen; ihr Leben war von nun an ein fortgesetztes Opfer, sie nahm sich aller an, obwohl sie vielfach nur Andank erntete. Erst nach vielen Opfern fing die Mutter an, den Wert eines solchen Kindes zu erkennen. Gott vergalt der Edlen dadurch, daß er Helene einen reichen Witwer als Frau

zuführte. Nun erst genoß sie das Glück der Liebe, die ihr in ihrer Jugend verlagert war. Der ganz reifen Jugend, besonders der weiblichen bestens zu empfehlen.

Im Goldfieber. Ein südafrikanischer Roman von Erich Friejen. Buxon & Bercker. 8°. 112 S. Brosch. 30 Pf.

Der spannende Roman zeigt das große Unheil, welches unersättlicher Durst nach Gold und Reichtum gar häufig anrichtet. Von solcher Gold- und Geldgier war Lord Roberts erfüllt, ein herz- und gewissenloser Mann; er war der Vormund der verwaiseten Irene Morrison, einer Millionen-Erbin. Irene liebte einen unbemittelten Buren, Paul von Gülden. Auch ihr Vormund Roberts wollte sie um des Geldes willen heiraten, und um den Nebenbuhler zu beseitigen, suchte er diesen zu verderben durch die Anklage wegen Wechselfälschung. Irene mußte einem sonst ganz verworfenen Menschen so ins Gewissen zu reden, daß er für die Unschuld Pauls Zeugenschaft ablegte; so wurde Paul frei, Roberts Verbrechen kamen an den Tag, dieser endete im Kerker, und damit die Geschichte nach Wunsch ausgeht: Paul und Irene werden ein glückliches Paar. Für alle Erwachsenen.

Herzensbrecher und andere Novellen. Von M. von Ekensteen. Buxon & Bercker. 8°. 96 S. Brosch. 30 Pf.

1. Leichtfertige, unüberlegte Streiche können großes Herzeleid bereiten und das Glück eines Menschen für immer zerstören, so in der Geschichte: **Herzensbrecher.** Leutnant Godenius, eitel auf seine „Unwiderstehlichkeit“, geht eine Wette ein, er werde die unnahbare Braut eines Gymnasiallehrers für einen Tanz gewinnen; richtig läßt sich diese trotz des Verbotes des Arztes herbei, der ängstlich um ihre Gesundheit besorgte Bräutigam sucht sie zurückzuhalten, es kommt zu Auseinandersetzungen, zu einem Duell, der Lehrer fällt, die Braut stirbt vor Entsetzen an Herzframpf. Das traurige Ende eines dummen Spasses. — 2. **Unfel Rudi.** Leutnant von Schenk, jung, reich, edelgesinnt, faßt leidenschaftliche Liebe zu einer Sängerin. Diese aber weist seine Hand ab — warum? Der junge Mann hat ein armes Waisenkind, das durch seine Schuld verunglückt ist, adoptiert. Dies arme Mädchen erregt die Eifersucht der Sängerin. Nun widmet sich Schenk ganz seinem Berufe, dem Dienste des Vaterlandes und dem Kinde, das er zärtlich liebt und später heiratet. — 3. **Der Haub.** Der Tod des Kindes, respektive der Schmerz um das verlorne Kind ist schuld, daß sich zwei Eheleute, die sich bisher nicht verstanden, in treuer Liebe zusammengefunden haben.

Ein Buch von der Güte. Novellen von M. Herbert. Bachem in Köln. 8°. 338 S. Brosch. M. 3.50, geb. M. 5.—

Fünf prächtige Erzählungen veredelnden Inhaltes, der lehrt, wie erfahrungsgemäß Herzensgüte, Gottesglaube, selbstlose Pflichterfüllung, opferfreudige Nächstenliebe, Demut und Genügsamkeit wahrhaft und dauernd glücklich machen, während Reichtum und Genußsucht, Stolz und Selbstüberhebung vielfach mit Unzufriedenheit verbunden sind. Die Erzählungen enthalten ergreifende Szenen, die Charakterzeichnung ist gelungen, die Sprache fließend. Gebildeten Kreisen warm zu empfehlen.

Aus der Frauenwelt. Eine Auswahl von Beiträgen der Kölnischen Volkszeitung. Herausgegeben von Frau Adele Sieger. Bachem in Köln. 8°. 333 S. Geb.

Eine Sammlung der verschiedenartigsten, oft ausgezeichneten Abhandlungen über verschiedene Berufsweige der Frau, eine Fundgrube praktischer Belehrungen und Winke. Es ist kein Zweifel, daß diese Sammlung der Frauenwelt Segen bringen wird. Einteilung: 1. Der Frau ureigenster Wirkungskreis in Haus und Familie, als Mutter, Großmutter, Stiefmutter, Schwiegermutter, über Pflichten und Freuden der Häuslichkeit, über das Verhältnis zu den Diensthofen u. i. w. — 2. Das wichtigste Kapitel im Leben der Frau: Das Kind, seine Erziehung bis zur Schule; die Bildung

des Gemüts- und Tugendenlebens; der Einfluß der Mutter auf die heranwachsende Jugend. — 3. Der Frau Stellung im gesellschaftlichen Leben, ihre geistigen Interessen, Lektüre und Bildung. — 4. Ihr Wirken auf sozialem und charitativem Gebiete. In echt katholischem Geiste geschrieben. Für alle Frauen, besonders aus gebildeten Ständen.

Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen von Paul Keller. Mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. Allgemeine Verlags-Gesellschaft in München. 8°. 337 S. Geb. M. 5.—.

Was für ein schändlicher Mensch nur dieser Wirt Schräger war! Den Nachbar, den Buchenhofer, verfolgte er aus Geiz, um dessen Hof an sich zu bringen, so lange, bis dieser richtig ruiniert war. Zu allem Ueberflusse zündete noch der blöde Wirtssohn den Buchenhof an und der schlechte Vater bestärkte durch einen Meineid den Verdacht, der Buchenhofer habe selbst den Hof angezündet und trieb diesen in Verzweiflung und zum Selbstmorde. Infolge der schweren Schläge starb dessen Frau. Der Sohn des Buchenhofer, Heinrich, war Student, wollte aber jetzt, um Elternhaus und Heimat zu retten, Bauer werden; er fand Hilfe, aber schwere Kämpfe hatte er zu bestehen, bis er endlich zur Erfüllung seiner Wünsche gelangte: des Wirtes Schräger Tochter, von Jugend an seine „Flamme“, wurde seine Gattin. Seite 62 ist der ordinäre Ausdruck: „Dreischleudern“. Für Erwachsene.

Gottestal von Anton Schott. Mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft. 8°. 396 S. Geb. M. 5.—.

Durch große Not gedrängt, wurde das Waisenkind Lore ein Opfer der Verführung. Auf den einen Fall erfolgte eine schmerzliche Reue und so ernste Lebensbesserung, daß sie selbst in der gefährvollen Stellung einer Kellnerin Zucht und Tugend bewahrte. Einen studierten Bauerssohn, der sie leidenschaftlich liebte, wies sie nach schweren Seelenkämpfen ab und gab ihre Hand gegen die Stimme ihres Herzens einem reichen verwitweten Fabriksherrn. Dadurch kam sie in wahre Sklaverei; bis aufs Blut mußte sich die Arme quälen lassen, besonders als ihr Bruder, ein Sozialdemokrat und arger Schurke, als Arbeiter in die Fabrik eintrat; bald gab es Unbotmäßigkeit, Ausstand, an die Fabrik wurde Brand gelegt. Der Besitzer fand einen gewaltigen Tod. Im Herzen der Witwe lebt das Bild des studierten Bauerssohnes wieder auf, beide kämpfen einen gewaltigen Kampf, schließlich lehnt der junge Mann sie ab, geht ins Kloster, wird Missionär — die Witwe widmet sich ganz ihrem Berufe, unter ihrer Leitung und dank der Mithilfe des Priesters wird das Gottestal, in dem die Fabrik liegt, ein Ort des Friedens und Glückes. Für alle Erwachsenen, auch für Volksbibliotheken.

Katholische Familienbibliothek. Herausgegeben vom Komitee zur Verbreitung guter Bücher in Mainz. Das Komitee hat sich zur Aufgabe gestellt, die weitesten Volkskreise mit guten Büchern zu versorgen. Bischof Dr. Heinrich Brück von Mainz übernahm das Protektorat, eine große Anzahl deutscher und bayerischer Bischöfe empfielt das Unternehmen aufs wärmste, im Komitee arbeiten die besten Kräfte, so als Präsident Domdekan Dr. Raich, die Domkapitulare Dr. Bendix, Dr. Dergenröther, Weihbischof Freiherr von Dv., Prälat Dr. Lender, Dompropst Dr. J. Bruner von Eichstädt, Ministerialrat Freiherr von Diegeleben, Justizrat Dr. von Steinle usw. Die Herausgabe der „Familienbibliothek“ hat die neugegründete Verlagsdruckerei im katholischen Lehrlingshause zu Mainz übernommen, und sind bisher zwei Serien erschienen.

1. Serie: 1. **Die Schönheit der katholischen Kirche.** Von Gregorius Kippel. Neu bearbeitet und mit Illustrationen versehen. 424 S. 16 Vollbilder. 4^{te} Geb. Einzelpreis M. 2.—. Eine in der Zeit des Kampfes gegen die Kirche ungemein nützliche Lektüre. — 2. **Erzählungsbuch.** Mit

Beiträgen von Konrad von Volanden, M. di San Callisto und Sophie Christ. 8°. 144 S. Geb. Einzelpreis 80 Pf. M. di San Callisto erzählt von einem Maler, der ein herrliches Madonnenbild gemalt hat. Das Mädchen, das ihm hiebei als „Modell“ gebient hat, stirbt; der Künstler ist untröstlich und will mit dem Bilde in ein Kloster eintreten. Ein Zwischenfall macht ihm aber einen Strich durch die Rechnung, und zwar einen solchen, daß er eine liebende Gattin findet. — Konrad von Volanden zeigt in einer Volkserzählung, wie die Sozialdemokraten den Kampf gegen die Religion führen. Sophie Christ schildert die tieftraurigen Lebensschicksale eines armen Mädchens, das einst vom eigenen Vater in der Verzweiflung schändlich ausgelegt, von knauserigen Menschen unbarmherzig abgewiesen, schließlich in ein Waisenhaus gebracht worden ist. Aus dem Kinde wird ein sonderbares Wesen, das niemals vollständig glücklich ist. Durch Erbschaft reich geworden, setzt sie sich ein Denkmal durch Stiftung eines Kreuzweges. — 3. **Durchs neue Italien zum alten Rom.** Moderne italienische Landes- und Lebensverhältnisse, dargestellt in Reisebildern. Von Hugo Holzammer. 1. Bd. 304 S. 8°. Geb. Einzelpreis M. 1.40. Interessante Rückblicke in die Geschichte von Neu-Italien. Der Verfasser scheint für das geeinte Italien große Sympathie zu haben, Antipathie gegen die Oesterreicher, „diese Bedrücker mit ihren Regimentern, ihren Kanonen und Bajonetten, auf welche sich die italienischen Duodesfürsten stützen“. Nadebky bekommt einen Nief, da er sich gegen Viktor Emanuel „nicht von seiner edelsten Seite zeigte“. Auf Oesterreicher wird die Lektüre des Buches nicht gerade einen angenehmen Eindruck machen. Die Auffassung des Autors über die Vertreibung der rechtmäßigen Fürsten, die Veraubung des heiligen Stuhles, die ja mit die Einigung Italiens zur Folge hatte, wird vielen Lesern befremdlich erscheinen. Sonst sind die Ausführungen des Verfassers geistvoll, gewähren einen tiefen Einblick in den Volkscharakter der Italiener. Gebildete werden ihnen mit gespanntem Interesse folgen. — 4. **Deutsches Hausbuch.** I. Jahrgang. Mit reichhaltigem Inhalt und 25 Illustrationen, darunter 12 Vollbilder. 4°. 160 S. Geb. Einzelpreis 80 Pf. Wirklich ein gutes Familienbuch, das allen Gliedern der Familie, jungen und alten, Angenehmes, Nützlichs und Unterhaltendes bietet in gediegener Auswahl. Alle vier Bände der I. Serie kosten zusammengekommen M. 3.50.

II. Serie: 1. **Das neue Testament in Bild und Wort.** Achtzig biblische Szenen von P. Hubert Hartmann S. J. 328 S. Quer-4° mit 80 Vollbildern. Einzelpreis im eleg. Einbände M. 3.20. — 2. **Seiwegründe meiner Rückkehr zur katholischen Kirche.** Von Freisräulein Anna von Gall. 192 S. 8°. Geb. Einzelpreis M. 1.20. Dient zur Stärkung des Glaubens und zur Vermehrung der Liebe zur katholischen Kirche. — 3. **Durchs neue Italien zum alten Rom.** Von Franz Holzammer. 2. Bd. 240 S. 8°. Geb. Einzelpreis M. 1.20. — 4. **Deutsches Hausbuch.** II. Jahrgang. Mit reichem Inhalt. 44 Illustrationen, darunter 7 Vollbilder. 4°. 130 S. Mit Porträt des Papst, Pius X. Geb. Einzelpreis 80 Pf. Verdient das gleiche Lob, wie der erste Jahrgang. Ein Schatz für bürgerliche und bauerliche Familien. — Preis der ganzen Serie M. 3.50.

Monika-Kalender für das Jahr 1906. Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer in Donauwörth. Preis mit Wandkalender 50 Pf.

Der vorliegende Kalender ist nicht nach Art der übrigen Kalender, die ein Gemenge von Erzählungen, Gemeinnützigem, Unterhaltendem usw. bieten. Der Monika-Kalender pflegt schon seit Jahren außer dem Kalendarium längere Abhandlungen ernstes Inhaltes zu bringen, die ihm mehr den Charakter eines Lehrbuches verleihen; so auch wieder der für das Jahr 1906. Wie die Verlagshandlung in dem Werke: **Die Ehe**, das ungemein heikle und schwierige Thema über das eheliche Leben, über die sexuelle Pädagogik, über die den Brautleuten nötigen Aufklärungen ausführlich behandelt, so bietet sie im Kalender „Leitsterne für die Ehe“. Die Ehe wird als

Teilnahme an dem Werke der Schöpfung, der Erlösung und Heiligung überzeugend und klar dargestellt. Ganz reife Jünglinge und Mädchen, besonders Brautleute gewinnen bei Lesung der Abhandlung einen hohen Begriff von der Heiligkeit und Erhabenheit der Ehe, werden zu einer würdigen Vorbereitung auf den heiligen Ehestand angeleitet und lernen, wie sie diesen Stand heilig einrichten sollen. Auch für Eheleute ein Schatz. Den Kalender darf man aber nicht herumliegen lassen: er ist nicht für Kinder und unreife Jugend.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Gebrauch des Morphiums.) Anfrage: Was ist vom Gebrauch des Morphium oder von den Morphiumsfüchtigen vom moralischen Standpunkte aus zu halten?

Antwort: Der Gebrauch des Morphiums kann nicht absolut als sittenwidrig verboten werden, insofern nur eine Befänftigung nervöser Erregung und Minderung des Schmerzes in Frage kommt. Allein wegen der naheliegenden Gefahr des Mißbrauchs und der schlimmen daraus sich ergebenden Wirkungen sollte der Gebrauch nur unter der Kontrolle eines gewissenhaften Arztes geschehen. 2. Das Uebermaß im Gebrauche des Morphiums ist jedenfalls sündhaft. Schwer sündhaft, also zur Todssünde, wird der übermäßige Gebrauch in den Fällen, wo es eine schwere Schädigung der körperlichen Gesundheit mit sich führt oder wo der Lust und des Wohlbehagens wegen ein trunkenheitsähnlicher Zustand der völligen Beraubung des Vernunftgebrauchs bewirkt wird. Bei letzterer Unterstellung ist der Einzelfall todssündlich; bei ersterer Unterstellung liegt die Todssündlichkeit im fortgesetzten Gebrauch oder im Gebrauche mit dem Willen darin fortzufahren, so daß bei entschiedenem Brechen des gewohnheitsmäßigen Gebrauchs ein sporadisch eintretender Einzelgebrauch milder beurteilt werden muß. 3. Geht das Uebermaß nicht bis zu dem in Nr. 2 angegebenen Grade, dann ist der übermäßige Gebrauch zwar sündhaft, doch nicht gerade Todssünde. 4. Bei Schwerkranken, die dem Tode entgegengehen, den Gebrauch des Morphiums anwenden bis zur Aufhebung des Vernunftgebrauches, mag es auch geschehen zur Verhinderung des Schmerzbewußtseins, läßt sich sittlich nicht rechtfertigen, es sei denn, daß es sich nur um die Herbeiführung eines erquickenden Schlafes handele oder um die Betäubung der Sinne behufs Ausföhrung einer chirurgischen Operation. Sonst ist gerade die Beraubung des Bewußtseins kurz vor dem Tode einer vorzeitigen Lebensverkürzung gleichzuachten, die ich nicht zu hindern brauche, wenn ein anderer zur Verhinderung größerer Uebel im guten Glauben sie vollzieht, die ich aber nie billigen oder befördern kann.

Valkenberg (Holland).

Aug. Lehmkühf S. J.

II. (Gelübde in einen Orden einzutreten.) Der Akademiker Paulus hat aus religiösen Motiven das Gelübde abgelegt, in einen geistlichen Orden einzutreten. Um sein Gelübde zu erfüllen, tritt er in eine approbierte Kongregation ein, glaubt aber nach einigen Wochen des Noviziates, daß sich sein Gesundheitszustand mit den vielen in dieser Genossenschaft vorgeschriebenen geistlichen Übungen und Arbeiten nicht vertragen werde und tritt freiwillig aus.

Frage: Hat Paulus der Verpflichtung seines Gelübdes damit genuggetan?

Das Gelübde überhaupt ist ein Partikulargesetz, welches der Gelobende zur Ehre Gottes sich selbst auferlegt und ist darum nach seiner bei Ablegung desselben gehegten Intention zu interpretieren. Daraus erfolgen für Paulus betreffs Erfüllung seines Gelübdes folgende Regeln:

1. Hat er nicht ausdrücklich einen Orden *sensu stricto* mit feierlichen Gelübden intendiert, so ist sein Gelübde auch durch den Eintritt in eine approbierte Kongregation mit lebenslänglichen einfachen Gelübden erfüllt, wie die Auktoren allgemein lehren, und in diesem Falle gehört das *votum ingrediendi religionem* auch nicht zu den dem römischen Papste reservierten Gelübden.

2. Rücksichtlich der Zeit ist das Gelübde bald zu erfüllen, wenn seine Verpflichtung eingetreten und die entsprechende Gelegenheit zur Erfüllung gegeben ist, und dies gilt insbesondere von den persönlichen Gelübden, zu denen auch der Eintritt in den Ordensstand gehört. Darum sagt der heilige Alphonsus (*Homo apostolicus* — deutsche Ausgabe, V. Abschnitt, n. 33): „Ist das Gelübde ein ewiges, wie der Eintritt in den Ordensstand, so sündigt man, wie die Theologen sagen, schwer, wenn man die Erfüllung ohne gerechte Ursache über sechs Monate aufschiebt“ und in seiner *Moraltheologie* lib. III. n. 221, fügt er bei: „*Consentit etiam Sporer si vovens excedat aetatem 40 annorum. Censent tamen cum Tamburino, excusari a mortali juvenem 15 vel 16 annorum, qui differt per tres vel quatuor annos: quia (ut dicunt) hoc tempus videtur parva materia respectu ad servitium totius vitae. Sed huic non omnino acquiesco, nisi adsit justa causa dilationis*“; solche *causae justae* werden dann beispielsweise angegeben.

3. Was nun unsere Hauptfrage, den Austritt des Akademikers Paulus, anbelangt, so legt das Gelübde, in einen Orden einzutreten, unter einer schweren Sünde die Verpflichtung auf, einen moralischen Fleiß anzuwenden (nicht einen außerordentlichen oder höchsten), die Aufnahme in einen Orden zu erlangen, in welchem wenigstens die wesentlichen Regeln beobachtet werden, rechtzeitig einzutreten, in demselben treu zu verharren und wenn der Beruf erprobt ist, dasselbst auch die Ordensprofeß zu erreichen. Diese allgemeine Regel findet nun auf unseren Fall je nach den besonderen Umständen folgendermaßen ihre praktische Anwendung:

I. In einen Orden, in welchem die Disziplin auch „*quoad observantias principales*“ verfallen ist, darf Paulus nicht eintreten. S. Alph. lib. IV, n. 72.

II. Nach der Intention des Gelobenden unterscheidet der heilige Alphonsus in unserem Gelübde drei Fälle, denen ein verschiedenes Maß von Verpflichtung entspricht. (Vgl. *Homo apost.* V. Abschn. n. 34.)

Im ersten Falle verpflichtet sich der Gelobende bloß zu einem ersten Versuche des Ordenslebens. In diesem Falle entschuldigen bei unserem Paulus die angeführten Schwierigkeiten seinen Austritt, und er ist, wenn dieselben später aufhören sollten, nicht mehr zur Rückkehr verpflichtet; denn was er gelobt hat, einen ersten Versuch zu machen, das hat er schon erfüllt.

Vom zweiten Falle sagt der Heilige: „Hat jemand gelobt, Profess zu machen, so muß er das auch unter großen Beschwerden ins Werk setzen, wenn nur der Ordensstand ihm nicht ganz unerträglich wird.“

Der dritte Fall, der bei unserem Gelübde, wenn nicht der erste oder zweite sicher vorliegt, immer zu präsumieren ist, ist nach dem heiligen Alphonsus folgender: „Gelobt man einfach, in den Ordensstand zu treten, so ist man schuldig einzutreten und darin zu bleiben, und man würde schwer sündigen, wenn man ohne gerechte Ursache wieder herausginge. Uebrigens würde es eine gerechte Ursache zum Austritte sein, wenn man eine Lebensweise fände, welche unsere Kräfte übersteigen würde, oder wenn man an großer und langer Traurigkeit zu leiden hätte.“ So der Heilige.

Diese gerechte Ursache zum Austritte scheint nun in den Schwierigkeiten, die Paulus im Klosterleben gefunden, wenn sie anders auf Wahrheit beruhten, vorhanden gewesen zu sein, und er ist darum, besonders, wenn er, um Selbsttäuschung zu vermeiden, dem Räte eines erfahrenen Beichtvaters gefolgt hat, nicht zu tadeln. Mit Recht fügt aber Göpfert: Band I. § 61, n. 8, c., hier die Bemerkung bei: „Würde diese Ursache zessieren, so müßte man zum Kloster zurückkehren;“ denn in diesem Falle wäre ja die Erfüllung des Gelübdes nicht mehr moralisch unmöglich. „Immer schließt aber,“ wie derselbe Auktor bemerkt, „das Gelübde die Bedingung ein: wenn mich der Obere annimmt oder behält.“

III. Hat Paulus bei seinem Gelübde ausschließlich nur einen bestimmten Orden intendiert, so ist er, wenn die Erfüllung seines Gelübdes in diesem moralisch unmöglich ist, selbstverständlich nicht verpflichtet, in einen anderen Orden einzutreten. Hat er dagegen weder Orden noch Kloster in specie bestimmt, so ist er, wenn nach klugem Urtheile jene Schwierigkeiten in einem anderen Kloster oder Orden mit Disziplin nicht zu befürchten sind, verpflichtet, dort um Aufnahme anzufuchen, doch kann er nach drei oder vier vergeblichen Versuchen ruhig in der Welt bleiben, wie Mare. n. 2140 (2) in einem ähnlichen

Falle mit Recht bemerkt, da in diesem Falle die Erfüllung des Gelübdes als unmöglich zu betrachten ist.

IV. Endlich sei noch folgende Regel erwähnt, welche besonders ältere Auktoren aufstellen: „Man beachte aber, daß derjenige, der in einen Orden einzutreten gelobt, aber in den Klöstern der Provinz keine Aufnahme gefunden hat, nicht schuldig sei, außer Land zu gehen. Ist es eine Frauensperson, so ist sie nicht schuldig, ihre Heimat zu verlassen, wenn es dort Frauenklöster gibt.“ Homo apost. Abich. V. n. 34.

Als Grund dafür wird angeführt, daß man in der Regel nicht annehmen könne, der Gelobende hätte sich zu einem solchen Opfer verpflichten wollen. Nicht mit Unrecht bemerkt dazu Lehmkuhl nach unseren Verhältnissen und Anschauungen: „Quod autem antiquitus dixerunt, pro nostri temporis circumstantiis non universim admiserim, nisi peculiare exstiterint difficultates.“ Casus conse. I. n. 294.

Wien, 5. Sept. 1905.

P. Johann Schvienbacher C. Ss. R.

III. (Restitutionspflicht eines Diensthoten wegen Brandstiftung.) In der Ortschaft X brach ein Brand aus, dem das Haus des M. N. zum größten Teil zum Opfer fiel. Der Besitzer war zwar bei einer Versicherung versichert, erlitt aber trotzdem noch einen Schaden von ungefähr 4000 K, der für ihn umso empfindlicher war, als der so Geschädigte zu jenen nicht wenigen Bauern unserer Zeit gehört, die, nachdem sie ein ganzes Jahr hindurch sich abgeplagt und abgemüht haben, am Ende des Jahres noch froh sein müssen, wenn sie nicht in Schulden gekommen sind, von einer Ersparnis gar keine Rede. Wie der Brand entstanden war, ob durch eine Unvorsichtigkeit oder von böswilliger Hand gelegt, konnte nicht eruiert werden. Es war seitdem schon eine geraume Zeit verflossen, da empfing der Beichtvater Sempronius im Beichtstuhle u. a. auch folgendes Bekenntnis: „Euer Hochwürden! Sie werden sich noch erinnern können, wie es vor einigen Monaten bei M. N. gebrannt hat. Im Beichtstuhle kann ich es Ihnen ja sagen, weil ich doch weiß, daß Sie in diesem Falle schweigen müssen: Hochwürden, die Brandstifterin bin ich! Ich habe den Brand gelegt, und zwar aus Rache, daß mir der Bauer den Dienst gekündigt hat. Ich weiß selbst nicht, wie mir nur so etwas überhaupt einfallen konnte. Es hat mich auch sogleich gereut und habe auch den Brand zu löschen versucht, doch es war schon zu spät. Ich weiß, daß ich eine sehr große Sünde begangen habe. Sie läßt mir auch Tag und Nacht keine Ruhe, und ich bin auch gerne bereit, den angerichteten Schaden, so weit es in meinen Kräften steht, wieder gut zu machen. Vollständig erжеzen werde ich ihn freilich nicht können; ich bin ja nur eine arme Dienstmagd. Bisher habe ich mir zirka 400 K erspart; die gebe ich schon her, so hart es mir auch

ankommt. Aber Hochwürden! Wie ist es denn mit meinen zukünftigen Ersparnissen? Ich verdiene mir jetzt jährlich 150 K, von denen ich mir alle Jahre 80–90 K ersparen kann. Würde ich alle diese von jetzt an für mich behalten können, so würde ich Aussicht haben, später vielleicht durch eine Heirat eine sichere und anständige Versorgung zu finden. Muß ich aber meine Ersparnisse opfern, so würde ich freilich an ein Heiraten nicht mehr denken können und falle ich zuletzt vielleicht noch der Gemeinde zur Last. Aber ich weiß, daß ich schwer gesündigt und viel gut zu machen habe; ich tue ganz, wie Euer Hochwürden sagen, und bringe gern jedes Opfer, nur, damit ich wegen dieser Sünde beim Sterben einmal ruhig sein kann.“ — Welche Antwort wird nun Sempronius seinem reumütigen Beichtfinde, das wir Pelagia nennen wollen, geben müssen, einerseits, daß dadurch der strengen Forderung der Gerechtigkeit nach Gutmachung des angerichteten Schadens möglichst genüge geleistet werde, und andererseits Pelagia doch wieder nicht eine Last auferlegt werde, zu der sie sich zwar in der ersten Reue verstehen, die ihr aber später recht schwer fallen würde.

Die Antwort, beziehungsweise die Lösung dieses Falles ist wohl einfach. —

Daß Pelagia deswegen, weil sie sogleich nach ihrer unglückseligen Tat die Reue erfaßte, und sie das Feuer zu löschen suchte, von der Kompensationspflicht nicht entschuldigt ist, bedarf wohl keines eigenen Beweises. Es ist genug, daß sie sich in dem Augenblicke, wo sie die Ursache des Schadens setzte, der Folgen ihrer Handlungsweise bewußt war, was zweifellos der Fall war. Ihre Tat ist daher als eine moralisch voluntaria zu betrachten und somit auch schwer sündhaft. Da dieselbe leider auch causa efficax damni war, so sind hiermit alle Erfordernisse zur Kompensationspflicht vorhanden. Bekanntlich ist aber nach den Moralisten der damnificans vom Schadenersatz ganz oder teilweise dann entschuldigt, wann und so lange für ihn daraus ein notabiliter größeres damnum entstehen würde, als das ist, welches der damnificatus selbst erlitten hat. (Alph. l. IV. n. 697.) Sehen wir nun zu, ob dieses bei Pelagia nicht auch etwa der Fall ist. Das einzige, aus dem diese restituieren kann, sind, wie sie selbst sagt, die Ersparnisse, die sie sich von ihrem Lohne macht. Was nun die 400 K betrifft, die sie sich bereits erübrigt hat, so wird man Pelagia nicht dazu verpflichten können, daß sie sofort die ganze Summe weggebe, so zwar, daß sie für den Fall der Not plötzlich ganz mittellos dastünde. Wie verhält es sich nun mit ihren zukünftigen Ersparnissen? Wird sie auch diese ganz und voll zur Kompensation heranziehen müssen? Vor allem ist Pelagia schon ex jure naturae berechtigt, sich von ihren Ersparnissen so viel zurückzulegen, daß sie in den Tagen des Alters, resp. für den Fall einer etwaigen Arbeitsunfähigkeit oder Verdienstlosigkeit wenigstens sorgenfrei leben kann. Niemand wird von ihr verlangen können und dürfen, daß sie

sich in der Absicht, den angerichteten Schaden so viel als möglich wieder gut zu machen, so weit auch der notwendigsten Subsistenzmittel entblöße, daß sie schließlich nur mehr auf Kosten der Gemeinde ein kümmerliches Dasein fristen kann. Das wäre doch *nimis durum*! Und wie kommt schließlich eine dritte Person, die Gemeinde nämlich, dazu, daß sie durch die Kompensation an N. N., die doch nur für Pelagia *ad personam* zur Pflicht besteht, in Mitleidenschaft gezogen wird?

Bezüglich der Frage, wie weit Pelagia ihre zukünftigen Ersparnisse zur Gutmachung des angerichteten Schadens wird verwenden müssen, werden wir aber auch noch folgenden Umstand zu berücksichtigen haben. Wenn nämlich Pelagia keine Ersparnisse mehr für sich zurücklegen kann, so wird ihr *ipso facto* auch die Hoffnung genommen, an der Seite eines Mannes einmal eine gesicherte und anständige Versorgung für die Zukunft zu erhalten; denn hat sie kein oder nur wenig erspartes Vermögen, so dürfte sich schwerlich auch einmal jemand finden, der sie ehelichen wollte. Es können also einzig und allein die gemachten Ersparnisse ihr die Möglichkeit für einen Eintritt in den Ehestand bieten, wie sie es wünscht. Wenn nun die Kompensationspflicht für Pelagia an und für sich auch im Ehestand nicht aufhört, so wird sie doch, einmal in diesen Stand getreten, voraussichtlich wenig oder nichts mehr zur Gutmachung des Schadens tun können. Den Pflichten als Gattin beziehungsweise als Mutter obliegend, wird sie das Wenige, was sie sich nebenbei noch verdienen kann, wohl für ihre Familie selbst verwenden müssen. Wird sie aber deswegen auf eine Ehe verzichten müssen? Ist nicht Pelagia schon *ex jure naturali* dazu berechtigt, falls sich ihr überhaupt eine Möglichkeit dazu bietet? Auch die kirchlichen Ehegesetze kennen in unserem Falle kein Verbot. Beständig ein eheloses Leben führen müssen, wozu weder Neigung noch Beruf vorhanden ist, hieße von Pelagia fast etwas Heroisches verlangen, und wäre eine Verzichtleistung auf die mit dem Ehestande verbundenen Vorteile für sie ohne Zweifel auch ein weit höheres *incommodum*, als für den Beschädigten das *damnum* ist, das ihm erwächst, falls dieselbe infolge einer Heirat einen weiteren Ersatz nicht mehr leisten kann; dazu noch die nicht geringen Gefahren, denen sie ihre Seele aussetzt, falls sie zu einem unfreiwilligen Zölibat gezwungen wäre. Es könnte also mithin ein *damnum altioris ordinis* vorhanden sein, infolgedessen für Pelagia die Eingehung einer Ehe sogar zur Gewissenspflicht werden könnte, falls eine solche für sie überhaupt möglich ist. In unserem Falle haben daher die Prinzipien Geltung: „*Nemo tenetur restituere cum suo valde majore detrimento, quam sit creditoris commodum*“ (Rutschker: „Lehre vom Schadenersatz“, S. 420), und „*Bonum inferioris ordinis restituendum non est cum detrimento boni superioris aequae gravis*“ (ibidem), insofern nämlich das *matrimonium* einer höheren Ordnung der Güter angehört, als das

rein materielle bonum ist, daß der Beschädigte M. M. mehr erhalten würde, wenn die persona ad compensationem obligata nicht in den Ehestand treten würde. Kann also auf diese Prinzipien hin in unserem Falle die Pflicht, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, nicht so weit urgirt werden, daß derentwegen Pelagia auf ein natürliches Recht verzichten müßte, wie es der Ehestand ist, so wird man ihr aber auch dann die Mittel erlauben müssen, durch die es ihr ermöglicht wird, früher oder später einmal in diesen Stand zu treten, mit anderen Worten: Man wird Pelagia nicht nötigen können, ihre zukünftigen Ersparnisse so weit zur Kompensation zu verwenden, daß sie auf diesen Umstand, eine etwaige eheliche Verbindung nämlich, keine Rücksicht nehmen darf. Ja, noch mehr! Wenn man bedenkt, wie gering deren jährliche Ersparnisse überhaupt sind, — was sind denn auch 80 90 K in einem ganzen Jahre? — wobei wir freilich voraussetzen, daß sie alle unnötigen Ausgaben vermeidet — so wird man sie höchstens zu einer ganz minimalen, oder richtiger, zu gar keiner Kompensation aus diesen ihren Ersparnissen verpflichten können, so lange wenigstens für sie eine gegründete Aussicht auf die Möglichkeit einer Verheirathung besteht. Sollte Pelagia jedoch nicht in den Ehestand treten, so braucht sie auch da, wie bereits gesagt, nur insoweit sich ihrer bereits gemachten und noch zukünftigen Ersparnisse zu entäußern, daß sie in den Tagen des Alters oder der Dienstunfähigkeit nicht ganz subsistenzlos dasteht. Würde sie außerdem noch arme Eltern zu unterstützen oder gar zu erhalten haben, so würde selbstverständlich diese natürliche Pflicht der Kindesliebe an die Stelle der Ersparspflicht treten. Für den Fall jedoch, daß Pelagia anderweitig z. B. durch Erbschaft in den Besitz von bedeutenderen Geldmitteln gesetzt würde, würde sie selbstverständlich verpflichtet sein, dieselben zur Kompensation heranzuziehen, insoweit wenigstens, als sie selbst derselben nicht notwendig bedarf.

P. D.

IV. (Darf bei einem Neubau der Titel einer Pfarrkirche geändert werden?) In einer Pfarrei, die nach Tausenden Fabrikarbeiter zählt, ist die Pfarrkirche zu klein, ein Neubau unbedingt notwendig. Von vielen Seiten wurde der Wunsch geäußert, die neue Kirche solle — in Hinsicht auf die Arbeiter — dem heiligen Josef geweiht werden, umso mehr, als der bisherige Patron der Kirche ein wenig bekannter Heiliger ist, der nie, sit venia verbo popular wurde. Darf der Titel der Kirche geändert werden? Das ist die Frage des betreffenden Pfarrers.

Seit der apostolischen Zeit erhält jede Kirche einen Namen, wie der Mensch in der heiligen Taufe; das ist der Titel der Kirche oder des Patron, wenn es ein Heiliger ist, dem die Kirche geweiht wurde, der bei Gott gleichsam als Fürbitter bestellt wird. Daß der Patron eines Ortes, Landes u. mit dem Titel einer Kirche nichts zu tun hat, ist selbstverständlich.

Kirchen können geweiht werden der heil. Dreieinigkeit, Christus oder einem Geheimnisse aus seinem Leben, z. B. Verkörperung, der seligsten Jungfrau und Tathachen aus ihrem Leben, z. B. Verkündigung, den Engeln und Heiligen. Einem nur selig Gesprochenen oder ehrwürdigen Diener Gottes darf ohne römisches Indult keine Kirche geweiht werden. Gewöhnlich hat eine Kirche nur einen Titel; es kommen aber genug Fälle vor, daß eine Kirche mehreren Heiligen geweiht ist, z. B. Gervasius und Protasius, Kosmas und Damian, auch wenn ihre Feste an verschiedenen Tagen gefeiert werden, z. B. Jakob und Christoph, Johannes und Franziskus.

Rom hält an dem Grundsatz fest, der Titel der Kirche darf nicht leicht geändert werden. Es würde auch das Gefühl eines Christen verletzen, wenn mir nichts, dir nichts, ein Heiliger als Patron abgesetzt würde, nachdem er vielleicht Jahrhunderte als Fürbitter einer Pfarrei gegolten hat. Den Wünschen des Volkes trägt aber der apostolische Stuhl trotzdem Rechnung, indem er die Möglichkeit zugibt, daß ein zweiter Titel oder Patron dem früheren beigelegt werde.

Gasparri (de Euch. I. 93) schreibt: „*Titulus ecclesiae in genere mutari non debet, id est neque alius addi, neque aliquis, si titulus multiplex est, suppressi, neque alius substitui. Haec mutatio fieri potest, quando ecclesia diruta rursus extruitur, sed etiam hoc in casu maxime decet, ut idem titulus retineatur, et ad summum novus addatur, ut praecepit S. R. C. 16. Jan. 1885.*“ Im Jahre 1843 wurde in Rom die Frage vorgelegt: *Utrum semel assignato titulari patrono alicui ecclesiae, liceat episcopo rationabili ex causa illum in alium immutare: et quatenus negative. enixe efflagitat episcopus, ut ex apostolico indulto haec sibi facultas in casu elargiatur.* Die Antwort lautete: *ad 1. non licere: ad 2. pro gratia assumendi S. Annam in contitularum cum S. Andrea Apostolo.*

In Rom wurde aber auch speziell der anfangs angeführte Zweifel schon behandelt, und auch dahin entschieden: Der alte Titel wird beibehalten und ein neuer kann hinzugefügt werden. Gasparri führt drei derartige Entscheidungen an (l. c. S. 92) und faßt das Resultat in die Worte zusammen: „*S. C. C. censuit, translata ecclesia parochiali in aliam recenter erectam, titulum antiquum esse retinendum et ad ecclesiam subrogatam esse transferendum, sed addi posse titulum secundum.*“

Wichtig ist noch die Bemerkung unseres berühmten Kanonisten: „*Quando ex facto S. Sedis novus titulus antiquo superadditus est, antiquus suas praerogativas non amittit, et omnes tituli habendi sunt aequae principales. Episcopus titulo existenti alium addere, citra novam Ecclesiae dedicationem, auctoritate propria non potest.*“

Der Pfarrer kann also getrost den heiligen Josef als contitularis erwählen, respektive den Bischof bitten, bei der Kirchweihe

diesen neuen Titel dem alten beifügen zu wollen. Der alte Patron muß aber festgehalten werden, sein Fest, wie bisher, nach den Rubriken gefeiert werden; der neue, der ja als *aeque principalis* gilt, wird im Brevier und in der heiligen Messe von den Pfarrgeistlichen ebenso zu behandeln sein, wie der ursprüngliche Titular. „*Si titulares Ecclesiae plures sunt, non per modum unius, sed divisim, omnium festa propriis diebus celebranda sunt ritu indicato, dummodo sint omnes aequae principales.*“ l. c. 94.

St. Florian.

Alcis Bachinger.

V. (**Ehedispens.**) (*Casus non fictus.*) Arkadius kam unerwartet in folgende Lage: Eine Monialis, deren zeitweilige Gelübde noch etwa drei Monate gedauert hätten, und die, um zu heiraten, aus dem Kloster entsprungen war, wendet sich an ihn wegen der Dispens. Die Sache ist beim hochw. Pfarramt schon eingeleitet, aber es ist dort nicht bekannt, daß sie *voto ligata* ist. (Da der Fall dem hochw. Ordinariat später ohnehin und zwar *pro foro externo*, *non sacramentali* bekannt wurde, kann darüber schon geschrieben werden.) Arkadius denkt sich: das ist also ein *impedimentum occultum*; er wendet sich an die heilige Pönitentiarie, legt sechzig Kronen bei, und bittet um Dispens. Er erhielt keine Antwort. Dann telegraphiert er und bezahlt die *Retourtaxe*, erhält aber wieder — keine Antwort.

Wie ist ein solcher Fall zu behandeln? Die Antwort lautet in Kürze, um nicht zu weitläufig zu werden, folgendermaßen:

1. Arkadius ist im Irrtum. Ein *impedimentum* kann *publicum notorium* sein, entweder *notorietate facti* (wenn die Tatsache öffentlich bekannt ist) oder *notorietate iuris*, d. i. durch einen Richterpruch oder doch auch durch einen Akt, der einem solchen gleichkommt, durch einen Akt, der leicht vor das Forum des (geistlichen) Gerichtes gezogen werden kann. Und ein solcher Akt ist doch gewiß die öffentlich abgelegte, wenn auch einfache Ordensprofess. In ein notorisches Hindernis aber hat sich Arkadius nicht einzumischen, weder als Beichtvater noch als Privatberater, sondern es gehört vor die kirchliche Behörde; ja, wenn er nicht durch das Beichtiegel gehindert war, so mußte er der kirchlichen Behörde Meldung machen.

2. Insofern aber Arkadius sich um die Sache annahm, hat er noch einen zweiten Fehler begangen: Er schrieb an die Pönitentiarie. Dieselbe erteilt *Ehedispensen pro foro interno*, auch *pro foro externo*, wofern es sich um Arme handelt. Und selbst bei diesen muß, sobald es sich um ein öffentliches Hindernis handelt, der volle Name des Petenten angeführt sein. Das hat Arkadius ebenfalls nicht getan: also ein dritter Fehler. Ueberhaupt hätte eine derartige Dispens (von Ordensgelübden) doch wohl vor das Forum der S. Congr. Ep. et R. gehört, nicht einmal eigentlich zur Datarie.

3. Er legte im voraus Geld bei, und zwar entschieden mehr, als für Retourporto und Agentia zu berechnen war: ein vierter Fehler. Rom erteilt nie eine Dispens *rc.*, wenn im voraus etwas gezahlt wird, augenscheinlich in der Absicht, um Dispens zu erhalten; *nam: simoniam redolet!* Ich erinnere mich eines Falles (in einem anderen Lande), wo eine Ordensperson, um heiraten zu können, um Dispens nach Rom schrieb und 50 Gulden beilegte. Die 50 Gulden wurden natürlich zurückbehalten (und warum nicht?), die Antwort aber lautete: Die Person solle nochmals um Dispens einkommen, aber kein Geld beilegen; dann werde sie die Dispens sofort erhalten.

4. Telegraphisch sollte eigentlich um eine Ehedispens nicht eingekommen werden, obschon es noch jetzt manchmal vorkommt.

Schließlich löste sich der Fall folgendermaßen: *Expresso nomine* wurde die Sache durch den hochw. Herrn Bischof nach Rom berichtet; dieser erhielt die Vollmacht, sie von den Gelübden zu dispensieren, worauf der Ehe nichts mehr im Wege stand. Eine „*congrua paenitentia*“ mußte auferlegt werden. Als Buße für den Bruch eines Ordensgelübdes, das noch drei Monate gedauert hätte, ist wohl hinreichend monatliche Beichte und Kommunion während 3—4 Monate.

Wien.

P. Honorius Rett O. Fr. Min.

VI. (Legitimationsfall.) Kam da kürzlich ein Witwer zum zuständigen Pfarramte, um seine zwölfjährige Tochter zu legitimieren, sein Weib, die Kindesmutter, war schon seit acht Jahren tot. Der Pfarrer trug Bedenken, und wollte die Partei an die politische Behörde weisen, denn die Mutter könne nicht erscheinen. Der Nachbarpfarrer, um Rat gefragt, war anderer Ansicht: man könne die Legitimation unbesorgt vornehmen, ein Verbot diesbezüglich in der Diözese bestehe nicht, viele Pfarrer drängen überhaupt nicht auf die Einwilligung der Kindesmutter, und der Ministerialerlaß vom 25. Jänner 1897, *J.* 31989 de 1896, besage ausdrücklich, daß eine Erklärung der unehelichen Kindesmutter nicht als „unerläßliche Bedingung“ zur Legitimation anzusehen, wenn auch angemessen sei, sofern sie „ohne erhebliche Schwierigkeit“ beschafft werden könne; man solle also und brauche doch nicht; wozu den Leuten viele Wege und Kosten verursachen usw. Daraufhin nahm das Pfarramt die Legitimation vor und verständigte das k. k. Vormundschaftsgericht.

Schon in ein paar Tagen kam von dort die amtliche Anfrage, ob die Vaterschaftserklärung in diesem Falle wohl bereits zu Lebzeiten der Kindesmutter eingetragen worden sei, da „sonst nach den bestehenden Vorschriften die Matrikenberichtigung nur auf Grund einer gerichtlichen Feststellung“ erfolgen könne.

Das Pfarramt führte dagegen aus, daß die Eintragung der Vaterschaftserklärung allerdings erst jetzt geschehen, allein nach Hofdekret vom 27. Juni 1835. *J.* 16406, nicht verweigert werden dürfte, umsomehr, da die Vaterschaft notorisch sei, und nach Ansicht des

Pfarranntes demnach mit dem Nachweise, daß die Kindeseltern sich geehelicht, dem Kinde de jure die Legitimation gebühre; beurteile das k. k. Gericht diese kurzer Hand eingetragene Legitimation als nicht zu recht bestehend, so wolle es die diesbezüglich „bestehenden Vorschriften“ mitteilen, um die Richtigstellung des Matrikelbuches veranlassen zu können.

Nach einem halben Jahre kam der Bescheid des Bezirksgerichtes: „Die pfarrämtliche Anschauung, daß die Legitimation zu Recht bestehe, hat nach den eingeholten Informationen tatsächlich ihre Berechtigung, weshalb die hiergerichtlich geäußerten Bedenken nunmehr als gegenstandslos betrachtet werden wollen. Die Legitimation wird unter Einem im hiergerichtlichen Waisenbuche durchgeführt.“ Also:

Eine Legitimation kurzer Hand auch nach dem Tode der Kindesmutter, selbstverständlich servatis servandis, gilt.

Schöder bei Murau (Steiermark). Dechant Josef Korp.

VII. (Interruptio missae bei dringendem Verschlag.) Kooperator Christof zelebriert in einem Filialkirchlein, das eine Stunde von der Pfarrkirche entfernt ist und in dem das hochheiligste Sakrament nicht aufbewahrt wird, die heilige Messe. Plötzlich hört er in der Sakristei einen Lärm und im nächsten Augenblick kommt auch schon der Mesner zu ihm an den Altar hinaus und meldet leise: „Hochwürden! Die alte Müllerin in N. hat soeben der Schlag getroffen; sie ist zum Sterben!“ Der Priester, der gerade das Pater noster ausgebetet hatte, denkt sich: In zehn Minuten ist die heilige Messe ohnehin zu Ende — und fährt in celebratione fort. Vor der sumptio corporis bricht er ein Stücklein von der großen Hostie ab als Wegzehrung für die Schwerkranken. Sobald nun die heilige Messe vollendet ist, macht er eilends den dringenden „Verschlag“.

Es fragt sich nun: Hat der Priester in beiden Fällen nämlich I. im Vollenden des heiligen Opfers und II. in fractione alicuius partis ab hostiâ maiori recht gehandelt oder nicht? Wenn nein, wie hätte er vorgehen sollen?

Antwort ad I: Hier lassen sich zwei Fälle denken.

a) Ist die moribunda weit vom Kirchlein entfernt, in dem die heilige Messe gelesen wird, so weit, daß der Priester voraussieht, er werde nicht einmal bis zum tempus debitum missam celebrandi ante meridiem zurückkehren können, um das heilige Opfer zu vollenden, so soll er sofort die konsekrierten Gestalten summieren omissis omnibus aliis. (Cfr. de Herdt, Sacrae liturgiae praxis^s. tom. II. p. 3. pag. 237.)

b) Kann er aber bis zur erwähnten Zeit wieder zurückkehren, so soll er die Messe unterbrechen und diese nach Spendung der heiligen Sterbsakramente dort fortsetzen, wo er aufgehört hatte. In diesem Falle aber „sacerdos diligentissime curare debet, ut ss.

Sacramentum reverenter custodiatur, nisi consultum existimaverit, illud in tabernaculo ocludere“ (de Herdt a. a. O. pag. 236 mit Berufung auf Bened. XIV. de sac. m. s. 2, § 118).

Noch eine Möglichkeit sei angeführt! Der Priester könnte die feste Meinung haben, noch vor dem Abschluß der zur Zelebration bestimmten Zeit ad continuationem missae zurückkehren zu können, das wird ihm aber durch eine langdauernde Generalbeichte, durch einen zweiten Versuchgang oder dergleichen unmöglich gemacht. De Herdt meint, in diesem Falle sei das hochheiligste Sakrament aufzubewahren, um am folgenden Tage post sumptionem s. sanguinis summiert zu werden.¹⁾

Ad II: Bischof Müller erlaubt (Theolog. Moralis⁷, III. pag. 223) „laico dare partem hostiae majoris“ 1. in casu necessitatis, deficientibus hostiis minoribus, quando nempe s. viaticum esset ministrandum moribundo, 2. si unus alterve communione reficiendus non posset sine incommodo expectare, usquedum in aliâ Missâ consecratae sint hostiae minores.

Nr. 1 trifft bei uns buchstäblich zu; ein Zweifel betreffs der Erlaubtheit ist völlig ausgeschlossen. Eine Schwierigkeit bestünde unter Umständen im Fehlen eines würdigen Gefäßes oder gar eines zweiten Korporale. Ist eine Pyxis oder eine Kapsel nicht vorhanden, so wird man das hochheiligste Sakrament in einem Korporale bergen. Steht aber nicht einmal ein zweites Korporale zur Verfügung, so wird in dieser äußersten Not wohl nichts anderes übrig bleiben, als den Kelch mit der Patene, auf die man die Hostie legt, zu bedecken und denselben auf dem Altare stehen zu lassen; im Korporale trägt man dann das Biatikum zum Sterbenden.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf die Möglichkeit verwiesen, der Priester würde ante consecrationem zu einem moribundus gerufen. Kehrt er innerhalb einer Stunde zurück, so soll er die heilige Messe dort fortsetzen, wo er aufgehört hatte; ist aber die Unterbrechung von längerer Dauer, „ordietur ab initio“ (Alph. lib. VI. n. 354).

St. Florian.

Joh. Chryf. Spann, reg. lat. Chorcherr.

VIII. (Zeichenrede auf einem konfessionellen Friedhofe.) In einem kleineren Orte war Begräbniß einer Standesperson, die in momentaner hochgradiger Aufregung durch Selbstmord aus dem Leben geschieden war. In Berücksichtigung der Verhältnisse war die einfache kirchliche Einsegnung erlaubt worden.

Zum Begräbniß, dem zahlreiche Amtskollegen beiwohnten, war auch der unmittelbare Vorgesetzte dieser Standeskategorie erschienen.

¹⁾ Ob es in diesem äußerst selten vorkommenden Fall nicht doch auch post tempus debitum erlaubt wäre per epikiam die heilige Messe fortzusetzen, da es doch z. B. in Lourdes (Zelebration von Mitternacht an) und Voretto (E. bis 1,24 Uhr nachm.) Ausnahmen gibt?

Als der Priester nach vollendeter Einsegnung sich vom Grabe weg in die Sakristei entfernt hatte, bemerkte er von dort aus, wie der betreffende Herr am Grabe an die Anstehenden eine Ansprache hielt. Da der fungierende Seelsorger durch den ganzen Vorfall ohnehin schon aufgeregter war, wirkte eine derartige Beobachtung nichts weniger als beruhigend. In der augenblicklichen Gedankenverwirrung, was zu tun sei, ob es angezeigt sei aus der Sakristei hinauszugehen, den Sprecher zu unterbrechen, oder sich zurückzuhalten, um später die Sache zu behandeln, gewann schließlich die ruhige Ueberlegung die Oberhand, daß es besser sei, den Sprecher nicht zu unterbrechen, da es um eine Standesperson sich handle und die Ansprache selbst keine Beleidigung gegen Kirche und Religion enthalte.

Als der Fall später im Kreise von Amtsbrüdern vorgelegt wurde, wurden verschiedene Ansichten über die Lösung desselben gegeben. Manche meinten, es sei Pflicht des Seelsorgers gewesen, die Ansprache sofort zu verhindern. Allein was wäre der Erfolg gewesen? Außer dem gewöhnlichen Herumzerren und Uebertreibungen, in welchen die Zeitungen aller kirchenfeindlichen Richtungen das Vorkommnis dargestellt hätten, würde nur eine noch tiefer gehende Entfremdung zwischen Priestern und dem durch die Standesperson vertretenen Stand die Folge gewesen sein.

Eine andere Meinung, die dahin ging, den ganzen Fall zu veröffentlichen, hatte ebenso wenig Aussicht, einen wirklichen Erfolg zu erreichen. Es hätte einen gehässigen und erbitterten Zeitungskampf gegeben, der für die Kirche und Religion nur schädlich gewesen wäre.

Auch die Meinung, in einem persönlichen Schreiben der Standesperson das unrichtige Verhalten vorzuhalten, schien wenig Aussicht auf Erfolg zu haben.

So blieb nur noch der eine Weg offen, daß die Angelegenheit im amtlichen Wege an die Oberbehörden geleitet würde.

Nach Aufnahme eines von Ohrenzeugen gefertigten Protokolles, wurde ein Bericht über den Vorfall an die bischöfliche Behörde verfaßt, mit der Bitte, die Beschwerde an die Statthalterei des Landes zu leiten. In der Beschwerde wurde hingewiesen, daß der Friedhof konfessionell und Eigentum der Kirche sei, daß durch diesen Vorgang ein Präzedenzfall geschaffen sei, wo bei nächster Gelegenheit auch radikale Elemente am Grabe Reden halten können. Der Bericht betraf sich auch auf die Entscheidung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, Bl. 7196 vom 7. Juli 1879, . . . „daß auf katholischen Friedhöfen wie den Religionsdienern anderer Konfessionen, so auch zumal Laien überhaupt die Abhaltung von Leichenreden verboten sei.“

Von der bischöflichen Behörde wurde der Bericht an die Statthalterei geleitet. Von letzterer langte im Wege der bischöflichen Behörde die Erledigung herab, daß die betreffende Standesperson zur Statthalterei vorgeladen und dort ihr der mündliche Vorhalt gemacht

worden sei, daß die Abhaltung der Leichenrede bei jenem Begräbniſſe nicht gebilligt wurde.

Hierauf wurde von Seite der Standesperson zu Protokoll gegeben: „Habe den Vorhalt zur Kenntniß genommen, und erkläre, daß mir von einem Verbote die Rede zu halten weder etwas bekannt war, noch, daß ich von der Kirchenverwaltung darauf aufmerksam gemacht wurde, da mir sonst nicht eingefallen wäre, gegen den Willen derselben auch nur ein einziges Wort zu sprechen.“

Es folgte dann eine Belehrung, sich in Zukunft bei ähnlichen Anlässen auch ohne Einsprache der Kirchenverwaltung von jeder Leichenrede sich zu enthalten.

Zur obigen Aeußerung der Standesperson, sie sei von der Kirchenverwaltung nicht aufmerksam gemacht worden, möge bemerkt sein, daß der Kirchenverwaltung überhaupt unbekannt war, daß diese Standesperson an der Leichenfeier teilnehme; letztere hatte somit gar keine Gelegenheit, sich zu äußern; und selbst wenn derselben die Anwesenheit bekannt gewesen wäre, hätte sie doch die Gedanken nicht wissen können. Wenn von Seite der Standesperson an die Kirchenverwaltung zuerst irgendwelche taktvolle Anfrage gestellt worden wäre, würde sie auch ersucht haben, von einem derartigen Vorhaben abzustehen.

IX. (Repetieren und Konzentrieren beim Religionsunterricht.) Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit häufigen Repetierens beim Religionsunterricht ist allgemein. Zwei Wege sind es, die ein beständiges Repetieren ermöglichen, ohne daß der fortlaufende Unterricht merklich gehemmt wird: 1. ein Repetieren des Wichtigsten durch Sprechen im Chor, wobei das gemeinsame Lautsprechen mit elementarer Gewalt auf die Kinder einwirkt, so daß bei häufiger Wiederholung auch die schwächsten Schüler das Notwendigste in der Uebung haben; 2. ein Repetieren durch Konzentrieren der verschiedenen Lehren. — Das Repetieren durch Chorsprechen absorbiert sehr wenig Zeit; in wenig Minuten nimmt man die Gebote Gottes und der Kirche, die sieben Hauptsünden, die sieben Sakramente, die sieben leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit, die drei göttlichen Tugenden, die vier Kardinaltugenden, die drei evangelischen Räte (die sieben Gaben des heiligen Geistes, die acht Seligkeiten), die vier Kennzeichen der wahren Kirche, die vier letzten Dinge, die Beichtformeln u. ä. durch; auch die bekanntesten Schriftstellen über Bußsakrament und Altarssakrament, Gottheit Christi, Unzerstörbarkeit der Kirche und dergleichen. Diese genannten Punkte oft zu repetieren, empfiehlt sich sowohl im Interesse des praktischen christlichen Lebens, als auch im Interesse bevorstehender Prüfungen, wo ein jederzeit gesicherter Fond notwendiger Kenntnisse schätzenswert ist. Dies empfiehlt sich namentlich auch insofern, als diese Punkte (die Beichtformeln ausgenommen) allen Katechismen der Welt gemeinsam sind und nebst apostolischem

Glaubensbekenntnis, Vater unser, Salve Regina u. dgl. den sogenannten Stammkatechismus bilden, den das Kind bei Verziehen in andere Gegenden überall vorfindet.

Was das Konzentrieren betrifft, so meinen wir den Grundsatz, die verschiedensten Heilslehren fort und fort in Zusammenhang zu bringen, so daß sie sich gegenseitig beleuchten und ergänzen, wobei auch von selbst eine fortwährende Repetition sich ergibt. So kann man mit der Priesterweihe verbinden die Lehre von der Einrichtung der Kirche (Lehramt, Priesteramt, Hirtenamt Christi, lehrende und hörende Kirche, Priesterstand und Laienstand) sowie 'als Nutzenanwendung) das vierte Gebot Gottes. („Gehorchet euern Vorstehern“ Hebr. 13, 17.) Bei Behandlung der letzten Delung kann man die vier letzten Dinge und die Gnade der Beharrlichkeit berühren, bei der Taufe die Lehren von der Erbsünde, von der Vorhölle, von der Notwendigkeit des Glaubens, bei der Firmung die Lehre vom heiligen Geist und die Sünden gegen den Glauben, beim allerheiligsten Altarssakrament die Lehre von der Gottheit Christi und die Pflicht der Keuschheit (panis angelorum), bei der Ehe den Verein von der heiligen Familie von Nazareth. Beim Bußsakrament drängt sich unmittelbar von selbst auf die Behandlung der Gebote, der Haupttünden und der Lehre von der Sünde überhaupt. Beim ersten Gebot Gottes kann man die Lehre vom Gebet knapp wiederholen, beim fünften Gebot die leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit. (Wie schadet und wie nützt man dem Nächsten an Leib und Seele?)

Vor Durchnahme der Kirchengebote kann man die Kirche als Reich Gottes auf Erden vorführen. (Jedes Reich hat eine Obrigkeit und hat Gesetze.) Weitere Beispiele: Gott ist allmächtig — die Wunder Jesu als Beweis seiner Gottheit. Gott ist allwissend — die Propheten, Keuschheit und Ehrlichkeit. Gott ist ewig — die Menschenseele ist unsterblich. Gott ist allgegenwärtig — Art der Gegenwart Jesu im Altarssakrament. Gott ist gütig — die heilige Kommunion als höchstes Geschenk, die Pflicht der Nächstenliebe. Gott ist wahrhaft — das achte Gebot Gottes. Gott ist getreu — Unfehlbarkeit und Unzerstörbarkeit der katholischen Kirche.

Bei dieser Konzentration muß man sich hüten, zu weit vom Ziele abzuschweifen. Der (den Kindern in der Regel schon bekannte) Anknüpfungstoff muß so gewählt werden, daß er mehr oder weniger zur Erklärung des zu Behandelnden dient. Die Verknüpfungen, die stets natürlich und ungezwungen erfolgen sollen, können unendlich mannigfaltig gewählt werden, indem ja tatsächlich alle möglichen kirchlichen Lehren irgendwie im Zusammenhang miteinander stehen.

Buch in Schwaben.

Jos. Mich. Weber, Pfarrer.

Literatur.

A) Neue Werke.

- 1) **Der Weltapostel Paulus.** Nach seinem Leben und Wirken geschildert von Hofrat Dr. Franz X. Pölzl, Hausprälat Sr. päpstlichen Heiligkeit und Professor der Theologie an der k. k. Universität in Wien. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Beilagen: drei Kunstblätter, eine geographische Karte und mehrere Register. 664 S. in 8°. Preis broschiert M. 9. — = K 10.80, fein geb. M. 11.40 = K 13.68. Regensburg, 1905. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Ein vortreffliches Werk, über dessen Bestimmung das Vorwort folgendes schreibt: „Die Biographie des großen Weltapostels sollte auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, aber mehr populär geschrieben sein, so daß sie von Priestern und gebildeten Laien mit Interesse und Nutzen gelesen werden kann.“ Dieser Zweck ist nach unserem Dafürhalten vollständig erreicht. Ja, wir sind der Meinung, daß Schüler höherer Lehranstalten und der oberen Gymnasialklassen, die sich für die ideale Gestalt des großen Völkerapostels interessieren, viel Nutzen aus dem Buche schöpfen werden. Den historischen und geographischen Rahmen der Biographie zeichnet der illustre Autor mit viel Leben, so daß der Leser sich leicht in die Zeit der großen Ereignisse der neuen Weltära versetzen kann. Auch der Charakter des Weltapostels ist vorzüglich dargestellt.

Der Verfasser gibt eine ziemlich eingehende Analyse der Reden und Briefe Pauli. Dieselbe ist sehr geeignet, uns sowohl mit dem erhabenen (hohen) Geiste des Apostels, als auch mit der von ihm vorgetragenen Lehre bekannt zu machen.

Die Ausstattung ist schön, die beigelegten Illustrationen stammen von bekannten Meistern: Dürer usw.

Wir hegen den Wunsch: Möge das herrliche, schöne Buch in möglichst viele Hände gelangen, da in ihm einer der größten Charaktere der katholischen Kirche zur Bewunderung und zur Nachahmung des großen Völkerapostels anregend vorgeführt wird. J.

- 2) **Die Briefe des heiligen Apostels Paulus.** Erklärt von Dr. theol. et phil. D. S. Gutjahr, k. k. o. Universitätsprofessor in Graz. Des I. Bandes 3. und 4. Heft: Der Brief an die Galater. S. 171 bis 397. Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria“, 1904. K 4.20 = M. 3.50.

Mit der Erklärung des Galaterbriefes ist der erste Band der Kommentare zu den Briefen des heiligen Paulus komplett. Er umfaßt die Erklärung der zwei Briefe an die Thessalonicher und des Galaterbriefes.

Die in meinem Referate über die Erklärung des ersten Briefes an die Thessalonicher (vgl. Linzer theol. Quartalschrift 1901, S. 386 f.) hervorgehobenen Vorzüge der Kürze, Klarheit und Präzision sowie strenger Wissenschaftlichkeit gelten auch im vollen Maße vom Kommentare zum Galaterbriefe, welcher nach Anlage und Gliederung des Stoffes seinen Vorgängern entspricht.

Auch Professor Gutjahr verteidigt mit Entschiedenheit die Ansicht, daß Gal. 2, 1—10, das Referat einer Verhandlung gelegentlich der sogenannten Kollektorenreise biete. Ich habe an einem andern Ort den Nachweis versucht, daß diese Auffassung abzulehnen ist. Die sich aus ihr ergebenden Schwierigkeiten sind bei weitem größer, als es den Anschein hat.

S. 226 ist in Note 2 ein Druckfehler mitunterlaufen, da es statt Eus. Hist. ecc. 1. 2 heißen soll 1. 12.

Der vorzügliche Kommentar wird auch in formeller Beziehung gewinnen, wenn in der Interpunktion der aneinander gereihten Schriftzitate eine größere Gleichmäßigkeit obwaltet (vgl. z. B. die Zitate 2 und 3 auf Seite 240).

Der auch buchhändlerlich solid ausgestattete Kommentar des Professors Gutjahr muß auf das wärmste empfohlen werden.

Wien.

Hofrat Dr. Fr. Bözl.

- 3) **Die Adressaten des Galaterbriefes.** Eine exegetische Studie. Von Dr. Basil Schwyghin. Czernowitz 1904. 165 S. M. 3.— = K 3.60.

Unter diesem Titel hat in rumänischer Sprache der junge, strebsame Exeget und Dozent an der theologischen Fakultät der Universität Czernowitz, dem wir auch schon einen Kommentar zum Judasbrief verdanken, zur lebhaft ventilierten Streitfrage einen interessanten und beachtenswerten Beitrag geliefert. Der Autor gibt zuerst eine genaue Uebersicht über den Stand der Streitfrage und deren Literatur, dann würdigt er auf Schritt und Tritt die Argumentation des Professors Val. Weber und führt im Anschlusse daran eine Reihe von Beweisgründen vor, welche gegen die Möglichkeit der sogenannten südgalatischen Theorie sprechen. Das letzte dieser Argumente ist aus dem Sprachgebrauche der zeitgenössischen Profanschriftsteller Strabo, Plinius, Tacitus, Plutarch, Ptolemäus und Dio Cassius entlehnt. Der Verfasser schließt seine Ausführungen mit der etwas zuversichtlichen Erklärung, die gegen die südgalatische Theorie sprechenden Argumente seien von unüberwindlicher Art und der Galaterbrief sei nicht vor, sondern nach dem Apostelkonzil geschrieben worden.

Möge der junge Gelehrte (welcher seine Weiterbildung im Bibelfache teilweise an der theologischen Fakultät der k. k. Universität in Wien erhalten hat) die Bibelwissenschaften noch öfters mit tüchtigen Publikationen bereichern.

Hofrat Dr. Franz Bözl.

- 4) **Der Aufbau der heiligen Schriften des neuen Testaments.** Von P. Konstantin Rösch O. Cap., Lektor der Theologie. Münster i. W., Aschendorff, 1905. Groß-8^o. VIII und 143 S. M. 2.50 = K 3.—.

Es wird oft geklagt, daß die Schätze der heiligen Schrift nicht leicht genug zugänglich gemacht seien, und wohl auch manche Priester können im praktischen Leben dem Studium und eingehenderer Beschäftigung mit der heiligen Schrift aus Vorurteil gegen Exegese und Introduction keinen rechten Geschmack abgewinnen. Da ist die vorliegende Schrift sehr willkommen und erwünscht. Sie ist nicht nur für das neutestamentarische Bibelstudium, besonders die Einleitungswissenschaft, eine gute Stütze, sondern will und wird überhaupt die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift und die Freude an ihrer Lektüre und ihrem Studium fördern. Eine gute Disposition des Inhaltes und klare Darstellung des Aufbaues der neutestamentarischen Bücher, kann vorliegende Arbeit jedem Priester so erwünscht sein, wie dem Besucher einer Sammlung oder Ausstellung ein gut orientierender Katalog.

Verfasser hat unter einem seine nicht leichte Aufgabe ganz gut gelöst. Die Gliederung ist klar und durchsichtig, der Inhalt in präzisen Schlagwörtern kurz angegeben, die Einteilung ruht meist oder vielfach auf unseren bewährtesten Einleitungswerken. Lobend hervorzuheben ist unter

anderem auch, daß Verfasser es nicht übersehen hat, zu jedem Buche Situation, Anlaß und Zweck kurz zu skizzieren. Dies ist oft nicht minder wie der Zusammenhang einzelner Texte für eine richtige praktische (homiletische) Verwertung der Stellen von großer Wichtigkeit.

In Hinsicht auf den praktischen Zweck der Schrift möchte man wünschen, daß sie in späterer Auflage als Einleitung auch kurz den Aufbau des Neuen Testaments als Ganzes (Einteilung der Bücher), eventuell Zweck und Ursprung der historischen Bücher, Einheitszahl der Evangelien (synoptische Frage!) darlegte, da dies aus der Inhaltsangabe doch zu wenig ersichtlich ist. Für manche Partien der Apostelgeschichte und der paulinischen Briefe möchte ich auf das soeben erschienene Werk: „Der Weltapostel Paulus“, von H. Hofrat Dr. Fr. Bözl (Regensburg, nationale Verlagsanstalt, Gr.-8°, XXVIII und 664 S. M. 9.—) als Direktive verweisen. Beim Hebräerbrieфе z. B. läge die Bemerkung der bloß mittelbaren Verfasserschaft des heiligen Paulus und der Hinweis auf den römischen Klemens als wahrscheinlichen Konzeptor gewiß nicht außerhalb des Rahmens des sehr empfehlenswerten Buches.

Wien.

Studienpräfekt Inniger.

- 5) **Das Evangelium des heiligen Johannes.** Uebersetzt und erklärt von Dr. Joh. Ev. Velscher, ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen. Freiburg i. B. Herder. 1905. Gr.-8°. 576 S. M. 8.— = K 9.60. Geb. in Halbfr. M. 10. — = K 12.—.
- 6) **Die Apostelgeschichte.** Uebersetzt und erklärt von demselben. Wien, 1905. Mayer & Ko. Gr.-8°. 340 S. III. Band, 1. Hälfte des „Kurzgefaßten wissenschaftlichen Kommentars zu den heiligen Schriften des Neuen Testaments“ der Leo-Gesellschaft. K 8.— = M. 7.—.

Zwei bedeutende Werke von wissenschaftlichem Werte legt Velscher in den oben angekündigten Kommentaren der gelehrten Welt fast gleichzeitig zur Beurteilung vor, gewiß eine seltene Fruchtbarkeit! Man müßte dieselbe geradezu erstaunlich nennen, hätte es V. nicht verstanden, sich seine Arbeit sehr zu erleichtern. Er unterläßt es grundsätzlich, „die Auslegungen anderer zu berücksichtigen und zu notieren“, wo ihn nicht die Polemik zwingt, wenigstens in etwa von diesem Prinzip abzugehen. Im Kommentar zur Apostelgeschichte ist diese Methode an sich schon durch den beschränkten Raum nahegelegt, im Johannes-Kommentar bewog den Verfasser dazu „freundschaftliche Zuspache“. Sie mochte ihm nicht unwillkommen sein! Wurde er ja doch auf diese Weise einer enormen Mühe enthoben und noch dazu in die angenehme Lage versetzt, ganz aus des Herzens Fülle zu sprechen, wodurch die Raschheit der Arbeit beträchtlich gefördert wurde. Je seltener er endlich anderen das Wort ließ, desto öfter konnte er seine eigene Meinung bezüglich jener Fragen wiederholen, die ihm nach Ausweis der Vorrede zu Johannes und des ganzen Werkes besonders am Herzen lagen. Es scheinen dabei vielfach „pädagogische“ Erwägungen maßgebend gewesen zu sein. An neue, ungewohnte Auslegungen muß der Leser erst allmählich gewöhnt werden; vernimmt er sie häufig, so werden sie seinem Ohre weniger fremd klingen. Ob sie dadurch aber auch an innerer Wahrheit gewinnen? Dazu kommt noch, daß V. für beide Werke große Vorarbeiten zu Gebote standen. Ein beträchtlicher Abschnitt des Johannes-Kommentars, das letzte Drittel, ist zum Teile Erweiterung (Abschiedsreden etc.), zum Teile eine gekürzte Neubearbeitung seiner „Leidensgeschichte“: auch sonst ist gar manches bloß detaillierte Ausführung schon früher von ihm ventilierter Ideen (Prolog; apophthegmatische Rede; Chronologie usw.). Im Kommentar zur Apostelgeschichte fand er vielfach Gelegenheit, auf seine „Beiträge“ zu verweisen, wobei es freilich im Interesse vieler Leser gewesen wäre, wenn an manchen Stellen auf die

„Beiträge“ nicht bloß verwiesen, sondern auch das Meritorische kurz angegeben worden wäre. Auch die große „Einleitung“ kam dem gelehrten Verfasser zuistatten. Trotz allem aber können wir zu einer solchen Arbeitskraft dem Verfasser und der Wissenschaft nur gratulieren.

Einer Exegese, die namentlich im Johannes-Evangelium fast Seite für Seite mit den bisherigen Erklärungen bricht, kann im einzelnen nur ein Kommentar antworten. Doch seien uns einige Bemerkungen gestattet!

Niemand wird leugnen wollen, daß Bessers resolute Methode für den Fortschritt der Wissenschaft nur fördernd wirken kann; er wird es somit verschmerzen dürfen, wenn ihm die besonnene Kritik in gar manchen Punkten nicht wird folgen wollen, zumal sicherlich sehr vieles bleibenden Wert behalten wird. — Auf der Welt hat alles zwei Seiten: Indem Verfasser überall mit unentwegter Sicherheit seine Ziele im Auge behält, nicht rechts und nicht links schaut, findet er immer wieder auf seinem Wege neue Belege für seine Ansichten. Aber es kann, besonders bei rascher Arbeit, kaum ausbleiben, daß dabei mitunter gewisse Nebenrückichten übersehen werden, die man nicht ungerecht vergessen darf. Wenn z. B. schon am ersten Passah der Taufe der Jünger ein auch Außenstehenden gegenüber offenes Bekenntnis an Jesus als den Messias gefordert wurde (S. 100), wozu dann noch die Szene bei Käsarea Philippi? Heißt das nicht, die johannäische Frage unnötig verschärfen? Was einem als gebilligt werden kann, das ist Bessers Geneigtheit, der umstürzenden Kritik alles zuzugesehen für den Fall, daß man sich nicht zu seinen Hypothesen bekennen würde, z. B. bezüglich der einjährigen Wirksamkeit Jesu (cf. S. 15, 139, 150 usw.). Besser hat in Hinsicht auf die Sicherheit seiner Resultate doch schon solche Erfahrungen hinter sich (cf. Joh.-Kom. S. 464 und Leidensgeschichte!), daß er vorsichtiger werden könnte. Vielfach jedoch fällt es gerade einem katholischen Gemüte schwer, hin und wieder Bessers neue Ansichten ablehnen zu müssen. Wie geschickt und geistreich rechtfertigt er z. B. seine Benennung des vierten Evangeliums als des „Eucharistischen“! Doch müssen wir es ihm anrechnen, daß er mit solcher Entschiedenheit die unbegreiflicherweise auch von vielen Katholiken angenommene Zweiteilung der sapharnaitischen Rede zurückweist. Aber in der Sucht, überall Anspielungen auf die Eucharistie finden zu wollen, geht Besser denn doch zu weit. Bei *πληρης κρητος* (1, 14) nur an die Eucharistie zu denken, ist unmöglich! „Christus voll der Eucharistie“ ist auch nach Bessers Umschreibung fast ein „unvollziehbarer“ Gedanke. Wenn Magdalena den Auserstandenen umfassen will, soll sie die Absicht haben, zu „kommunizieren“, das ist eine Entgleisung, die den Eindruck der unmittelbar darauffolgenden ausgezeichneten Ausführungen (S. 532 ff.) unangenehm beeinträchtigt. — So wahr der Prolog das Programm des ganzen vierten Evangeliums bildet und so richtig die Auffassung der Konstruktion von 1, 19 sein wird: so sicher falsch ist die Uebersetzung: „Er war im Begriffe, in der Welt aufzutreten“, desgleichen die darauf beruhende Erklärung. *ἦν* mit dem Partizip Präsens ist gerade an den von Besser zitierten Stellen einfach Umschreibung des Imperfekts. Im ganzen Evangelium steht kein Wort vom verborgenen Leben Jesu, wie käme es auf einmal in das knappe „Programm“? — Was das Problem der einjährigen Wirksamkeit Jesu anbelangt, so ist Besser jedenfalls einer der glücklichsten Verteidiger desselben. Obwohl sein Johannes-Kommentar als ein Hauptziel verfolgt, das Leben Jesu an Hand des vierten Evangeliums im Rahmen eines Jahres zur Darstellung zu bringen, so wird er trotzdem seinen Wert nicht verlieren, auch wenn die Entscheidung nicht zu Bessers Gunsten ausfällt.

Was die Apostelgeschichte anbelangt, so kann man der Leo-Gesellschaft dem für das Neue Testament gemachten Anfang wirklich Glück wünschen. Trotz aller Kürze gibt Besser wenigstens eine und zwar meist die glücklichste Erklärung ausführlich genug. Bei seiner Wertschätzung des

D-Textes ist Verfasser auch hier geblieben und er hat ihn vortrefflich verwertet. Leider hält er — wie ja vorauszusehen — seine Theorie über den antiochenischen Konflikt aufrecht; und doch ist sie, mag sie Belsers noch so oft wiederholen, aussichtslos und unfruchtbar. Zum Glück nimmt sie im Kommentar keinen großen Raum weg. Einzelheiten übergehen wir, wünschen vielmehr, daß der Leser sich selbst durch Studium des Kommentares darüber informiere.

Wer Interesse hat an der heiligen Schrift, wer betreffs Erklärung derselben wissen will, wo die Welt steht, der lese die zwei Kommentare Belsers. Der Johannes-Kommentar wird für lange Zeit in den Kontroversen der Gregese seine Spuren hinterlassen. Aber nochmals: Man bewahre sich dem Verfasser gegenüber ein freies Urteil, man prüfe alles, behalte das Beste, und dann wird die Lektüre einen wirklichen Nutzen stiften.

St. Florian.

Dr. Vinzenz Hartl.

7) Der Jakobusbrief und sein Verfasser in Schrift und Uebersetzung. Von Dr. Max Meinertz. Freiburg i. B. Herder 1905. VIII, 316 S. M. 7. — = K 8.40. (Heft 1—3 des N. B. der „Biblischen Studien“.)

Die vornehme Genügsamkeit, mit der sich die protestantische Orthodoxie auf sich selbst beschränkte und jede katholische Publikation totzuschweigen für gut fand, beginnt allmählich zu schwinden. Man begegnet schon ab und zu einem katholischen Namen, ja sogar dem des einen oder anderen Jesuiten. In der Not ist man froh um jede Hilfe, selbst um die eines — Samaritans! Es sieht eben schon traurig aus im protestantischen Lager um die Kämpfer mit altgläubiger Parole, — *rari nantes in gurgite vasto*! Andererseits mehren sich die gelehrten Verteidiger der einzigen Grundlage des „evangelischen“ Christentums unter den Katholiken, besonders deutscher Zunge, ständig. Sehr viel trägt zu dieser erfreulichen Wendung der Dinge die Zeitschrift „Biblische Studien“ (herausgegeben von Vardenhewer) bei. Ein Beispiel bietet die vorliegende Dissertation des 1. Straßburger Doktors, von der ein Kapitel in Sonderdruck bereits erschienen war („Der Jakobusbrief und sein Verfasser nach der ältesten Uebersetzung“, Freiburg 1905). Speziell über Luthers Stellung zum Jakobusbrief hatte sich Meinertz schon im Straßburger Diözesanblatt (1904. S. 338 ff.) geäußert. — Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, den Spuren des Jakobusbriefes nachzugehen und die Angaben zu untersuchen, welche sich in der kirchlichen Literatur über die Person des Verfassers finden, der sich selbst „Jakobus, Diener Gottes und des Herrn Jesu Christi“ nennt und „fast einstimmig“ für den „berühmten Bischof von Jerusalem“ gehalten wird. Bezüglich des Briefes kommt Verfasser zu dem Resultat, „daß es mit der Bezeugung des Jakobusbriefes in der ältesten Zeit doch nicht so schlecht steht, als man vielfach anzunehmen geneigt ist.“ (S. 313.) Denn wenn auch die „älteste Zeit“ (bis Polykarp) kein positives Zeugnis aufweist, so verraten doch Justin M., Theophil von Antiochien, Irenaeus sehr deutlich, Clemens A. und Hermas und Hippolyt „ganz unfraglich“ ihre Bekanntschaft mit demselben. Wenn auch zur Zeit Tertullians und Cyprians Rom und Afrika den Jakobusbrief nicht im Kanon führten, so gelangt er doch in der nächsten Periode auch hier zu jenem „unbestrittenen und dauernden Ansehen“, das er laut Barnabasbrief, Clemens A. und Origenes in der alexandrinischen Kirche von altersher, bei den Syropalästinensern spätestens seit der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts nachweisbar besaß. Seit der „Blüteperiode der patristischen Literatur“ gehört der Brief „allgemein zum eisernen Bestande des natürlichen Kanons“ und Luther hat selbst unter den protestantischen Gelehrten viel Widerspruch gefunden. Dies zeigt Meinertz hier neuerdings in der biblischen Zeitschrift (III 3, S. 273 ff.) in eingehender Weise. In der Jakobusfrage ist die laut sorgfäl-

tiger Schriftenanalyse allein richtige traditionelle Ansicht, daß der Verfasser, der „Herrenbruder“, d. h. Ketter Jesu, Sohn der Maria und des Alapas, des Bruders des heiligen Josef, mit dem Apostel Jakobus Alphaei identisch ist, aus ebionitischer Tendenz (um die Ueberordnung des heiligen Petrus über den „Herrenbruder“ zu regieren) zum erstenmale von den Mlementinen dahin abgeändert worden, daß der „Herrenbruder“ vom Apostel ausdrücklich getrennt wird. Ob des Einflusses des Eusebius und Epiphanius hat die gesamte griechische Kirche mit Ausnahme einer Anzahl von Vätern, „welche sich nicht irreleiten ließen“, den Verfasser des „Herrenjünger“ vom „Apostel“ unterschieden. „Jakobus stammt ihr von Josef aus erster Ehe ab und ist mit Jakobus Alphaei nicht identisch.“ (S. 193.) Es ist ein Verdienst des heiligen Hieronymus, daß sich im Abendlande die ursprüngliche Tradition behauptet hat. Der erste, welcher Jakobus zum leiblichen Sohne Josefs und Marias gemacht hat, ist der Engländer William Whiston (1746); der „wirksame Begründer“ dieser in der Kritik jetzt allgemein herrschenden Ansicht ist Herder („Briefe zweener Brüder Jesu in unserem Kanon“).

Als vorzüglich gelungen möchten wir den ersten Abschnitt (Jakobus und die „Brüder des Herrn“ in den heiligen Schriften) bezeichnen. Er ist die Grundlage der ganzen folgenden Untersuchung und zwar eine solide Grundlage. Der positive und negative Beweis, daß die „Brüder Jesu“ auf keinen Fall leibliche Kinder Josefs und Mariens oder Josefs aus einer ersten Ehe waren, ist in der Tat zwingend und die Beweisraft des Galaterbriefes für die Apostelwürde des „Herrenbruders“ ist gegen den Versuch das $\alpha\ \rho\ \iota$ oder $\alpha\ \rho\ \iota\ \sigma\ \tau\ \alpha\ \nu$ (1, 19) abzuschwächen sehr gut zur Geltung gebracht. In der Beurteilung der Aussprüche der kirchlichen Schriftsteller macht sich eine weise Mäßigung vorteilhaft geltend; namentlich vermeidet es der Verfasser sorgfältig, Konsequenzen, die sich aus gewissen Voraussetzungen den Gelehrten unserer Zeit von selbst ergeben, auch als für die Väter und alten Schriftsteller an der Oberfläche liegend hinzustellen. Meinerz macht wieder die Erfahrung, daß ein älterer Schriftsteller bei allen späteren Autoren als Vertreter einer Ansicht zitiert wird, obwohl er das gerade Gegenteil lehrte. So ist's aber nicht bloß in dieser Frage, so ist's bei sehr vielen Punkten. Das Mißverständnis eines vielleicht angesehenen, aber oberflächlichen Schriftstellers ging in alle späteren Werke über, weil man sich nicht die Mühe gab, das fragliche Werk selbst einzusehen. Durch die Herbeiziehung der protestantischen und besonders rationalistischen Literatur geht Meinerz über das durch den Titel der Abhandlung Versprochene hinaus; doch dürfte vielfach gerade dieser Teil mehr Interesse erregen, als die Abschnitte über die spätere patristische Zeit und das Mittelalter. Ob aber alle berücksichtigten Schriftsteller jener Richtung die Ehre verdienen, daß ihre wertlosen Ausstellungen so sorgfältig registriert werden, diese Frage wird der ermüdete Leser kaum bejahen wollen. Die Literatur ohne Unterschied der Konfession und des Wertes ist dem Thema gemäß reichlichst verwertet. Besonders jene Partien, welche nicht bloß eine Fleißarbeit des Sammlers bedeuten, sondern selbstständiges Urteil und kritischen Sinn voraussetzen, zeugen von der hervorragenden Befähigung des Verfassers, den wir zu dieser Arbeit aufrichtig beglückwünschen.

Dr. Vinz. Hartl.

- 8) **Die Gegenwart Christi in der heiligen Eucharistie** nach den schriftlichen Quellen der vornizänischen Zeit. Eine dogmengeschichtliche Untersuchung von Dr. Adolf Trindmann. (Theologische Studien der Leo-Gesellschaft.) Wien, Mayer & Co. 1905. Gr. 8°. 332 S. K 9. — M. 7.80.

Die vorliegende, sehr fleißige und gründliche Arbeit ist eine Apologie des katholischen Dogmas von der Gegenwart Christi in der Eucharistie

gegen die auf diesem Gebiete heftig einsetzende Polemik der protestantischen Theologie und sie liefert den Nachweis, daß das Tridentinische Dogma nicht nur mit den klaren Aussprüchen der heiligen Schrift, sondern auch mit den Lehren der ältesten kirchlichen Tradition in vollstem Einklang steht. Die hieher gehörigen Zeugen dieser Tradition sind die Zwölfapostellehre, die Schriften des heiligen Ignatius von Antiochien, des heiligen Justinus, des heiligen Irenäus, griechische Äußerungen (aus primären und sekundären Quellen), die Werke des Klemens von Alexandrien, des Origenes, des heiligen Dionysius von Alexandrien, des Hippolytus, die Didaskalia, endlich die Schriften des Tertullian und des heiligen Cyprian. In eingehendster Weise werden die einzelnen Texte analysiert und mit Zuhilfenahme der umfangreichen katholischen und protestantischen Literatur, die sich darüber gebildet hat, auf ihren wahren Sinn geprüft. Daß alle die genannten Zeugen der altkirchlichen Ueberslieferung an der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Altarssakramente festhalten, kann nicht zweifelhaft sein. Einige Schwierigkeiten bieten gewisse allegorisierende oder „spiritualistische“ Stellen bei Origenes und Klemens von Alexandrien, allein diese Schwierigkeiten lassen sich unschwer beseitigen. Neben diesen allegorisierenden Stellen finden sich in den Werken der beiden genannten Kirchenschriftsteller viele andere, welche den Glauben an die reale Gegenwart ganz unzweideutig aussprechen, und die angebliche Allegorisierung ist, ganz abgesehen von der damals bestehenden Arkandisziplin, nichts anderes als die Abwehr einerseits der „Kapharnaitischen“ Auffassung des Genusses von Christi Fleisch und Blut (Joan. 6, 53, 61) und andererseits der Verwechslung der Brot- und Weingestalten mit dem Leibe und Blute Christi selbst. Jene falsche Auffassung war jederzeit sehr naheliegend, mußte schon von Christus gegenüber seinen eigenen Jüngern richtig gestellt werden und konnte um so leichter in außerchristlichen Kreisen entstehen, wo sie sehr bald Anlaß gab zu dem bekannten Vorwurf der thyesteischen Mahlzeiten. Eine im gewissen Sinne „spiritualistische“ Erklärung der eucharistischen Gegenwart ist gegenüber diesen falschen Auffassungen unvermeidlich, schließt aber die Wirklichkeit der Gegenwart Christi in der Eucharistie so wenig aus, daß sie dieselbe vielmehr voraussetzt. Vielfach besteht die Allegorisierung der betreffenden Stellen auch nur darin, daß sie Kongruenzgründe angeben dafür, daß Christus gerade Brot und Wein, und nicht andere körperliche Substanzen als die Materie der Eucharistie bestimmte.

Die vortreffliche Arbeit hat natürlich ganz spezielles Interesse für den katholischen Dogmatiker, aber auch jeder andere Katholik wird diese ehrwürdigen Stimmen aus der Zeit des Urchristentums, in denen sich so viel Glaubenstiefe und Wertschätzung der hochheiligen Eucharistie ausspricht, mit Rührung und Erbauung hören.

Wien.

Dr. Georg Reinhold.

9) Die soziale Frage der Gegenwart vom Standpunkte des Christentums beleuchtet durch Dr. Franz M. Schindler, Professor an der k. k. Universität in Wien. Wien. Opitz' Nachfolger, 1905. Gr.-8°. (IV und 191 S.) K 3.60 = M. 3.60.

„Die vorliegenden Erörterungen wurden zumeist durch die mannigfachen Mißverständnisse veranlaßt, welche über das Programm der öster reichischen Freunde einer auf dem Boden des Christentums anzustrebenden sozialwirtschaftlichen Reform verbreitet worden sind. Ursprünglich war lediglich eine Zusammenstellung der Hauptgedanken eines Reformprogrammes in Form von Thesen mit kurzen Erläuterungen geplant. Ueber Wunsch mehrerer Freunde arbeitete ich eine eingehende Erklärung derselben aus.“

Soweit der Verfasser dieser Publikation (im „Vorworte“). Tatsächlich bilden auch jetzt noch 27 (durch Druck hervorgehobene) Thesen die tief eingesenkten Grenzsteine, mit denen der Verfasser das weite Feld der sozialen Probleme absteckt. Die ersten neun umgrenzen die allgemeine Gesellschaftslehre (S. 5—58), die übrigen 16 den ausgedehnteren volkswirtschaftlichen Teil. Wie umfangreich und fruchtbar das also umzäunte Gebiet, zeigt ein kurzer Ueberblick über dasselbe.

Die programmartige Darstellungsweise ist besonders dem ersten Teile „Das menschliche Gesellschaftsleben und seine Wohlfahrtsbedingungen“ eigen, das unter deutlicher Anlehnung an die sozialen Rundschreiben Leos XIII. die Familien- und Staatsidee, sowie das sonstige Assoziationsrecht auf christlicher Basis erörtert. Weder die modernen Hypothesen über die Entstehung von Familie, noch die mannigfachen Versuche, die staatliche Autorität zu begründen, vermögen da den auf die Gegenwart gerichteten Blick des Verfassers abzulenken, der insbesondere auf eine klare Stellungnahme des Staates zu Religion und Sittlichkeit, zu Freiheit und Recht seiner Bürger, zur geistigen Volksbildung (Schulfrage), zu Leben und Gesundheit (Wohnungsfrage) und zur wirtschaftlichen Wohlfahrt derselben gerichtet ist. Gegenüber dem staatlichen Schulmonopol wird Unterrichtsfreiheit vertreten, wobei dem Staate das Recht bleibt, für den weltlichen Unterricht die Normen zu bestimmen; ja auch ein gewisser Bildungszwang wird zugestanden. Hinsichtlich des Eingreifens des Staates in die ökonomischen Verhältnisse wird nach einer kurzen Darstellung des liberalistischen und sozialistischen Standpunktes die Idee des Wohlfahrtsstaates begründet. Interessant ist die These über die Organisation der Volksstände: Die Organisation des Volkes ist auf der Basis der genossenschaftlichen Zusammenfassung aller Angehörigen der gleichen Berufe einzuleiten.

Die einzelnen Berufsgenossenschaften haben die Aufgabe, unter Aufsicht und Beihilfe des Staates mit tunlichster Autonomie die ihnen ausschließlich eigenen wirtschaftlichen Angelegenheiten in wohlgeordneter Gliederung (für Gemeinde, Bezirk, Land, Reich) selbstständig zu regeln. Die Bedeutung der gemeinsamen Interessen mehrerer oder aller Erwerbs- und Berufsarten ist einem entsprechenden Organismus von Vertretungen der Genossenschaften der einzelnen Berufsweige und ihrer Verbände (für Bezirk, Land, Reich) unter Leitung der Staatsgewalt zu übertragen. Dem Organismus der Berufsgenossenschaften ist ein entsprechender Einfluß auf die Landes- und Staatsgesetzgebung zunächst in wirtschaftlichen Fragen einzuräumen.“ (S. 54.) Es ist damit der eigentliche christlichsoziale Gedanke der Reorganisation der vom Liberalismus atomisierten Gesellschaft ausgesprochen: daß dabei der Bürokratismus abgewehrt wird, versteht sich von selbst. — Ganz auf den Boden der tatsächlichen Verhältnisse stellt sich der zweite volkswirtschaftliche Teil der Erörterungen. Nirgends ein akademisches Rückwärts! rufen, kein Bremsenwollen, wo der Schnellzug der wirtschaftlichen Entwicklung einmal unaufhaltsam vorwärtsstürmt, Sozialreform am und mitten im modernen Wirtschaftsleben.

Zuerst die Darlegung des natürlichen Zieles des Wirtschaftsleben: „allgemeine materielle Wohlfahrt des gesamten Volkes. Sie ist dann vorhanden, wenn bei mäßigem Reichtum einzelner allen Volksklassen in der Regel ein zur auskömmlichen Lebenshaltung entsprechendes, wenn auch ungleiches materielles Einkommen in gesicherter Weise und ohne allzu große Arbeitsleistung erreichbar ist, so daß kein Volksteil dazu verurteilt ist, dauernd im Elend zu darben“ (These 11). Die moralischen und rechtlichen Grundlagen dazu: Gerechtigkeit und wohlwollende Liebe als sittliche Grundgesetze, insfolgedessen Recht und Pflicht zur Arbeit, Recht des

Sondereigentums (S. 72—89) und dabei sittlich guter Gebrauch des Eigentums. Die Abhandlung über das Sondereigentum gehört in ihrer inhaltsreichen Knappheit zu den besten Partien des vortrefflichen Buches; die innere Begründung des Sonderbesitzes übertrifft die landläufigen Darstellungen an Umsicht und Tiefe; hier wird auch eine kurze Uebersicht über die Geschichte des Sozialismus eingeflochten. Die Abhandlung wendet sich nun den Hauptgliedern des wirtschaftlichen Volksorganismus zu, wobei auch die „freien Berufe“ ihr Plätzchen an der Sonne angewiesen bekommen und die in der Öffentlichkeit mehr laut als verständig diskutierte Frauenfrage (S. 95—100) mit großer Umsicht besprochen wird.

Mitten in das Getriebe des modernen Wirtschaftslebens stellt uns der Abschnitt: „Besondere Charaktere des modernen Wirtschaftslebens und die ihm entsprechenden Forderungen“ hinein. Diese besonderen Charaktere sind nach dem Verfasser die wirtschaftliche Freiheit, die Geld- und Kreditwirtschaft, der Weltverkehr und das Vorbringen von Lohn- und Zinseinkommen. Hier wird auf engem Raume ein sehr reiches Material verarbeitet; schon allein die Ausführungen über die verschiedenen Formen des Kreditwesens (S. 109—121) bieten eine überraschende Fülle von Orientierung auf diesem nicht eben leicht übersehbaren Gebiet, ich fürchte sogar, daß hier dem bisher Uneingeweihten noch manches unklar bleibt, wenn nicht eine weitere Erklärung ihm zu Hilfe kommt. In der Frage des Darlehenszinses sagt der Verfasser: „die prinzipielle Bekämpfung wenigstens des Darlehenszinses durch den Hinweis auf die früheren Zinsverbote kann nicht aufrecht erhalten werden, weil diese ihre wirtschaftliche Grundlage eingebüßt haben und deshalb selbst nicht mehr in Kraft stehen können, solange nicht die wirtschaftlichen Verhältnisse der Vergangenheit wiederkehren, der sie angehören: die allgemeine Gebundenheit der Erwerbstätigkeiten, die dem Gelde als dem vorzüglichsten Gegenstande des Darlehensvertrages die Eigenschaft, Erwerbsmittel zu sein, nur in ganz beschränkter Weise zukommen ließ“ (S. 133).

Ganz aktuell ist auch die Behandlung der Einzel-Reformforderungen hinsichtlich des Bodenbaues (S. 134—141), der gewerblichen Arbeit (Handwerk, Großgewerbe, Lohnarbeit) (S. 142—175) und des Handels. Ich will daraus nur erwähnen, daß Schindler in der Frage der Bodenverschuldbarkeit die Ansicht von Vogelsang-Schöpfer, die überhaupt keine Verpfändung des Bodens, sondern nur eine solche der Bodenrente anerkennt, gegenüber jener von einer Verschuldungsgrenze die folgerichtiger nennt, ohne sie jedoch zu der seinen zu machen (S. 141). Der Standpunkt des Verfassers hinsichtlich des Handwerks wie der Hausindustrie ist ein sehr gemäßigter. Für die Großindustrie verlangt er, um die unregelmäßige Konkurrenz in einen Zustand geordneten Wettbewerbes hinüberzuführen, die autonome obligatorische, berufsgenossenschaftliche Organisation der am Industriebetrieb Beteiligten unter staatlicher Aufsicht. Also: „Industriellen- und Arbeiterkammern für Land und Reich mit Vertreterinstitutionen zur Vereinigung beider. In Wirtschaftskammern wäre der Interessenausgleich zwischen der Industrie und den anderen großen Wirtschaftsgruppen zu treffen“ (S. 152 f.). Ausgezeichnet sind die Darlegungen über Arbeitslohn und Lohnvertrag (S. 153—175): den würdigen Schluß des inhaltsreichen Buches bildet ein Kapitel über Armenpflege, das die Tätigkeit der Gemeinde in den Vordergrund stellt, aber deren Ergänzung durch Privatwohlthätigkeit und Staat nicht vergißt. Ein alphabetisches Sach- und Personenverzeichnis (S. 184—191) ist ein deutlicher Spiegel der mannigfachen Lebensgebiete, welche in dem Buche gestreift werden.

Zusammenfassend möchte ich das Buch namentlich als einen sehr geeigneten Leitfaden für den Unterricht unserer Theologiekandidaten in der Gesellschaftslehre empfehlen; es gewährt ein kurzes, inhaltsgefülltes Diktat, das stellenweise laut nach der weiteren Erklärung

und Ausführung des Lehrers ruft und in den Literaturangaben das leicht Erreichbare und auch für Anfänger Empfehlenswerte bevorzugt. Dabei weiß es grundsätzliche Darlegungen mit historischen oder praktischen Fragen glücklich zu vereinigen. Für Vorgeschriftene und für die Öffentlichkeit überhaupt bedeutet das Buch — und dessen mögen wir besonders froh sein — eine konkrete Darlegung jenes Wirtschaftsprogrammes, das man als christlich-sozial zu bezeichnen pflegt. Gar viele, die in der Öffentlichkeit sich christlich-sozial nennen, haften an Neußerlichkeiten; eine gute Dosis Antijemitismus, einige demokratische Alluren, etwas Begeisterung für diesen oder jenen Mann u. dgl. bildet ihre ganze sozialreformatorische Ausrüstung. Diesen und der ganzen Öffentlichkeit, die oft nur von einem Christentum für Kinder, Brautleute und Absterbende, nicht aber für politisch tätige Männer weiß, wird hier ein echt christlich-soziales Aktionsprogramm vorgelegt, das an Aktualität und Tragweite seinesgleichen sucht. Ein recht christlich-soziales Programm, sage ich: denn der Autor erhebt nicht den Anspruch, als sollte „diesen Vorschlägen der Charakter eines normativen „christlichen Reform-Programmes“ zuerkannt werden“ (S. 2). Zur Klärung werden sie aber ohne Zweifel wesentlich beitragen, da manche Reformgedanken des christlich-sozialen Programms (z. B. berufsgenossenschaftliche Neuorganisation der Gesellschaft) klar gefaßt und bis ans Ende verfolgt werden. Dem Verfasser gebührt dafür unser aufrichtiger Dank. Das Buch will an gar manchen Stellen nicht nur gelesen, sondern studiert sein; ich bin aber überzeugt, daß es namentlich auch dem Klerus, dem österreichischen wie dem fremden, reiche Entschädigung für diese Mühe gewährt. Der Wiener längst bewährte Sozialpolitiker hat uns auch in diesem neuesten Werke gar manches zu sagen.

Prag.

Karl Hilgenreiner.

- 10) **Ausgeführte Katechesen über die Gebote Gottes für das 3. Schuljahr.** Bearbeitet von Dr. A. Weber. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Augsburg. 8°. 512 S. Rempten und München, Kösel 1904. Preis brosch. M. 3.40 — K 4.08, in Leinw. geb. M. 4. — — K 4.80.

Seit Mey war, abgesehen vom Vorbereitungsunterrichte für die heiligen Sakramente, kaum mehr eine bedeutsame Sammlung abgerundeter und ganz ausgeführter Katechesen erschienen, sondern hauptsächlich nur Katechismuskommentare und Materialiensammlungen, bis endlich Stieglitz und Dr. Weber, wie es Mey für die Unterstufe getan, auch für die höheren Schuljahre solche Katechesen ausarbeiteten. Diese beiden Autoren folgen Mey auch darin, daß sie nicht vom Katechismustexte, sondern vom Konkreten, Geschichtlichen ausgehen, also das entwickelnd-analytische Verfahren (nach Willmannscher Terminologie) anwenden. Das sind meines Erachtens große Vorzüge dieser Katechesen. Zu diesen beiden Hauptvorzügen kommt als dritter die anschauliche, wahrhaft kindliche Sprache, insbesondere der vorliegenden Weberschen Katechesen. Wie biblische Geschichten erzählt und erklärt werden sollen, wird hier in trefflicher Weise gezeigt. Man vergleiche z. B. die Katechesen über die Kindheit und das Leiden Jesu, die Entwicklung der Torheit und Sündhaftigkeit des Unglaubens aus der Geschichte vom Apostel Thomas u. s. w.

Charakteristisch ist für die Münchener Methode, daß sie ganz auf den Herbart-Zillerschen Formalstufen beruht. Die schablonenhafte Anwendung der Formalstufen, wie sie in der Münchener Methode gepflegt wird, hat zur Folge, daß mitunter Zusammengehöriges auseinandergerissen wird. So wurden z. B. in der Katechese über die heilige Messe (S. 326) unter „Darbietung“ die wichtigeren Teile der heiligen Messe in ihrer äußeren Erscheinung der Reihe nach dargestellt. Unter „Erklärung“ wird wieder mit

dem Stufengebete begonnen und die ganze Reihe bis zum letzten Evangelium durchgegangen. Teils hier, teils im dritten Teile der Katechese, der „Anwendung“, ist die Rede von den Gebeten, welche die Kinder bei den einzelnen Teilen der heiligen Messe sprechen sollen. Sachgemäßer wäre es doch, dann, wenn vom Stufengebete die Rede ist, sofort auch die Bedeutung desselben zu erklären und die Kinder zu entsprechender Andachtsübung anzuleiten; ebenso bei den folgenden Teilen der heiligen Messe. Aber bei diesem Vorgange würde eben nicht, wie es die Münchener Methode verlangt, die ganze Katechese aus den drei Teilen: Darbietung, Erklärung, Anwendung bestehen, obwohl diese drei Stufen bei jedem einzelnen Teile der heiligen Messe vollständig zur Geltung kämen.

Daß die Katechesen beinahe ausnahmslos mit einer Erzählung beginnen, aus welcher alle Begriffe abgeleitet werden, hat zur Folge, daß die Ableitung manchmal etwas gezwungen ist, wie z. B. die des Begriffes „Mergernis“ aus der Erzählung von David und Absai im Lager Sauls (S. 442), und daß, da die biblischen Erzählungen nicht für alle Begriffe ausreichen, auch erfundene Geschichten zu Hilfe genommen werden (in der 65., 66., 68., 69., 71. Katechese). Einigemal sagt der Katechet ausdrücklich: „Heute will ich euch eine Geschichte erzählen, die ich selbst ausgedonnen habe“ (S. 155, 164), anderemale (S. 479, 487) jagt er es nicht; die Kinder merken es wohl von selbst. Es dürfte aber in ihnen der Zweifel rege werden, ob nicht alle Geschichten, die der Katechet erzählt, „ausgedonnen“ seien.

Eine weitere Folge dieser Methode ist, daß die biblischen Erzählungen, die zur Grundlage der Katechese gemacht werden, zum Teile aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissen werden. Die ersten zwölf der vorliegenden Katechesen betiteln sich folgendermaßen: „1. Die Erschaffung der Welt (Eigenschaften Gottes). 2. Die drei Jünglinge im Feuerofen (Eigenschaften Gottes). 3. Kain und Abel (Eigenschaften Gottes). 4. und 5. Die Sündflut (Eigenschaften Gottes). 6. Jonas (Eigenschaften Gottes). 7. Einzug ins gelobte Land (Eigenschaften Gottes). 8. Taufe Jesu im Jordan (heilige Dreifaltigkeit). 9. und 10. Der ägyptische Josef (göttliche Vorsehung). 11. Die Reise des jungen Tobias (die guten Engel). 12. Jesus wird versucht (die bösen Engel).“ Manche Katechesen sind bloß nach der Erzählung betitelt, von der ausgegangen wird. Des leichteren Auffindens halber wäre zu wünschen, daß alle nach den darin entwickelten Lehrläßen betitelt würden, z. B. „Gottesliebe — Nächstenliebe — Feindesliebe — Werke der Barmherzigkeit“ anstatt „Eleazar — der barmherzige Samaritan — der heilige Stephanus — der heilige Bernhartin von Siena“. Freilich müßte dann in den einzelnen Katechesen auch mehr auf begriffliche Einheit gesehen werden und dürfte nicht z. B. in der Katechese „Der heilige Stephanus“ außer der Feindesliebe auch „Verleumdung“, „Mut des Stephanus“ u. s. w. behandelt werden. Im übrigen geht in diesen Katechesen manches über das Verständnis und die Bedürfnisse des dritten Schuljahres hinaus, z. B.: „Es ist gut, daß die Hohenpriester so mißtrauisch waren und daß sie das Grab bewachen ließen. Denn nun wissen wir ganz bestimmt, daß der Heiland wirklich auferstanden ist“ u. s. w. (S. 219); die Prophezeiung des Daniel (S. 113), die Ausführungen über die Theater (S. 452), die verschiedenen Arten der Lüge, den falschen Argwohn, das freventliche Urteil u. s. w. (S. 491 ff.). Vieles ist, wenigstens für unsere österreichen Verhältnisse, bei weitem zu ausführlich gegeben. Wir können unmöglich für den Gottesraub (im 3. Schuljahre!) eine ganze Katechese, für die Heiligen-, Bilder- und Reliquienverehrung 4 Katechesen, für den falschen Eid eine und für sonstige Sünden beim Schwören, sowie auch für das Gelübde wieder je eine Katechese verwenden. Die einzelnen Katechesen selbst dürften nur schwer nebst der Wiederholung der jeweils vorhergehenden Lektion in einer Stunde bewältigt werden können.

Das Buch enthält viel mehr, als der Titel angibt, nämlich auch Katechesen (1—38) über die ganze Glaubenslehre.

Der 7., 11. und 12. Glaubensartikel werden ganz richtig nach dem Grundsätze der Kongregationen unter einem behandelt.

Die Nuganwendungen sind manchmal zu vielfältig, wodurch der Erfolg in Frage gestellt wird, z. B. beim Leiden Jesu auf dem Ölberge (S. 179): Gehorsam, Wachsamkeit, Gottergebenheit, Selbstüberwindung, während gerade die nächstliegenden Anwendungen, Liebe und Reue, fehlen.

„Gott dachte sich nämlich, ich will warten. Vielleicht werden die Menschen besser. Vielleicht hören sie auf zu sündigen“ (S. 24) widerspricht denn doch der Allwissenheit Gottes.

Bedenklich erscheint: „Er (Gott) hat keinen Kopf, keine Hände, keine Füße, keinen Bauch“ (S. 5); noch mehr die Behandlung des sechsten (S. 451 d) und gar des neunten Gebotes, trotz der Anmerkung 1) S. 495: das muß entschieden geändert werden.

S. 443 sollte doch auch von der Verderblichkeit des Aergernisses die Rede sein und die warnenden Worte Jesu (Matth. 18, 6, 7) angeführt werden.

Alle diese Bedenken und Meinungsverschiedenheiten können aber das Gesamturteil nicht beeinträchtigen: Das Buch bedeutet, sowie die Münchener Bestrebungen überhaupt einen freudig zu begrüßenden methodischen Fortschritt gegenüber den landläufigen „Katechismuserklärungen“ und wird jedem Katecheten, der es rationell verwendet, zum Nutzen gereichen.

Wien.

Joh. Ev. Pichler.

11 Grundzüge des katholischen Kirchenrechtes. Von Dr. theol. et jur. Johann B. Haring, a.-ö. Professor an der k. k. Universität Graz. Erste Abteilung. Graz, H. Wöser, 1906. 8°. VIII und 410 S.) K 4.50 = M. 3.75.

Ein für uns Oesterreicher äußerst willkommenes Buch, das übrigens auch Ausländer gerne zur Hand nehmen werden. Wer immer bei uns Kirchenrecht dozierte, weiß, wie schwer sich unsere Theologiekandidaten bei aktuelleren Fragen der Praxis mit dem lieben Latein zurechtfinden. Und so entschließen sich denn gar manche während des theologischen Studiums nur schwer dazu, engere Freundschaft mit dem so vortrefflichen „Machner“ zu schließen, viel lieber greifen sie zu Heiner, Sägmüller u. dgl., die in ihrem geliebten Deutsch zu ihnen reden, und lassen es sich nicht verdrießen, die namentlich im Vermögensrecht nicht seltenen Ergänzungen zu notieren. Die deutschen Kompendien des Kirchenrechtes mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs von Groß, Wahl-Schedl u. dgl. genügen für den Theologen nicht. So kommen denn obige „Grundzüge“ einem tatsächlichen Bedürfnisse entgegen. War so ängstlich wurde es gottlob mit dem Ausmaße der „Grundzüge“ nicht genommen. Die eben genannten „Lehrbücher“ von Heiner und Sägmüller weisen in dem entsprechenden ersten Teil nur ein Mehr von 60 beziehungsweise 90 Seiten auf, wobei Sägmüller auf circa 70 Seiten die Errichtung und Veränderung der Kirchenämter behandelt, die Haring dem zweiten Bande vorbehält; allerdings ist bei Haring der Kleindruck seltener angewendet, immerhin aber eine Menge des Details erreicht, das öfters über die ersteren hinausgeht. Am deutlichsten tritt die Beschränkung auf das Nötigste in den Literaturangaben hervor, wo Haring nicht das Beispiel Sägmüllers, sondern Heiners befolgt, immerhin aber

im Gegensatz zu Michner die hauptsächlichste Literatur, und zwar bis auf die allerneueste Zeit ergänzt, vor den einzelnen Paragraphen verzeichnet. Die Quellenstellen werden mit Fleiß unter dem Striche notiert, wobei sich dann, wie es nun einmal Sitte ist, diese Anmerkungen zu Repertorien für verschiedenes mehr Nebensächliche ausweiten. Der geschichtlichen Entwicklung wird regelmäßig, so weit der Raum es zuläßt, Rechnung getragen; in der Berücksichtigung der staatlichen Verhältnisse oder Partikulargebräuche dominiert natürlich Oesterreich. Oesters werden Sondereinrichtungen der Salzburger Metropole herangezogen.

Dieser erste Band enthält nach der Einführung (S. 1—60) die Lehre von den Kirchenrechtsquellen (S. 61—114) und das kirchliche Verfassungsrecht: ein (noch ausstehender) zweiter soll das Verwaltungsrecht bringen. Eigentümlich ist diesem Lehrbuche die ziemlich ausgedehnte Erörterung von „juristischen Vorbegriffen“ (S. 2—36), wie Recht, Gesetz, Persönlichkeit, Rechtsgeheimt u. dgl., während an die „theologischen Vorbegriffe“ ganz mit Recht nur kurz erinnert wird (S. 37—41). Das Verhältnis zu anderen Konfessionen, Toleranz usw. wird nicht berührt. Unter „kirchpolitischen Vorbegriffen“ erörtert Haring das prinzipielle Verhältnis von Staat und Kirche, schließt daran eine kurze Geschichte dieser Beziehungen (S. 46—51), um dann die kirchenpolitische Entwicklung in Oesterreich seit der Reformation zu schildern. Hier bot bisher Michner (M. 1900, S. 139—41) zu wenig, man mußte die Studierenden auf Bering verweisen. Haring gibt ein recht übersichtliches Bild der österreichischen Kirchenpolitik im 19. Jahrhundert (S. 52—60). Ich hätte noch gerne den Protest der Bischöfe gegen die Verfassung von 1849 in ihren sieben Entschlüssen, die Verordnungen vom 18. und 23. April 1850 über das Verhältnis der Kirche zu Staat und Schule, Näheres über die Bischofskonferenz vom 7. April bis 16. Juni 1856, die zur Ausführung des Konkordates berufenen Provinzialsinoden von Wien, Prag und Gran, endlich die formelle Mündigung des Konkordates durch § 1 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 erwähnt gesehen; erwünscht wäre eine allgemeine Charakteristik des Konkordates, ebenso eine klare Feststellung der jetzigen kirchenpolitischen Lage in Oesterreich etwa im Sinne der Artikel 14 und 15 der Staatsgrundgesetze von 1867 und des Motivenberichtes zum Gesetze vom 7. Mai 1874 (Manz, Oesterreichische Gesetze XXVI., 18 f.). Die neueren Bischofs-Biographien, namentlich Wolfzgruber-Mauscher, böten auch willkommenes Material betreffs der zwiespältigen Haltung des österreichischen Episkopates, aus der manche Folgeerscheinungen ihre Erklärung finden. Eine genaue Kenntnis des geschichtlichen Werdeganges unserer jetzigen kirchenpolitischen Verhältnisse ist für den jungen Priester eine äußerst gute Aussteuer für die öffentliche Betätigung. Unter der Literatur hätten hier Haffarek's präzier Grundriß des österr. Staatskirchenrechtes und Heidlmaier's „Oesterr. Kultuswesen“ (1898) einen Platz verdient. Um noch etwas beizufügen: Die äußere Organisation aller in Oesterreich anerkannten Konfessionen (oder wenigstens der Hinweis auf die maßgebenden Aktenstücke) hätte wohl in einer Anmerkung Platz finden können. Die kirchenpolitische Entwicklung außerdeutscher Staaten würde jedenfalls den Rahmen des beabsichtigten Zeitbildes überschreiten. — In der Abhandlung über die kirchlichen Rechtsquellen läßt Haring der Theorie derselben (S. 61—79) ihre geschichtliche Entwicklung (formelle Rechtsquellen) folgen (79—114), um mit einer Uebersicht über die Literatur des Kirchenrechtes den Uebergang zur Rechtsdogmatik des Verfassungsrechtes zu finden. Dieses selbst bewegt sich in der gewöhnlichen Anordnung: Laien und Klerikerstand, kirchliche Ämter im allgemeinen (hier nur: Begriff, Rangordnung, Delegation, Exemption und allgemeine Pflichten der Inhaber) und im besonderen (Träger der Kirchenämter), endlich

Synodalwesen. Ueberall tritt das Bestreben hervor, nicht um den Buchstaben der Kirchenverfassung, sondern die tatsächliche Wirklichkeit in unseren Ländern zur Darstellung zu bringen, aber bei aller Rücksichtnahme auf die geänderten Verhältnisse doch die kirchliche Norm ernst zu würdigen und so viel als möglich durchzuführen. Auf Schritt und Tritt bemerkt man, daß das mittelalterliche Sprichwort „il canonista senza legge vale niente“ auf Haring keine Anwendung findet; der H. Dr. ist wie bei seinem Lehrer von Scherer allenthalben deutlich an Form und Inhalt zu verspüren. Bei schwebenden Fragen z. B. betreffs des Kirchenstaates (S. 201) geht er äußerst umsichtig vor und verfolgt ihre neuesten Phasen (S. 180¹ und 201²); ebenso in der Frage der Neufodifikation des kanonischen Rechtes (106). Dabei wäre auch beim Weisthumbindernisse (164) statt der mißverständlichen Angabe, es sei in Oesterreich „bis in die neueste Zeit als indispensabel behandelt“ worden, klarer bemerkt worden, daß neuestens staatlischerseits tatsächlich dispensiert wurde; der bekannteste Fall ist meines Wissens, in der Heimat des Verfassers vorgekommen. Unseren Sonderverhältnissen wird unter anderem in § 95 Bischöfliche Behörden, § 100 Militärseelsorge, § 105 Pastoral Konferenzen, § 106 Bischofskonferenzen Rechnung getragen. Mit der Besprechung von Kongruanzenangelegenheiten der Hilfspriester (S. 284 f.) wurde wohl dem Vermögensrechte vorgegriffen. Zu wünschen wäre eine noch genauere Uebersicht über österreichische Provinzial- und Diözesansynoden, Erwähnung des Kontraktes zwischen Pfarrer und Hilfsgeistlichen, insbesondere aber eine Klarstellung der kirchenrechtlichen Lage der Katecheten. Dieses Institut hat bei uns in Oesterreich bereits eine solche Ausdehnung genommen — in der Prager Erzdiözese allein werden über 240 Katecheten geführt und stellenweise schon“ ungeklärte Zustände geschaffen, daß in österreichischen Lehrbüchern des Kirchenrechtes das Beispiel Michners, diese neue Erscheinung zu übergehen, nicht weiter befolgt werden kann. Vielleicht hat aber der Verfasser unseren Katecheten ein Plätzchen im Verwaltungsrecht (Verwaltung des Sakramentes) reserviert: im vorliegenden „Verfassungsrecht“ wird (die Erwähnung der Lavanter Diözesansynode S. 297² abgerechnet) nicht einmal deren Namen erwähnt. Die Grenzen des Kirchenrechtes gegenüber der Pastoraltheologie dürften S. 149—50 (Verkehr mit weiblichen Personen) überschritten worden sein. Die Gehorsamspflicht der Laien (S. 180) gegenüber dem Bischof dürfte ebenso auf rein weltliche Dinge auszudehnen sein, wie beim Klerus, wenn dadurch „Kirchenfeindliche Tendenzen gefördert werden“, wie Anmerkung 4 beweist. Interessant ist die Bestellung des Kapitularvikars durch den Metropolit in Gurk, Lavant, Sackau (S. 256), ferner das Vorkommen von Titularbischöfen ohne Weihe in Ungarn, 24 an Zahl vom Könige ernannt (S. 262). Als Flüchtigkeit fiel mir auf: Willa des Kastells Gandolfo (S. 201) statt Landsitz Castel Gandolfo; S. 199 Praeneste [Palestrina] umgekehrt in Klammer zu setzen: Bullarium von Coquelines (1739—44), das bis Clemens XIII. (1758—69) reichen soll (S. 109), es wurde tatsächlich von 1733—62 gedruckt; der dritte Teil der apostolischen Konstitutionen und die Schlussredaktion sind (S. 81) nicht datiert. Das zuverlässige Sachregister (S. 303—10) ließe sich leicht ergänzen z. B. Ehrenkanoniker, Evang. Kirche, Erzpriester, Expositorium canoniale, Inkorporation, Kappengang, Primitivus, Pönitentiar, Scholastikus u. a.

So darf ich denn meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck geben, daß der erste Band von Haring's „Grundzügen“ — das jüngere Brüderchen wird hoffentlich nicht allzulange auf sich warten lassen — uns ein prächtig gelungenes Lehrbuch des Kirchenrechtes speziell für österreichische Verhältnisse verspricht, wozu ich dem verehrten Verfasser, wie allen, welche sich desselben beim Studium bedienen werden, vom Herzen gratuliere.

Prag.

Karl Hilgenreiner.

12 Ausgeführte Katechesen über das dritte Hauptstück
für das 5. Schuljahr. Bearbeitet von Dr. H. Weber. Mit Appro-
bation des bischöflichen Ordinariates Augsburg. Kempten und München,
Verlag der Jos. Kösselschen Buchhandlung. XIII und 352 S. M. 2.60
= K 3.12, gebd. M. 3.20 = K 3.84.

Die vorliegenden Katechesen bilden das dritte Bändchen zu den von
Stieglitz herausgegebenen Katechesen und sind nach der Münchener Methode
bearbeitet. In 65 Katechesen behandelt der Autor in anschaulicher und
zugleich praktischer Weise die einzelnen Wahrheiten des dritten Hauptstückes.
Zwischen hinein sind mit Geschick wie zur Beleuchtung und Illustration
freie Katechesen eingefügt wie z. B. 18 K. In hoc signo vinces, 55. Die heilige
Monika, 56. Esther, 65. Seeschlacht bei Lepanto. Diese Katechesen empfehlen
sich selbst bestens jedem Katecheten.

Neukirchen bei Lambach.

§P. Gebhard Koppler O. S. B.

13 Die wichtigsten Äußerungen der Marienverehrung
in der katholischen Kirche. Dargestellt in kurzen Erwägungen
für das katholische Volk. Von Bernhard Fredrich, Pfarrer. Tübingen,
Laumann, 1905. Kl. 8°. VIII und 207 S. Brosch. M. 2.— =
K 2.40, gebd. M. 2.50 = K 3.—.

Das zeitgemäße Büchlein enthält für Lektüre und besonders für Vor-
träge viel mehr des brauchbaren Stoffes, als man bei dem bescheidenen
Umfange erwarten dürfte. Mit Beschränkung auf die geschichtliche Dar-
stellung werden die mannigfachen Weisen vorgeführt, in denen sich der
Marienkultus von den ersten Zeiten bis auf die Gegenwart geäußert hat.
Die öffentlichen Gebete und Feste, die Bilder, Dichtungen und Gesänge, das
Welt- und Ordensleben, Kunst und Wissenschaft im Dienste Mariens werden
in 62 Nummern besprochen. Der Verfasser zeigt sich in der Geschichte und
auch in der Kritik (ein großer Vorteil vor dem älteren, ähnlichen Werke:
Abellis Marienverehrung!) tüchtig bewandert und bringt manche schöne
Tatsachen und Zitate zur Kenntnis, welche bisher selten verwendet wurden.
Doch gesteht er in der Vorrede S. IV.: „Es wurden auch einzelne, an sich
schöne Züge aufgenommen, die sich im Volksbewußtsein Jahrhunderte lang
erhielten, obgleich ihre historische Wahrheit nicht hinreichend gesichert schien.“
So erklärt sich die Aufnahme der Legende von Maria auf der Säule in
Syrakossa (S. 163), von der abgehauenen Hand des heiligen Johann von
Damaskus, mehreres von der Geschichte des Rosenkranzes und von Maria
Schnee in Rom, von einigen Umständen bei Mariä Opferung und Heim-
suchung etc. Für das Todesjahr des heiligen Rupert wurde vom Verfasser
noch die alte Tradition bevorzugt (S. 34 und S. 63, somit 625 statt 680
oder später); die Reden des heiligen Bernhard über das Salve Regina
werden noch als echt angeführt (S. 81); statt Leonis ist Leunis (latinisiert
Leon) zu setzen (S. 148). Je nach dem Standpunkt des Publikums wird
man für Vorträge mehreres ausscheiden müssen. Merkwürdig ist von Cha-
rakterbildern der Marienverehrer weniger aufgenommen. Sehr gelungen
sind die Nummern: Maria in den Katakomben, die gallikanische Liturgie,
Karl der Große, der deutsche Ritterorden, das Gelöbniß Karl IV. von Loth-
ringen und Kaiser Ferdinands III. als Soldaten zu Wien (1640); doch
hätte lieber des letzteren feierlicheres Gelöbniß vor der Denksäule der Un-
besleckten in Wien (1647) und die Weihe des Kurfürsten Maximilians I.
von Bayern (1638) ausführlicher hervorgehoben werden sollen. Neben der
Geschichte verschiedener Marienfeste alter und neuer Zeit finden sich beson-
ders Marienlieder von Ambrosius Sedulius Venantius, dann von Roswitha,
das Melker Marienlied, das Marienleich Walther's von der Vogelweide,
drei Gedichte von P. Balde S. J. und endlich neue deutsche Kirchenlieder an-

geführt; auch werden die berühmten Bilder Nikopoi in Konstantinopel, Maria-Schnee in Rom und die verschiedenen Stadien des Marientypus von Raffael und anderen Künstlern geschildert, wobei freilich dem Natürlichen in der Kunst nicht zu viel auf Kosten der Andacht eingeräumt werden darf. — Die Sprache des Büchleins ist durchwegs edel, oft schwungvoll in kurzen Ausdrücken, angemessen dem hohen Gegenstände und zugleich dem engen Raume.

Vinz, Freinberg, 1905.

P. Georg Kolb S. J.

14. Marianisches Salzburg. Denkwürdigkeiten der Marienverehrung im Erzbistum Salzburg. Zusammengestellt von P. Gregor Keitlechner, Benediktiner-Ordenspriester von St. Peter in Salzburg. Mit Lichtdruckbildern im Texte. Mit Approbation des fürstbischöflichen Ordinariates Brixen und Genehmigung der Ordensobern. Innsbruck. Druck und Verlag der Kinderfreund-Anstalt Innrain Nr. 29. 1904.

Dieses nette Büchlein erschien aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums der Verkündigung des Glaubensjages von der unbefleckten Empfängnis der allerheiligsten Jungfrau Maria. Es will die verhältnismäßig vielen Marienwallfahrten, Gnadenbilder und sonstigen Mariendenkmäler zur allgemeinen Kenntnis bringen und zugleich zum eifrigen Besuche der Marianischen Gnadenstätte des Salzburger Landes anspornen. „Die öftere Nachfrage nach einem speziellen Wallfahrtsbüchlein so manchen Marien-Heiligtums soll durch diese übersichtliche Schilderung der Muttergottes-Denkmäler wenigstens in etwas befriedigt werden. Um Weitläufigkeiten und Wiederholungen zu vermeiden, ist an vielen Stellen auf das vom Verfasser 1901 herausgegebene „Patrozinienbuch“, Salzburg, Druck und Verlag Anton Pustet, hingewiesen.“ Vorrede. Vorausgeschickt wird etwas „zur Geschichte der Marienverehrung in Salzburg“ von Domchorvikar Christian Greinz bis S. 16, dann beginnt die diesbezügliche Beschreibung des Stadt-Dekanates Salzburg, welche des Interessanten in Hülle und Fülle bringt und zwar über den Dom, die Stiftskirche von St. Peter, die Universitäts- und Kollegienkirche, welche speziell der unbefleckten Empfängnis Mariä geweiht ist, dann über die Liebfrauen- oder Franziskanerkirche u. s. w. S. 68 beginnt das Dekanat Bergheim und da begegnet uns sogleich die weitbekannte Wallfahrtskirche Maria Plain nächst Salzburg, S. 78 Maria Großmain bei Reichenhall, S. 80 Dekanat St. Georgen bei Oberndorf, S. 87 Reisinger, S. 91 Thalgaun, S. 92 Hallein mit Dürnbach, S. 101 Altenmarkt, S. 104 Werfenweng, S. 107 St. Johann im Pongau, S. 110 Taxenbach, S. 114 Saalfelden mit der nahen Maria Alm, S. 119 Kirchental bei Lofer, S. 124 Stuhlfelden, S. 128 Tamsweg mit Maria Parr, S. 135 St. Johann in Tirol, S. 139 Ruffstein, S. 147 Brixen im Brixental, S. 149 Keit bei Matzenberg, S. 154 Zell am Ziller, S. 156 sind einige „Kollektaneen zum Marianischen Salzburg“, S. 160 „Alte Marienglocken der Erzdiözese“, S. 161 „Denkmünzen und Medaillen Unserer Lieben Frau“, S. 162 „Sonstige Marianische Kunstdenkmäler in Stadt Salzburg“ und S. 163 und 164 ist eine „Übersicht der Marianischen Bruderschaften in der Erzdiözese Salzburg“. Bis S. 170 reicht das „Register“ mit drei „Berichtigungen“. Vielsach stützt sich der Verfasser in Betreff der Kirchengebäude auf die leider noch nicht edierte Beschreibung alter Baudenkmale des Salzburgerischen von P. Anselm Ebner, Superior zu Maria Plain. Der Verfasser beschreibt die Altäre und Bildwerke. Beide werden mitunter auch in 13 feinen Einschaltbildern auf 7 Blättern vorgeführt; dazu kommt noch ein Titelbild der Unbefleckten, um welches sich 6 in der Kollegienkirche einst verehrte Kopien berühmter Gnadenbilder Mariä anreihen. Das handsame Büchlein in Kleinoktav ist also sehr schön und sachgemäß ausgestattet und wird Bauberständliche und Monographen, wie auch Laien, die für Kirchliches überhaupt oder

speziell für Marianisches Sinn und Interesse haben, sehr erfreuen. Besondere Berücksichtigung fanden die Bilder der Unbefleckten. Der Erforschung der kirchlichen Kunstgegenstände und der Andacht und Erbauung erweist der Verfasser die besten Dienste.

Steinerkirchen a. d. Traun, am Feste Mariä Schnee 1905.

P. Johannes Geistberger, geistl. Rat und Pfarrvikar, O. S. B.

15) Katholische Liturgik zum Unterrichtsgebrauche an den Mittelschulen. Von Adolf Kühn l. Zulässig erklärt vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, approbiert vom Ordinariat in Leitmeritz. Teplitz-Schönau. Selbstverlag. 1904. 8°. 120 S. u. 14 Tafeln. Geb. K 2.10 = M. 2.—.

Es ist nicht leicht, eine gute katholische Liturgik für Mittelschulen zu verfassen, denn hier hält es mehr als bei einem anderen Lehr- und Lernbuch schwer, der Anforderung: „Nicht zu viel und nicht zu wenig!“ gerecht zu werden, da für die Liturgik die Unterrichtszeit gewöhnlich sehr kurz bemessen, der Gegenstand aber außerordentlich umfangreich und vielgestaltet ist. Gute Einteilung, Uebersichtlichkeit, Kürze mit verhältnismäßiger Vollständigkeit, Genauigkeit, Vermeidung einer bloßen trockenen Aufzählung der Zeremonien und dergleichen sind hier besonders notwendige Eigenschaften. Diese müssen aber der vorliegenden Liturgik zuerkannt werden. Die Einteilung (heilige Orte, gottesdienstliche Erfordernisse, heilige Handlungen, heilige Zeiten) ist die bisher in diesen Schulbüchern eingehaltene und wohl auch richtige, weil zielführendste. Die Uebersichtlichkeit ist hergestellt durch gute Gliederung, viele Absätze, Hervorhebung der Schlagworte und Wechsel im Druck überhaupt. Von den für diesen Schülerkreis als notwendig und wichtig in Betracht kommenden Materien sind wenige vergessen worden, ja es ist selbst dem reinen Nützlichkeitsstandpunkte durch Einbeziehung einschlägiger dogmatischer Lehrsätze, durch Anweisungen für religiöse Betätigung, durch die 14 Illustrationstafeln und anderem Rechnung getragen. Das Buch behandelt auch Dinge, die anderwärts vielfach unbeachtet geblieben sind, als da sind einige grundlegende Ausführungen in der Einteilung, die Paragraphe über die kirchliche Hierarchie und die kirchlichen Baustile (in welcher letzterer Partie große Uebereinstimmung mit der Liturgik von Kempf, Paderborn, Schöningh herrscht), ferner die kurzen, aber treffenden Bemerkungen über den Kirchengesang. Manche Partien sprechen besonders an, z. B. die vom Rosenkranz, oder die über die lateinische Kirchensprache. Hervorgehoben zu werden verdient auch die Berücksichtigung österreichischer Verhältnisse, z. B. in Anführung österreichischer Landespatrone. Unrichtigkeiten von Belang sind dem Referenten nicht begegnet, vielmehr fand er Sinn und Bedeutung der liturgischen Symbolik durchwegs zutreffend angegeben, wenn auch die Auslegung manchmal etwas tiefer hätte gehen oder auf noch weitere Objekte unter Einschränkung anderer minder wichtiger Ausführungen sich hätte erstrecken können. Wohltuend ist der warme und praktische Zug, der durch das Ganze geht.

Nun noch einige Bemerkungen. Der Einteilung entsprechend, sollte das im § 52 den Friedhof als Ort betreffende im ersten Hauptstück als § 11 und die Salbung und Krönung des Königs nicht unter den Segnungen, sondern unter den Weihungen angeführt sein. Auch die Krönung des Papstes wäre besser nicht schon im § 43 vorabgenommen.

Der Abschnitt III sollte auf S. 4 die Ueberschrift: Von den heiligen Handlungen führen.

Eine consequent durchgeführte und eingehaltene Einteilung erleichtert auch das Nachschlagen. Im § 1 a) wäre die äußere Gottesverehrung nicht bloß als Bedürfnis der eigenen Natur, sondern auch als Naturpflicht des Menschen zu betonen, weil nach dem Naturgesetze der ganze Mensch

Gott verherrlichen soll. Bei den wichtigsten Gebetsformeln dürften auch die vier marianischen Antiphonen und das Te Deum erwähnt sein. S. 37 sollte es heißen: Das Gloria ist der erweiterte Lobgesang usw. Das Graduale wurde nicht von den Stufen des Altars, sondern des Ambo aus angestimmt. Die Erwähnung des Landesfürsten im Kanon ist nur ein Privileg für das Haus Habsburg und sollte als solches angedeutet sein. S. 43 vermisst man sehr die Erwähnung der sogenannten kleinen Erhebung von Aelch und Hostie zugleich mit den Worten: Per ipsum usw.; denn in ihr ist der Opfergedanke in erhabenster Weise zum Ausdruck gebracht, und ist viel wichtiger und älter als die sogenannte große bei der Wandlung, die erst im 11. Jahrhundert (wahrscheinlich gegen Berengar) eingeführt wurde. Die feierliche Profess im kanonischen Sinne (Ablegung der feierlichen Gelübde) darf nach Dekret von Pius IX. nicht unmittelbar nach vollendetem Noviziate, sondern erst drei Jahre darnach abgelegt werden. — S. 107 b) ist nur lokaler Natur und würde besser als Anmerkung gegeben. Uebrigens sollte das nicht allgemein kirchliche, wie z. B. die in manchen Ländern übliche Grablegungs- und Auferstehungsfeier immer als solches gekennzeichnet sein. Uebrigens tun diese Bemerkungen, sowie einige sich selbst korrigierende Druckfehler dem Werte des trefflichen Lehrbuches keinen Eintrag.

Sekau.

P. Maurus Wildauer O. S. B.

16 Religion und Kultur. Zeitgemäße Betrachtungen eines katholischen Theologen von Paul Warberg, Würzburg, Stahlische Verlagsanstalt, tgl. Hof- und Universitäts-Verlag. 88 Z. M. 1.50 = K 1.80.

Die Schrift behandelt lauter zeitgemäße Fragen und erörtert das allgemeine Verhältnis der Religion zur Kultur in folgenden Betrachtungen: Kulturziele, Gegensatz von Kultur und Religion, Einfluß der Religion auf die Kultur und Einfluß der Kultur auf die Religion, Fortschritt, Forschung, Tätigkeit, Bildung, Kulturfreundschaft, Individualismus und Charakter, Selbstständigkeit und Selbsterfahrung, Ringe und Richtungen, Freiheit, Grenzen der Freiheit, moderne Freiheit. Gebildeten Kreisen dürfte die Schrift von großem Interesse sein.

P. Gebhard Koppler O. S. B.

17 Glück und Segen der Beichte. In Erzählungen, Berichten und Selbstbekenntnissen. Dargestellt von Franz Althuber, regul. Chorherr von St. Florian. Vinz a T. Druck und Verlag des kathol. Presb.vereines. K —.70.

Ein kleines Schriftchen, aber ein gutes Schriftchen. Gerade in unserer sturmbewegten und vielfach religionsfeindlichen Zeit hat man es auch versucht, gegen die göttliche Institution der Beichte aufzutreten in einer wahrhaft infernalischen Weise. Es wurde die Beichte als eine schreckliche Folter dargestellt: doch das gerade Gegenteil ist wahr. Es ist die Beichte die beste Medizin fürs kranke Herz, ein wahrer Trost und Balsam und Friedenshort. Um das kurz und anschaulich zu beweisen, hat der Verfasser dieses Büchleins 24 wahrheitsgetreue Erzählungen vom Glück und Segen der heiligen Beichte gesammelt: gewiß vielen zum Troste und zur Aufmunterung. P. Gebhard Koppler O. S. B.

18 Die verborgene Perle im christlichen Krankendienste.

Von J. G. Eschenmoser, Spiritual. Augenbohl (Schwyz). Verlag „Para dies“. 8°. 134 S. Krf. 1.— = K 1.—.

Das Büchlein besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teile zeigt der Verfasser, was es großes um den Krankendienst sei, wenn er im christlichen Geiste

geliebt wird. Im zweiten Teile handelt er von der Ausübung des Krankendienstes. Wir glauben, es sei ein vortreffliches, sehr nützliches Buch, das uns da geboten wird und zwar nützlich für alle, die mit Krankendienst sich beschäftigen. Zunächst ist es für die barmherzigen Schwestern geschrieben, dann aber auch für alle, die Kranke zu pflegen haben. Es weht ein tief religiöser Geist in demselben, wahr und warm, man sieht aber auch, daß sein Verfasser ein Mann der Wissenschaft und praktischen Erfahrung ist. Mann es also den genannten Personen bestens empfohlen werden, so möchten wir noch speziell die Seelenführer bitten, das Büchlein besonders denen in die Hand zu geben, welche den Beruf, barmherzige Schwestern zu werden, zu haben glauben. Sie werden Aufklärung über denselben und eventuell Befestigung und Liebe zu ihm bekommen. Das tut heutzutage not. Je mehr die Spitäler sich erweitern und die Organisation der Krankenpflege wächst, desto mehr Schwestern werden benötigt: Schwestern, die Beruf haben, talentiert, brav und gesund sind. So könnte das angekündigte Büchlein auch dadurch gutes stiften, daß es Liebe zum Krankendienst verbreitet und barmherzige Schwestern macht.

Vinz.

Dr. M. Hiptmair.

- 19 **Die Hand an den Pflug, das Herz bei Gott.** Lehr- und Andachtsbuch für katholische Bauersleute. Von P. Philibert Seebödt O. Fr. M. Verlag Benziger & Comp. Einsiedeln. M. 1.60 = K 1.92 und höher.

Der Verfasser gibt den Landleuten ein Buch in die Hand, das in zweifacher Hinsicht sehr nützlich ist. Von großem Nutzen ist gewiß der erste Teil desselben, in dem recht schöne Lehren, Unterweisungen und Mahnungen über die Standespflichten geboten werden. Werden diese befolgt, so wird ein gutes Stück Weltverbesserung bewerkstelligt. Der zweite Teil bietet eine reiche Auswahl von Gebeten und Andachtsübungen, wie sie in der Kirche und zu Hause verrichtet werden können und dieser Teil macht das Buch zu einem nützlichen Gebetbuch. Gedanken und Sprache sind originell, verständlich und populär; das Format bequem, die Ausstattung sehr gut. Das Buch verdient also wirklich Empfehlung und große Verbreitung.

Vinz.

Dr. M. Hiptmair.

- 20 **Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst.** Von Dr. Phil. Walter Kothes. Mit 118 Text und 10 Einhaltsbildern. Köln a. Rh. Verlag und Druck Bachem. Gr. 8°. S. 160. M. 5.— = K 6.—.

Das ist einmal ein schönes Buch. Ausstattung, Druck und Bilderschmuck: alles ist schön, sehr schön. Aber auch lehrreich ist es in kunstgeschichtlicher Hinsicht. Es wird in Wort und Bild gezeigt, wie die Kunst von der Katakombenzeit bis auf unsere Tage die hehre Gottesmutter aufgefaßt und dargestellt habe, was die einzelnen Schulen in ihrer Blütezeit geleistet haben, angefangen von der Byzantinischen Periode, in Italien, Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Portugal, bis Overbeck, Führich, Ottenbach, Freiin von Ter u. s. f. Ein herrliches Kunstpanorama über einen

zwar einzigen aber ungemein vielgestaltigen Gegenstand! Wir zweifeln nicht, daß dieses Buch guten Erfolg haben werde.

Vinz.

Dr. M. Hiptmair.

21) **Conceptio immaculata in alten Darstellungen.** Von Msgr. Dr. Johann Graus, f. b. geistl. Rat, f. k. Konservator für Steiermark und Universitätsdozent. Separat-Abdruck aus dem Kirchenjourn. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria“ 1905. M. 1.20 = K 1.20.

Gerade recht zum Immaculata-Jubiläum kam diese wissenschaftliche Abhandlung heraus. Der Verfasser greift zurück in die altchristliche Zeit und führt die Denkmale der Kunst, insbesondere der Malerei als Beweise für das Dogma der unbesleckten Empfängnis in höchst interessanter und zugleich tief wissenschaftlicher Weise vor. Man könnte die durchaus gründliche Arbeit durch die 16 beige-schlossenen Bilder von der Immaculata einen aus Bildern geschöpften Beweis für das Dogma der unbesleckten Empfängnis Mariä nennen. Die Schrift steht gleich hoch an Wert und Interesse, besonders für jeden eifrigen Marienverehrer.

Neukirchen bei Lambach.

P. Gebhard Koppler O. S. B.

22) **Führt die Kinder zu Maria!** Ein Hauptmittel zur Erleichterung und Sicherung der christlichen Kindererziehung. Für Eltern, Seelsorger und Lehrpersonen. Von Martin Mühlbauer. Mit kirchlicher Approbation und Empfehlung. 1905. Verlagsanstalt v. G. J. Manz, Regensburg. VIII und 412 S. M. 3. — = K 3.60; geb. M. 4.50 = K 5.40.

Der schon bestens bekannte Verfasser¹ hat ein methodisches Hilfsbuch geschaffen für die spezielle Anleitung zur Marienverehrung.

Im grundlegenden ersten Teil sind die Beweggründe und die besonderen Erziehungsmittel, ja selbst ein förmlicher Plan für die Anleitung zur Marienverehrung erschöpfend ausgeführt und die reichen Früchte und Vorteile dieser Erziehungstätigkeit begeisternd dargestellt. Der praktische zweite Teil enthält eine Sammlung schöner, kurzer und brauchbarer Gebete zur Gottesmutter; dann eine Reihe Betrachtungen über die lauretanische Litanei, die besonders als eine anziehende Maiandacht sich verwenden lassen. Ferner Unterweisungen über die Tugenden Mariä, mit recht lebensvollen Anleitungen für die Erziehung zu den einzelnen Tugenden, wie sie der Jugendzeit entsprechen und am meisten not tun. Das ist die Glanzpartie des Buches; ist einfach eine praktische Tugendsschule überhaupt. Zuletzt kommen noch fromme Uebungen für alle Hauptfeste Mariä, mit jedesmaliger Erklärung des betreffenden Festgeheimnisses, geschichtlichen Mitteilungen und Gebeten.

Der Verfasser versteht es, seine Anweisungen möglichst anschaulich, klar und faßlich und überdies in sehr ansprechendem, warmen Ton zu geben und sie stets auf ein ganz bestimmtes, praktisches Ziel hinzulenken. Das Werk wird wieder ein trefflicher Ratgeber für Katecheten und Prediger,

¹) Durch ein asketisch-methodisches Werk über den Voratz: „Die praktischen Ziele der seelsorglichen Lehrtätigkeit“.

sowie für alle Erzieher sein. Es verdient die vollste Anerkennung und die wärmste Empfehlung und möge besonders als Primiz- und Brautgeschenk berücksichtigt werden.

Dr. Seb. Pleger.

23) **Das wunderbare Leben des sel. J. B. M. Vianney, Pfarrer von Ars.** Aus dem Französischen. Mit 32 Illustrationen. Brosch. 10 Pf. = 12 h. F. X. Le Roux & Co. Straßburg im Elsaß.

Die kurzgefaßte Biographie des seligen Pfarrers von Ars ist eine jener Propagandaschriften, welche sich zur Massenverbreitung unter das katholische Volk vorzüglich eignen, weil sie für alle Stände und für jedes Alter Passendes enthalten. Darum sei das nette Schriftchen bestens empfohlen, besonders für Vereine als Vereinsgabe.

Neukirchen b. Lambach.

P. Gebhard O. S. B.

24) **„Das Mikroskop“.** Von R. Handmann S. J. Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. XVIII. Band. Regensburg. Verlagsanstalt. M. 1.20 = K 1.44; geb. M. 1.70 = K 2.04.

Das Büchlein bringt auf 129 Seiten Text und in 52 Illustrationen alles, was dem Laien zur schnellen Orientierung über die Theorie und den Gebrauch des Mikroskopes notwendig ist.

Der Verfasser gibt uns zunächst eine kurze Darstellung des Auges, zeigt, wie die Größe des Bildes vom Sehwinkel abhängt und wie durch die Lupe der Sehwinkel für unser Auge vergrößert werden kann. Darauf folgt die Beschreibung der gebräuchlichen einfachen Lupen, der Stativlupe und des zusammengesetzten Mikroskopes mit allen Beigaben, welche moderne Optiker ihren Instrumenten hinzufügen: Objektivreolver, Beleuchtungsapparate, Kondensor und Irisblende, endlich werden uns Projektionsmikroskope, mikrophotographische Apparate und Polarisationsmikroskope vorgeführt. Der folgende Abschnitt zeigt uns, wie Schmetterlingschuppen und Kieselalgen zur Prüfung des Mikroskopes verwendet werden. In dem Kapitel „Beobachtung mittelst des Mikroskopes und Behandlung desselben“ macht uns der Verfasser bekannt mit dem Einstellen der Objekte und mit der Beobachtung durch das Instrument, mit den üblichen Zeichenapparaten, mit der Anwendung der Immersionsysteme, beruhigt uns darüber, daß unser Auge durch diese Arbeiten nicht zu leiden brauche, und gibt einige Winke über die Aufbewahrung des Mikroskopes.

Der Abschnitt: „In der Werkstätte eines Mikroskopikers“ ist naturgemäß etwas länger; wir erfahren darin das Notwendige über die Behandlung der Objektträger und Deckgläschen, die Anfertigung der Schnitte aus freier Hand und mittels des Mikrotomes, die Verwendung mancher Chemikalien zur Entfernung der Luftbläschen, der Stärke u., zur Färbung und Aufhellung der Objekte, endlich die Anfertigung der Dauerpräparate.

Der letzte Abschnitt schildert uns, wie die mikroskopische Untersuchung im praktischen Leben nützlich und notwendig sein kann. Wir werden angeleitet, auf diesem Wege Leinen-, Baumwoll- und Hanffaser, Seide und Tierwolle, tierisches und vegetabilisches Elfenbein zu unterscheiden, unsere

Nahrungs- und Genußmittel zu prüfen, erhalten kurze Belehrung über die Tätigkeit und Abwehr der Bakterien, über die Dienste, welche das Mikroskop der Justiz leisten kann, endlich über die Verwendung der Polarisation des Lichtes im Saccharimeter. Der Verfasser verspricht uns überdies, in einem folgenden Bändchen Ausführlicheres über die Erfolge mikroskopischer Untersuchung zu bringen.

Ein guter Index und einige Preisangaben verschiedener Instrumente machen das Büchlein noch brauchbarer.

Nur wenigcs haben wir an dem Büchlein auszusetzen. Einige Druckfehler wird der Leser ohne Mühe selber richtigstellen. Doch zu p. 35 und 36 möchten wir bemerken, daß die beiden Stützen am Objektische des Präpariernmikroskopes als Auflage der Hände während des Präparierens zu dienen haben.

Das Bändchen bietet dem Leser in recht klarer und angenehmer Form eine Fülle erwünschter Belehrung und kann jedem, welcher die Wunder des Mikroskopes schauen will, aber in seinen Studien auf sich selber angewiesen ist, bestens empfohlen werden.

Kremsmünster.

P. Leonh. Angerer.

25) Die Bekämpfung des Christentums durch den römischen Staat bis 363. Von Dr. A. Linienmayer, Vizelektorprofessor a. D. München, Lentnerische Hofbuchhandlung C. Stahl jun. 1905. 301 S. M. 5.80 = K 6.96.

Der im vorliegenden Buche behandelte Gegenstand hat schon eine reiche Literatur gezeitigt; dennoch kann dasselbe als eine bedeutsame Förderung der angeregten Fragen bezeichnet werden. Durchaus auf den Angaben der alten Quellen fußend, dabei die einschlägigen älteren und neueren Forschungen verwertend und besonnen deren Ergebnisse mit den Quellen nachrichten zu einem entsprechenden und lebensvollen Gesamtbilde einigend, erscheint die fleißige Arbeit um so aktiver, als die „Kulturkämpfe“ der Gegenwart ohnehin die besorgten Blicke vieler auf das Heldenzeitalter unserer Kirche hinfelen. Zur richtigen Beurteilung des Verhältnisses zwischen dem römischen Staat und dem vordringenden Christentum kam es dem Verfasser vor allem darauf an, den Motiven nachzuforschen, welche der wechselvollen religiösen Politik der Cäsaren zugrunde lagen, und die durchaus nicht immer nur aus Habsucht und Granjankheit entsprangen. Auch fehlte es auf Seite der Verfolgten keineswegs an Handlungen und Zuständen, die nach der Anschauungsweise der Zeit und der konkreten Rechtslage das Vorgehen des Staates in manchen Fällen milder beurteilen lassen, natürlich ohne den Ruhm der Glaubenshelden zu beeinträchtigen.

Doch sei bemerkt, daß von „höhnischen Bemerkungen“, mit denen nach unserem Autor S. 45 jener Christ, der zu Nikomedien das erste Verfolgungsedikt Diokletians herabriß, diese unkluge Tat begleitet haben soll, bei Euseb. 8, 5 doch wohl nichts steht. Mit Recht nimmt Verfasser die christlichen Märtyrer gegen den Vorwurf neuerer Historiker z. B. E. Gibbon in Schutz, als hätten ihrem Martirium unlautere Motive unterzulegen. Die bekannte, von Todwell angeregte Kontroverie über die

angeblich geringe Zahl der alten Blutzengen entscheidet Vinzenmayer im vermittelnden Sinne dahin, daß zwar nicht „von Millionen von Martyrern“ gesprochen werden könne, doch aber noch überaus große Zahlen bestehen bleiben. Unbegründete oder übertreibende Legenden führt Vinzenmayer auf ihren wahren Wert zurück, wie überhaupt besonnene Kritik zu den Vorzügen der Arbeit gehört. Nach Erörterung allgemeinerer Fragen stellt Verfasser die einzelnen Verfolgungen und ihre Opfer von Nero bis Julian in eingehender Untersuchung dar; durch Wiedergabe der von den Quellen berichteten rührenden Einzelheiten gewinnt das Bild Farbe und Leben.

Das Buch ist durchaus nicht bloß für Theologen von Fach bestimmt, wird vielmehr, obwohl ernst wissenschaftlich gehalten, alle Gebildeten, auch schon die studierende Jugend ansprechen und so, nach dem Wunsche des Verfassers, gewiß nicht wenig dazu beitragen, die Kenntnis der Feldzeit unserer wieder so heftig beschudeten Kirche in weitere Kreise einzuführen und dadurch die Verehrung und Liebe zu dieser makkabäischen Mutter zu vermehren.

Breslau.

Prof. Dr. A. König.

26; **Die f. u. f. Hofkapelle und die f. u. f. geistliche Hofkapelle.** Von dem f. u. f. Hofprediger und o. ö. Universitäts-Professor P. Göstlin Wolfsgruber. Mit 11 Tafeln und 34 Abbildungen im Texte. Wien, 1905. Verlag von Mayer & Komp. K 24. — = M. 20. , geb. K 28. — = M. 24. —.

„Die Hofburgkapelle in Wien ist ein großes Heiligtum, eine der ehrwürdigsten Stätten der Welt. . . An dieser Stelle hat der Ahnherr unseres Kaiserhauses, Rudolf von Habsburg, gebetet, Kaiser Friedrich IV. hat den jetzigen vornehmen Bau ausgeführt.“ (Vorwort.) Es ist ein im Grundrisse ganz einfacher Längsbau der ausgebildeten Gotik, dessen Längsseiten jedoch durch anstoßende Trakte der Hofburg bedeckt sind, so daß nur der dreiseitige Vorstoß (aus dem Achteck) in einem Hofe in seiner ursprünglichen Schönheit frei zu sehen ist. Die Strebepfeiler sind durch Blenden und ein paar Figurennischen belebt und schließen mit Giebeln und je einer Nische. Die Fensterbogen sind mit einem Gesimse überdacht, auf welchem Steigblätter und eine Kreuzblume sprossen. Das Maßwerk gehört der strengen Gotik an, indem es aus Dreipässen und Drei- und Vierblättern gebildet ist. Das Kraggesims, welches sich unter den Fenstern und um die Strebepfeiler hinzieht, ist sogar mit Kleeblattzacken geziert, wie sie sonst unter dem Dachgesimse an reicheren Bauten zu treffen sind; der Fries zwischen den beiden oberen Gesimsen ist jedoch glatt. Das Innere ist hübsch geziert durch die Figuren der Nothelfer, welche an den Wanddiensten auf Konsolen und unter gotischen Baldachinen stehen. Wie die Altaraufsätze, Kanzel und Oratorien im Laufe der Zeit nach dem jeweils herrschenden Geschmack wechselten, wird in dem in Rede stehenden Werke in Wort und Bild gezeigt, selbst gegen hundert Jahre alte Neugotik bekommt man da zu sehen. „Desgleichen wird oft gehandelt von Paramenten, heiligen Gefäßen und sonstigen Geräten, und mitgeteilt, wann solche an andere Kirchen und Kapellen abgegeben wurden. Wir erfahren, welche Künstler kirchliche Objekte geliefert haben und welche geschenkt wurden, und von wem dies geschehen sei, wann die Hofkapelle wieder getüncht oder gefärbelt worden sei, wann irgend welche Veränderungen in ihr vorgenommen worden seien, wann Kanzel und Orgel verjetzt und neu gemacht worden sind. Man staunt,

wie vielfältige Gottesdienste darin gehalten worden sind, feierliche Nenten und Bepern, Abvents- und Fastenandachten mit Predigten, Stundengebete vor ausgefaktem Allerheiligsten, abgesehen von den vielen stillen heiligen Messen und den täglichen Rosenkränzen. Dazu kommen viele außerordentliche Gottesdienste infolge freudiger oder trauriger Ereignisse bei Hof und im Reiche oder auch bei Privaten; es wurde auch manche Primiz und Sekundiz hier gehalten. Während ist es, von der Andacht zu lesen, die früher auch in den höchsten Kreisen herrschte, wie man da z. B. zur Krankenvisitur auch die wichtigsten Reliquien aus der Schatzkammer brachte und auf den Zimmeraltar stellte oder wie man in der Burg in den verschiedenen Kapellen Charwochengräber errichtet und dazu auch noch in der Stadt deren 30 und mehr besucht hat. Großartig war dann ehemals das Castrum doloris, welches bei Trauerfeierlichkeiten errichtet wurde. Der Wellenschlag der Zeit setzte sich indes auch in die Hofkapelle hinein fort, in der sogenannten Aufklärungszeit, wie die Silberablieferungen während der Franzosenkriege auch die Hofkapelle und deren Schatzkammer trafen: freilich wurden hier alsbald wieder mehr und mehr silberne Kelche und Leuchter usw. beschafft.

In der k. u. k. Burg befindet sich außer der Hofkapelle auch noch eine spezielle Hauskapelle der kaiserlichen Familie und besaßen überdies andere hohe Herrschaften, die in der Burg wohnten, oft wieder ihre eigenen Hauskapellen, die mitunter auch bestiftet wurden. Wir erfahren auch öfters etwas über Gottesdienste, die in der Schloßkapelle zu Schönbrunn, Lagenburg und anderen Orten gehalten wurden.

Das alles erfordert eine köpfige „k. u. k. geistliche Hofkapelle“, von welcher dieses Buch laut Titel gleichfalls handelt. Wir lernen darin alle Hof- und Burgpfarrer, deren Vikare, die Zeremoniäre, Ehrensynodale, Hofkapläne, Hofprediger, Rosenkranzpatres, Beichtväter, Erzieher und Schloßkapläne, Ehren- oder Titular-Hofkapläne kennen, wie auch die vielen Kompetenten um solche und ähnliche Titel und wirkliche Posten. Es werden auch angeführt die Hofmusikskapellen, Kapellendiener und -Zungen und die Hofkapellenwäscherinnen und Adjunktinnen. Alles das erfahren wir aus den betreffenden Quellen, die der Verfasser häufig selbst sprechen läßt, so namentlich die Eingaben und Vorschläge des Hof- und Burgpfarrers und des Oberst-Hofmeisters über die Qualifikation der Kompetenten, wie auch des öftern längere Stellen aus den Predigten und Ansprachen mündlich mitgeteilt werden. Der Verfasser tritt bescheiden ganz zurück, erlaubt sich gar keine Abschweifungen und Reflexionen, sondern arbeitet rein quellenmäßig. In dieser Beschränkung zeigt sich eben der Meister und diese ist es, welche den Wert des Buches ungemein erhöht. Nur als die große Kaiserin Maria Theresia dem Zeremoniär die Interessen von 800 fl. des Theobaldischen Stiftungskapitals „zu ewigen Zeiten“ als eine mildeste Beihilf überwies, konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese „ewigen Zeiten“ nur 20 Jahre dauerten, indem Josef II. auch dieses beneficium simplex zum Religionsfond einzog.

Trotz der strengsten Quellenmäßigkeit ist keine ermüdende Monotonie zu befürchten, schon aus dem Grunde, weil zumeist chronologisch vorgegangen wird und somit die behandelten Gegenstände beständig wechseln. Bald ist eine Taufe, bald eine Kopulation, dann eine Bischofsweihe oder Barettierung, hernach wieder eine Leichenfeier beschrieben, inzwischen kommen wieder die Gesuche und Befürwortungen oder auch Abtrationen wegen erledigter Stellen. Berührt schon diese Mannigfaltigkeit der vorgebrachten Gegenstände recht angenehm, so wird die Aufmerksamkeit auf das Höchste gespannt, als öfters besonders berühmte Männer einem da begegnen, wie Frint, Milde, Rauscher, Rudigier, Fesler, Zwerger, Schweg u. a. Mit größtem Interesse liest man ihre Qualifikation und verfolgt man ihr Fortschreiten von Stufe zu Stufe. Beinebens erfährt man auch öfters etwas über Rechts

und Rangstreitigkeiten, über Professoren der Universität, über das Pazonäum und insbesondere über das höhere Weltpriester-Bildungsinstitut bei St. Augustin: desgleichen werden auch viele Hoffterlichkeiten erwähnt, die in der Augustiner Hofkirche oder im hohen Dom zu St. Stefan abgehalten wurden. Ohne Ermüdung durchliest man daher die 576 Seiten des Großoktavbandes. Im „Anhang“ folgen A. Stiftbriefe bis S. 588, B. Ablassbriefe bis S. 595, C. Päpstliche Indulgenzen für die Majestät des Kaisers bis S. 603, D. Personale der geistlichen Hofkapelle bis S. 626, E. Alphabetisches Namensverzeichnis der Personen der geistlichen Hofkapelle bis S. 638, endlich ist noch hinzugefügt das Facsimile von zwei Urkunden. Abbildungen von Siegeln und Altären, wie auch einige Porträte sind in den Text eingefügt. Der Preis ist K 24. , in Halblederband K 28.—. Die Ausstattung ist geziemend vornehm.

Steinerkirchen a. d. Traun, am 2. August 1905.

P. Joh. Geistberger, geistl. Rat und Pfarrvikar.

B) Neue Auflagen.

1. **Die höhere Bibelfritik.** Studie über die moderne rationalistische Behandlung der Heiligen Schrift von P. Hildebrand Höpfl O. S. B., Professor der Exegese am Collegium Anselmianum (Rom). Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, Mit Approbation der Ordensoberen. Paderborn 1905. Ferd. Schöningh. M. 3.60 = K 4.32.

Hatte die im Jahre 1901 erschienene 1. Auflage des unter angeführtem Titel bekannten Werkes eine wirklich „allgemein wohlwollende“ freundliche Aufnahme gefunden, so muß dies im erhöhten Maße gewiß von der vorliegenden 2. Auflage gelten. Denn hier findet der Leser die neueste einschlägige Literatur zum großen Teile verwertet, einzelne wichtige Punkte teils erweitert, teils (der Klarheit wegen) treffend umgeändert. Den lobenswerten Zweck dieser schönen Arbeit bezeichnet der verehrte Herr Verfasser im Vorworte zur 1. und 2. Auflage dahin, einen kurzen, aber doch umfassenden Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der sog. höheren Bibelfritik zu geben, eine kurzgefaßte Orientierung für solche Kreise, welche sich mit den hier besprochenen Fragen nicht ex professo beschäftigen können. Dies tut nun Herr Verfasser in drei Abschnitten so, daß er im I. Abschn. (S. 1—47) in fünf Unterabteilungen die neuen und unerhörten Resultate übersichtlich zusammenstellt, zu denen die moderne Bibelfritik bisher geführt hat; im II. Abschn. (S. 48—134) in vier Unterabteilungen einige Prinzipien zur objektiv sicheren Beurteilung der alttestamentlichen Bücher und der israelitischen Geschichte darlegt, sowie einige Anhaltspunkte zur richtigen Würdigung der modernen kritischen Resultate bietet; im III. Abschn. sodann (S. 135—152) den Standpunkt näher beleuchtet, den der katholische und jeder wahrheitsgetreue Erklärer des Alten Testaments einzunehmen hat, um einen richtigen Einblick in die Geschichte des Alten Testaments zu gewinnen. Die modernen kritischen Exegeten betrachten nämlich das Alte Testament für sich allein ohne Christus, d. i. ohne das menschengewordene Wort Gottes, also ohne jenes Licht, in welchem allein der tiefere Sinn des alttestamentlichen Offenbarungsbuches sich erschließt.

Jeder vom Herrn Verfasser angeführte und ausgesprochene Satz hat seine diesbezügliche Bedeutung; namentlich wichtig ist das auf S. 17, 20, 37, 48 Gesagte; sehr gut die Bemerkung S. 30; das Zitat S. 53 aus dem Kommentar des Fr. Delissch paßt gut. Die „israelitische Geschichte“ (wohl: 2) ist S. 69 ff. recht schön und gut dargestellt; S. 101 ff. sehr schön und

gründlich. Die Erörterung (S. 96) betreffs des etwas knappen Sages in der 1. Auflage („mythologische Elemente“ wird freudig begrüßt. Beachtenswert sind die Worte S. 133 f.: „Wenn wir aber prinzipiell gegen die höhere Kritik sind, so wollen wir doch nicht leugnen, daß sie auch manches Gute für sich hat. Und wäre es nur das eine, daß sie eine mächtige Anregung zum eifrigen Studium der heiligen Schrift gegeben hat, so wäre dies schon ein großer Vorteil. Aber außerdem u. s. w.“

Die Ausstattung des Werkes ist recht gefällig; Druckversehen unbedeutend: S. 2 wohl „der“ Reform; S. 101 beim hebr. W. „n“ statt d. — Die mit außerordentlicher Belesenheit beigebrachten Belegstellen und die reiche Literaturbenützung verleihen dem Buche einen besonderen Wert. Daher wünscht Rezensent aus ganzem Herzen, es möge dieses schöne Handbuch in seiner neuen Gestalt als ein leicht faßlicher Nachweis der göttlichen Offenbarung bei allen Freunden der heiligen Schrift das wärmste Interesse finden und zur Verteidigung der altbewährten Tradition bezüglich der heiligen Bücher recht viel beitragen!

Prag.

Leo Schneedorfer.

- 2) **Cultus SS. Cordis Jesu et Purissimi Cordis B. V. Mariae**, sacerdotibus praecipue et theologiae studiosis propositus. Scripsit Hermannus J. Nise S. J. Editio tertia emendata et multum aucta. (Friburgi, Sumptibus Herder 1905.)
Preis M. 2 = K 240.

Wie in den früheren zwei Auflagen ist auch in dieser über die Geschichte, die Natur und den Zweck der Andacht zum göttlichen Herzen Jesu in 5 Kapiteln das Wichtigste zusammengetragen, wie es zum Verständnis und zur Förderung derselben dienen kann. Namentlich werden Priester und Priester-Kandidaten nebst einer gründlichen Kenntnis eine große Hochschätzung und Liebe zum Herzen unseres Erlösers schöpfen. Die Anfügung der Erlässe der Päpste und der Riten-Kongregation bis auf die Gegenwart, die Aussprüche der Kirchenväter und anderer Verehrer des göttlichen Herzens, sowie die schöne Erörterung des Zieles und der Früchte machen das Werk für Vorträge noch mehr verwendbar. Im 6. Kapitel wird auf ähnliche Weise die Verehrung des reinsten Herzens Mariä besprochen, aber leider verhältnismäßig zu kurz. Der § 2 dieses Kapitels stellt uns das innige Verhältnis der hochheiligen Herzen gemäß P. Galliset dar; der 3. Artikel desselben Kapitels zeigt uns das Ziel und die Früchte größtenteils mit den eigenen Worten Pius X. in seinem Rundschreiben vom 2. Februar 1904. Der Anfang bringt das Rundschreiben Leo XIII. vom 25. Mai 1899, desgleichen die Verordnungen über Bruderschaftserrichtung und Gebetsapostolat, das Schreiben der Riten-Kongregation vom 21. Juli 1899 und das Weibeformular für das Herz Jesu-Scapulier.

Vinz, Freinberg, Oktober 1905.

P. Georg Kolb S. J.

3. **Herders Konversations-Lexikon**. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 160 Hefte zu 50 Pf. = K — 60 oder 8 Bände geb. in Halbfranz zu je M 12.50 = K 15. . Monatlich erscheinen zwei bis drei Hefte. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Seeben ist vollständig geworden:

Vierter Band 61. — 80. Heft: H bis Kombattanten. VIII Seiten und 1792 Spalten Text mit rund 450 Bildern, dazu 48 zum Teil farbigen Beilagen: 11 Karten, 23 Tafeln und 14 Textbeilagen mit zusammen 370 Bildern. Geb. in Original-Halbfranzband M. 12.50 = K 15. —.

Mit dem vorliegenden Bande ist dieses auf acht Bände berechnete Konversations-Lexikon mittleren Umfangs zur Hälfte vollendet. Was wir bereits bei früheren Besprechungen hervorheben konnten, gilt auch von dem vierten Bande: die durch die Raumbeschränkung gebotene Knappheit des Stiles und der Fassung stört nirgends, beeinträchtigt insbesondere nicht die Vollständigkeit des Inhaltes. Was durch die Kürze an Raum gewonnen wurde, ist ausgenützt durch eine außergewöhnliche Fülle von sorgfältig ausgewählten und deutlich ausgeführten Textbildern (rund 450 im IV. Bd.), durch eine große Anzahl von Stichwörtern, die sich in andern Lexika nicht finden. Auch in diesem Bande können die biographisch-kritischen Artikel aus allen Gebieten als hervorragend nach Inhalt und Form bezeichnet werden. Zu der knappen, jedoch erschöpfenden und genauen Darstellung gesellt sich eine ruhige Objektivität in der Charakterisierung, der Katholiken wie Nichtkatholiken wohl in den meisten Fällen beipflichten können. Namentlich bei Artikeln wie: Ignatius, Jesuiten, Index, Inquisition, Investiturstreit, Irrtum, Hugenotten, Hus, Islam, Juden u. a. wird die Unbefangtheit des Urteils auch den Andersdenkenden angenehm berühren. Das gleiche gilt von den größeren geschichtlichen Artikeln, besonders von solchen, die ebenso wie die Artikel über Kunst, Sprache und Literatur die einfasslicheren geographischen Ausführungen aufs glücklichste ergänzen. Peinlich genau gearbeitet sind die Ortsartikel; so z. B. verraten besonders die Artikel Jerusalem und Kairo eine durchaus sach- und ortskundige Feder. Stellenweise stößt man auf geradezu überraschende, bis ins einzelne gehende Angaben. Nicht nur, daß man diese hier überhaupt nicht vermutet hätte, es überrascht auch das Neue, das „Aktuelle“. Ungemein reichhaltig ist die Zahl der volkswirtschaftlichen Artikel. Da finden wir Auskunft über Haftpflicht und Haftpflichtversicherung, das weite Gebiet des Handels in seinen mannigfachen Verzweigungen, über Handlung, Handwerk, Hausindustrie, Heimatsstätten-gesetze, Hilfskassen, Höferecht, Hypothek, Industrie, Inhaberpapiere, Innungen, Interessengemeinschaft (wir haben dieses Stichwort vergebens in andern Nachschlagewerken gesucht), Juristische Person, Kathedersozialismus, Kaufmann zc. Nicht minder glücklich sind, in Wort und Bild, die übrigen Wissenszweige, besonders das kulturgeschichtliche, naturwissenschaftliche und technische Gebiet, vertreten.

Fassen wir die Vorzüge des Herderschen Konversations-Lexikons, wie sie auch in dem vorliegenden Bande zutage treten, zusammen: knappe Darstellung, peinliche Genauigkeit der Angaben, Sachlichkeit und Objektivität, Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit, ein passend gewählter, reicher Bilder Schmuck, vornehme Ausstattung und mäßiger Preis, so erhellt daraus, daß der neue „Herder“ auf allen Gebieten des Lebens und Wissens den weitesten Kreisen eine ebenso fundige wie zuverlässige Führung bietet.

C) Ausländische Literatur.

Ueber die französische Literatur im Jahre 1905.

XLV.

Olivier Lefranc T. O. P. La Prière. (Das Gebet.) Paris, Lethielleux. 8°. 35 s. S.

Das größte Lob, das man diesem Buche spenden kann, sind nach einem Rezensionen die Worte Neumanns: „Man soll wissen, daß derjenige, welcher dieses Buch geschrieben, kniend (betend) es schrieb“, die auf den Verfasser angewendet werden. Nicht bloß eine angenehme, erbauliche, sondern

auch eine wahrhaft belehrende Lektüre wird da geboten. Der Verfasser ist reich an Gedanken, die originell und gut sind. Das Buch enthält: die Geschichte des Gebetes, — die verschiedenen Absichten und Zwecke beim Gebete, — Vorschriften und praktische Anweisungen zum Gebete, — Arten des Gebetes, — Muster des Gebetes, — Schule des Gebetes.

Turinaz (Msgr.). *Les femmes de l'Evangile et la femme selon l'Evangile.* (Die Frauen des Evangeliums und die Frau nach dem Evangelium.) Nancy, Dricton. 8°. 368 S.

Diese Schrift — wie übrigens alle Schriften des geistreichen Bischofes von Nancy — hat in Frankreich großes Aufsehen erregt. Msgr. Turinaz ist ein wahrer Apostel in Schrift und Wort. Er kennt seine Zeit und folgt ihr. Die Fortschritte, aber auch die Abirrungen kennt er und er bespricht dieselben mit hinreißender Beredsamkeit. Das ist bei der angekündigten Schrift, welche Konferenzreden für Damen enthält, der Fall. An den Frauen des Evangeliums schildert der Verfasser die Tugenden und Vorzüge der christlichen Frau, zugleich auch die Missethände, welche gegenwärtig bei der Frauenwelt oft vorkommen. Bischof Turinaz ist entschieden dafür, daß das Los des weiblichen Geschlechtes verbessert werde und gibt einige Andeutungen, wie das geschehen könnte. Aber ebenso entschieden tritt er gegen den sogenannten Feminismus auf. Er zeigt, wie derselbe der Ruin der Familie und der christlichen Gesellschaft sein würde. Aber auch die Ascese findet in diesen Konferenzreden vortreffliche Nahrung. Noch selten ist über die seligste Jungfrau, dem Ideal des Frauengeschlechtes, über die Jungfräulichkeit, über den Ordensstand mit solcher Begeisterung und Beredsamkeit gesprochen worden.

Unemère. *Les grandeurs de la maternité chrétienne.* (Eine Mutter. Die Erhabenheit der christlichen Mutterchaft.) Paris-Lille, Desoleé. 8°. 400 S.

Ein Buch, das von zwei Karдинаlen (Lyon et Autan) und vom heiligen Vater Pius X. selbst gelobt und empfohlen wird, darf wohl nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die Schrift zerfällt in zwei Theile. Im ersten wird gesprochen von der Mutterchaft der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, sodann von der Mutterchaft der heiligen Kirche, beide sind Vorbilder der christlichen Mutterchaft. Der zweite Theil durchgeht ausführlich das Leben der christlichen Mutter und zeigt, wie sie alle ihre Handlungen heiligen könne und solle. Die schönsten Stellen der heiligen Väter und Theologen werden zum Beweise, zur Erklärung und Aneiferung angeführt.

Der Verfasser verschweigt absichtlich seinen Namen: er sagt, er sei nur eine Biene, die von den verschiedenen Blumen Honig sammle.

Du Bourg (Prieur de Sainte Marie). *Saint Odon* (879 bis 942). (Der heilige Odo 879 — 942. Paris, Lecoffre. 8°. 214 S.)

Der große heilige Odo, der Gründer der weltberühmten Benediktiner Kongregation von Clugny, hat eine neue und gründliche Biographie wohl verdient. Diese bietet uns Don du Bourg, Prior des Klosters Sainte Marie. Als Odos fromme Mutter in der heiligen Nacht Weihnachten 878) wieder inbrünstig in der Kirche des heiligen Martin um Nachkommenchaft betete, erhielt sie innerlich die Versicherung, daß ihr inständiges Gebet und das ihres Gatten endlich erhört werde. Im folgenden Jahre ward sie Mutter und zwar Mutter des heiligen Odo. Odo zeichnete sich als Kind, als Knabe, als Jüngling durch Gehorsam, Fleiß, Frömmigkeit, Güte und Sanftmut aus. Nach langem Widerstreben seines Vaters erhielt er im 19. Altersjahre die tonsur und ein Kanonikat zu Tours. Durch das Lesen der Biographie des heiligen Benedikt wurde er bewogen, in dessen Orden einzutreten. Im Jahre 919 erhielt er das Ordenskleid.

Nach dem Tode des Abtes Benno ward er von den Bischöfen genötigt, die Leitung des Klosters zu übernehmen. Er führte die ursprüngliche Regel des heiligen Benedikt ein, erlaubte sich jedoch, den Verhältnissen entsprechend dieselbe zu mildern. Er sorgte wahrhaft väterlich für das leibliche Wohl seiner Untergebenen. Am 18. Oktober 942 starb der heilige Odo eines seligen Todes. Das Buch ist mit so viel Wärme und Begeisterung geschrieben, daß man gerne das Ganze Anderen mitteilen möchte.

Algérie — Sahara — Soudan. Vic, travaux, voyages de Msgr. Hacquard des Pères blancs (1860—91) d'après sa correspondance par l'abbé Marin. (Algier, Sahara, Sudan. Leben, Arbeiten, Reisen von Msgr. Hacquard von den weißen Vätern (1860 bis 91) nach seiner Korrespondenz durch den Abbé Marin.) Paris et Nancy, Berger-Levrant. 8°. XX, 646 S. Mit 213 Photographien. Karten und Plänen.

Bischof Hacquard hat mit apostolischem Eifer in Afrika gewirkt. Seine Briefe sind so erbaulich und lehrreich, so herzlich, voll der Gottes- und Nächstenliebe, daß ihre Veröffentlichung mehr als gerechtfertigt ist. Der Abbé Marin war ein intimer Freund des leider zu früh gestorbenen Bischofes, kannte genau dessen Verhältnisse. Er war somit wie berufen, dessen Korrespondenz herauszugeben und mit erklärenden Anmerkungen zu begleiten. Zuweilen gibt er nur Auszüge aus denselben, um Wiederholungen zu vermeiden. Meistens jedoch läßt er den Bischof selbst sprechen.

Bischof Hacquard stammte aus Lothringen. Mit 18 Jahren ging er nach Algier zum Erzbischof (später Kardinal) Lavigerie, welcher ihn unter die Weißen Väter aufnahm. Nach Absolvierung der Studien wurde er Professor am Seminar. Da er das Vertrauen des Kardinals in hohem Grade befaß, wurde ihm die Leitung der Anstalt übergeben. Es zog jedoch den edlen Mann, voll des heiligsten Zelelers, immer mehr zur eigentlichen Missionsstätigkeit. So durchzog er dann wiederholt unter unsäglichen Beschwerden, Entbehrungen, Gefahren die Provinz Algier, sodann die Sahara und den Sudan. Nur zwei und ein halbes Jahr konnte er als Missionsbischof wirken. Ein frühzeitiger Tod führte ihn in das Land der ewigen Belohnung. — Die schönen Photographien, Pläne und Karten sind zum Verständnis der Briefe sehr behilflich und zugleich eine wertvolle Ausschmückung des Werkes.

Bertrin (Georges). Histoire critique des événements de Lourdes. (Kritische Geschichte der Ereignisse von Lourdes.) Paris, Lecoffre. 8°. 550 S. Mit 20 Illustrationen. (Nur Frk. 4.50.)

Noch ein Werk über Lourdes, werden vielleicht einige denken! Ja, und zwar ein vortreffliches, ein neues, das heißt nicht alles, was das Buch enthält, ist neu, aber sehr vieles. Der Verfasser, G. Bertrin, Dr. phil., Professor am katholischen Institut (Universität) in Paris, hat in der Tat eine kritische Geschichte über alles, was sich in Lourdes zugetragen hat, geschrieben. Das Werk enthält drei Teile, die einander ergänzen, die Erscheinungen, die Heilungen und die Beweischriften. Im ersten Teile wird die Wirklichkeit der 16 Erscheinungen gegen alle Einwürfe verteidigt und bewiesen. Einen unumstößlichen Beweis dafür, daß die Erscheinungen der „Unbefleckten“ Himmelskönigin stattgefunden haben, gewähren auch die zahlreichen Heilungen, welche an der Gnadenstätte stattfanden. Seit dem Jahre 1882 befindet sich in Lourdes eine Kanzlei zur medizinischen Konstatierung der Vorfälle. Da werden die Zeugnisse der Ärzte, welche die Kranken mitbringen, geprüft, sowie auch die Kranken selbst vor dem Gebrauche der Quelle und nach demselben. Es wird genau untersucht, ob die Heilung eine vollständige oder eine teilweise sei. Längere Zeit hindurch wird von der Kanzlei von Zeit zu Zeit über das Befinden der Ge-

heilten Erkundigung eingezogen. Diese Kanzlei und ihre Schriften und Bücher stehen den Ärzten jeder Nation und jeder Konfession offen. Binnen 15 Jahren haben auch in der Tat 2712 Ärzte aus allen Ländern sich auf der Kanzlei eingefunden und ihre Untersuchungen gemacht. G. Vertrin beruft sich auch oft auf dieselben, als auf unanfechtbare Zeugen. Die Zahl der wunderbaren Heilungen, die als solche konstatiert wurden, beläuft sich vom Jahre 1858 bis 1904 auf 2662; die Zahl der nichtkonstatierten ist wohl ebenso groß.

Daß die Heilungen stattgefunden haben, ist unbestreitbar. Nun fragt es sich, wie dieselben zu Stande gekommen seien, auf natürliche oder übernatürliche Weise. Das führt uns zum dritten Teil des Werkes, zu den Beweischriften. Dieser Teil ist der wichtigste des ganzen Werkes und das Hauptverdienst des Verfassers. So gründlich sind noch nie alle Einwürfe widerlegt und die Wahrheit bewiesen worden. In Einzelnes können wir leider nicht eingehen. Wir wollen nur noch beifügen, daß die erste Auflage des Buches in wenigen Wochen vergriffen war (in vier Monaten erschienen sechs Auflagen), was bei den gegenwärtigen Verhältnissen Frankreichs gewiß ein großer Erfolg ist, und daß Papst Pius X. dem Verfasser ein Schreiben voll des Lobes zukommen ließ.

René Lemaire. *Le mariage civil. Etude historique et critique.* (Die Zivilehe. Historische und kritische Studie.) Paris, Maison de la Bonne Presse. 8°. 290 S.

Die Zivilehe ist eine so traurige, unglückliche Erfindung der Neuzeit, daß der Klage- und Jammerruf darüber nie oft genug und nie laut genug erhoben werden kann. Das tut der Verfasser dieser Schrift mit feuriger Verehrsamkeit. Er stützt sich bei seinen Auseinandersetzungen immer auf unleugbare historische Tatsachen und auf reiches statistisches Material. Welche traurigen Folgen die Zivilehe für die Sittlichkeit in und außer der Ehe, für das geordnete Familienleben, für die Kindererziehung, und in Folge dessen auch für den Staat habe, wird anschaulich gezeigt, ebenso wie die Zivilehe leicht zur Eheheideung führe.

Gay (Jules). *L'Italie méridionale et l'empire byzantin, depuis l'avènement de Basile I jusqu'à la prise de Bari par les Normands. 867—1071.* (Das südliche Italien und das byzantinische Kaiserreich, von der Thronbesteigung Basilius I. bis zur Einnahme von Bari durch die Normannen. 867—1071.) Paris, Fontemoing. 8°. XXVII, 686 S.

Durch dieses Werk will der Verfasser, M. J. Gay, zeigen, wie das südliche Italien unter Basil I. und Leo VI. unterworfen und verwaltet wurde, wie in der Folge die Herrschaft der Byzantinen abwechselnd bald sank, bald sich wieder erhob bis zur glorreichen Regierung Basilus I. Der Verfasser schildert sodann die Ursachen, warum nach dem Tode Basilus I. die Macht der Griechen immer mehr sank und die Normannen siegreich blieben.

Von besonderem Interesse und historischem Werte ist die Schilderung der byzantinischen Verwaltung ihrer Besitzungen in Süditalien während des zehnten Jahrhunderts, ferner die Nachrichten über die religiösen Zustände der griechischen Kirchen — diese standen unter Konstantinopel — und der römischen Kirchen, welche von Rom abhängig waren. Ebenso wichtig ist, was wir da über die Beziehungen zwischen dem griechischen und dem römischen Klerus, über die griechischen und lateinischen Klöster und Mönche erfahren.

Napoléon et sa famille, illustré de portraits, gravures, cartes et plans. (Napoleon und seine Familie, illustriert mit

Porträts, Stichen, Plänen und Karten.) Paris, Maison de la Bonne Presse. 4^o. 400 S.

Schon wieder Napoleon! Ja, und sogar ein von der guten Presse allgemein begrüßtes Werk. Es ist dies ein Unternehmen der Verlags- handlung de la bonne presse. Sie hat die Artikel, welche in ihrer Zeitschrift Les Contemporains der Familie Napoleons gewidmet waren, gesammelt und gibt sie nun als Prachtwerk heraus. Das Werk hat vor anderen ähnlichen Werken den Vorzug, daß es auch der Jugend in die Hände gegeben werden kann (wie in usum Delphini), in dem die verschiedenen Verfasser der Artikel zwar unparteiisch und wahrheitsgetreu erzählen, aber alles An- stößige unterdrücken. Das Werk beginnt mit der Mutter Napoleons (Ma- dam Mère) und schließt ab mit dem unglücklichen Sohne Napoleons III., der bekanntlich in Afrika ein so trauriges Ende fand. Bei der Begeisterung, welche die Franzosen immer noch für Napoleon und für alles, was sich auf ihn bezieht, haben, wird der Absatz dem schönen Werke nicht fehlen.

L. de Lanzac de Laboire. Paris sous Napoléon. Con- sultat provisoire et Consulat à temps. (Paris unter Napoleon. Provisorisches Konsulat und zeitweiliges Konsulat.) Paris, Plon et Nourrit. 8^o. VII, 378 S.

L. de Lanzac de Laboire hat es unternommen, ein Bild, möglichst genau und vollständig, wie er sagt, von Paris zu bieten, wie es war beim ersten öffentlichen Auftreten Napoleons bis zu seinem Unter- gang. Das Werk ist auf drei Bände berechnet; der erste Band Paris unter Napoleon als Konsul bis 1802; der zweite Band Paris unter Napoleon als Kaiser 1802—1812; der dritte Band Paris unter Napoleon 1812—1815.

Der vorliegende Band ist somit als Einleitung zu betrachten. Der- selbe enthält unstreitig viel Neues und Interessantes. Die Schilderung des religiösen Lebens vor dem Konkordate verdient besondere Beachtung. Für den Staatsmann und Geschichtsforscher ist besonders interessant, zu beob- achten, mit welcher Klugheit und Vorsicht Napoleon alles tat und anord- nete, um zur Allgewalt, zur Kaiserwürde zu gelangen. Darstellung und Sprache lassen nichts zu wünschen übrig.

Coquelle (P.). Napoléon et l'Angleterre. 1803—1813. (Napoleon und England 1803—1813.) Paris, Plon et Nourrit. 8^o. IV, 295 S.

Selbst die bändereichen Geschichtswerke, welche über Napoleon er- schienen sind, enthalten wenig über das Verhältnis Napoleons zu England. Da die Franzosen hierin keine Erfolge aufzuweisen hatten, gehen sie gerne mit Stillschweigen darüber hinweg. Der diplomatische Verkehr, der von 1803—1813 zwischen Frankreich und England geführt wurde, ist aber dennoch von großer Wichtigkeit und trägt viel bei, das, was auf dem Fest- lande geschah, zu erklären. Der Verfasser dieser Schrift, P. Coquelle, hat daher durch seine gewissenhafte, gründliche Durchforschung der Archive von Paris und London in der That ein Stück ausgefüllt und kein Geschicht- schreiber darf seine Arbeit unbeachtet lassen.

Houssaye (Henri). La seconde abdication. La ter- reur blanche. (Die zweite Abdankung. Der weiße (blasse) Schrecken.) Paris. Perrin. 12^o. 602 S.

Der Sturz des noch vor kurzem allgewaltigen Herrschers Napoleon hat etwas so Tragisches an sich, daß er für die gefühlvollen Menschen immer eine große Anziehungskraft haben wird. Derselbe ist deshalb auch schon unzähligmal geschildert worden. Doch so in alle Einzelheiten ein- gehend, wie wir es in der angekündigten Schrift des H. Houssaye finden, ist es wohl noch nie geschehen. Ein anderer Vorzug dieses Buches besteht

darin, daß der Verfasser immer genau seine Quellen angibt, und daß diese Quellen wirklich Vertrauen einflößen. Das Buch beginnt mit der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba und endigt mit der Schilderung der Restauration durch die Bourbonen im Jahre 1815. Einige Rezensenten machen dem Verfasser den Vorwurf, daß er bei der Darstellung der Restauration nicht ganz unparteiisch sei, und zu sehr begeistert für seinen Helden Napoleon.

Matter (Paul). Bismarck et son temps. I vol. La préparation 1815—1862. (Bismarck und seine Zeit. 1. Band. Die Vorbereitung. 1815—1862.) Paris, Alcan. 8°. IV, 534 S.

Es ist immer interessant und oft auch lehrreich, Stimmen aus dem entgegengesetzten Lager zu hören. Herr Matter ist, das läßt sich nicht bestreiten, mit den preussischen Verhältnissen gut vertraut, das zeigt seine früher herausgegebene Geschichte: „Preußen und die Revolution vom Jahre 1848.“ Den ersten (vorliegenden) Band seines Werkes über Bismarck nennt der Verfasser selbst „Vorbereitung“. Es wird darin erzählt die Geschichte der Familie Bismarck seit dem Mittelalter, — ferner die erste Erziehung des späteren Kanzlers, dessen Aufenthalt an den Universitäten, seine kurze Verwendung in der Administration, dessen Veruche in der Landwirtschaft, — seine Verheirathung, seine reaktionäre Rolle im Jahre 1847, seine parlamentarische Tätigkeit im Jahre 1849, — ferner seine Opposition, daß der König von Preußen die ihm vom Frankfurter Reichstage angebotene Kaiserkrone annehme. Bald darauf folgte seine Ernennung als preussischer Abgeordneter beim Bundestag in Frankfurt. Damals schon zeigten sich seine Antipathien gegen Oesterreich. Während des Krimkrieges waren die Sympathien Bismarcks auf Seite Rußlands. Hernach machte er jedoch Vorschläge zu einem Einverständnis mit Frankreich, was er für die Hebung Preußens als Vorbedingung für notwendig hielt. Ferner erfahren wir, wie Bismarck als Gesandter in Rußland, Petersburg und Berlin zu nähern suchte. Darauf folgt dessen kurzer Aufenthalt in Paris, mit den Eindrücken, die er wohl von dort mitnahm. So reichhaltig auch das Buch an Tatsachen ist, so ist die Lektüre doch nicht ermüdend, dank der guten Ordnung und der lebendigen Darstellung.

Rousseau (H.). L'Education des nègres aux Etats unis. (Die Erziehung der Neger in den Vereinigten Staaten.) Paris, Alcan. 8°. XVI, 3960 S.

Die Negerfrage ist für die große Republik Nordamerikas ein wahres Sorgenkind. Es mag wohl teilweise eine gerechte Strafe sein für hundert jährige Mißhandlung der farbigen Bevölkerung; allein die Sklaverei mit ihren Ungerechtigkeiten ist nicht die einzige Ursache der jetzigen Schwierigkeiten. In den spanischen und portugiesischen Ansiedelungen waren ursprünglich die gleichen Verhältnisse, und dort findet sich die große Schwierigkeit nicht vor. Allerdings haben die Spanier und Portugiesen mit der Urbewölkerung durch Eheverbindung sich bald einigermaßen vermischt. Dadurch wurde ein Mittelstand gebildet, der gleichsam ein Bindemittel und eine Vermittlung zwischen den Ureinwohnern und den Eingewanderten bildete. Das war bei den englischen Ansiedelungen nie der Fall. Die beiden Rassen standen sich immer getrennt gegenüber. Auf diese Weise gibt es heute in den Vereinigten Staaten zehn Millionen Farbige, welche die gleichen Rechte haben wie die Weißen, und welche dennoch von diesen als niedrigere Menschen angesehen werden. Im Gasthaus, auf der Eisenbahn, in der Tramway, in der Schule, selbst in der Kirche, — nirgends will der Weiße sich zum Farbigen gesellen. Die Amerikaner, die ja überhaupt erfinderisch sind, haben schon die verschiedensten Mittel anempfohlen, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Der Verfasser dieser Schrift, Dr. R. Rousseau, ist mit vielen anderen

der Ansicht, daß durch Erziehung und Bildung der Abgrund allmählich überbrückt werden könnte. Er hofft das umso mehr, als die Farbigen im allgemeinen sehr bildungsfähig und mit den verschiedensten Talenten begabt sind. Alle diese Gedanken werden von dem Verfasser eingehend und gründlich besprochen, und er hat dadurch nicht wenig zur Lösung einer wichtigen und schwierigen sozialen Frage beigetragen.

Herriot (Edouard). *Madame Récamier et ses amis. D'après de nombreux documents inédits.* (Madame Récamier und ihre Freunde. Nach zahlreichen, unedirten Dokumenten.) Paris, Plon-Nourris. 2 Bände. 8°. LXXX, 364 und 424 S.

Madame Récamier hat eigentlich nie eine große Rolle gespielt; dennoch ist ihr Name in ganz Europa bekannt! Durch ihre Schönheit, ihr feines, edles Benehmen, ihre taktvollen, geistreichen Gespräche zog sie unwillkürlich alles an sich. Am Schlusse des sogenannten alten Régimes, zur Zeit der ersten Revolution, des Konsulats, des Kaisertums, zur Zeit der Restauration, der Julirevolution bis zur zweiten Republik (1828) war ihr Salon der Sammelpunkt für Prinzen, Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte, Künstler und Dichter, überhaupt für alles Hervorragende. Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde werden deshalb dem Verfasser für diese zwei Bände sehr dankbar sein, denn sie enthalten wirklich viel Interessantes, Neues über Persönlichkeiten ersten und zweiten Ranges. Das Werk zeugt von einem außerordentlich gewissenhaften Sammel Fleiß und von einer besonderen Gabe, Materialien günstig zu ordnen und zu verwerten.

Aurin (Eugène). *Le Maroc d'aujourd'hui.* (Das heutige Marokko.) Paris, Colin. 8°. VII. 500 S. Mit drei kolorierten Karten.

Diese Schrift erscheint gerade zur rechten Zeit, da jetzt über Marokko so viel gesprochen wird, und vielleicht noch längere Zeit. Das Werk wird von den französischen Rezensenten (so *Etudes*, 10 Juillet) sehr gelobt als ein gründliches, objektives. Herr Aurin hat sich längere Zeit in Fez aufgehalten und hatte alle Gelegenheit, Land und Leute, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Seine Arbeit ist um so verdienstvoller, als kaum ein Teil Afrikas so wenig bekannt ist als Marokko. Die historischen Nachrichten sind etwas dürftig; um so eingehender sind die Schilderungen der gegenwärtigen Zustände. Von besonderem Interesse sind die über Religion, Handel, Gewerbe, Verfassung.

Pinet (Jean). *Le préjugé des races.* (Das Vorurteil in bezug der Rassen.) Paris, Alcan. 8°. IV, 518 S.

Da erhalten wir wieder einmal ein sozialpolitisches, sehr interessantes Werk. Der Baron Carras de Baug sagt in seiner Rezension (*Polybiblion*, Juillet): Niemand werde es bedauern, dieses Werk gelesen zu haben; es biete (sagt er) so viel Belehrendes und so viel Stoff zum Nachdenken. Der Verfasser behauptet und sucht mit großem Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu beweisen, daß nichts, weder Farbe, noch Sprache, noch Körperbildung, noch Verschiedenheit des Kopfes usw. — einen hinreichenden Grund biete, einen wesentlichen Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen anzunehmen. Er widerlegt die bedeutendsten Gegner, Anthropologen, Physiologen, Philologen, welche ohne hinreichende Gründe die verschiedensten Hypothesen aufstellen. Der Verfasser schließt mit dem schönen Gedanken: Wenn alle Rassen eine Familie bilden, sollten alle einander achten, lieben und unterstützen.

Reinach (Salomon). *Histoire générale des arts plastiques.* (Allgemeine Geschichte der plastischen Künste.) Paris, Hachette. 8°. XV, 325 S. Mit mehr als 600 Illustrationen.

Der Rezensent in den *Etudes* (5. Avril 1905), J. Brooker, bewundert den Verfasser, der in so engem Rahmen eine gründliche allgemeine Geschichte

der plastischen Künste, verbunden mit einer reichen Bibliographie zu bieten imstande war. So etwas kann nur (sagt er), wer Stoff und Sprache voll kommen beherrscht! Im übrigen ist der Rezensent (ein Jesuit) mit manchen Ansichten des Verfassers (ein Jude?) nicht einverstanden; besonders wo das religiöse Element beteiligt ist.

Salzburg.

J. Räf, Prof.

Erlässe und Bestimmungen römischer Kongregationen.

Zusammengestellt von D. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

(Feierliche Profeß und Abstimmung im Kapitel.) Der Generalabt der Eublazenser in Italien frug bei der Congregatio Episcoporum et Regularium an, ob nach Anhörung der Meinung des Kapitels, welche zur feierlichen Gelübdeablegung notwendig ist, für den Fall, daß die feierliche Gelübdeablegung verschoben wird, eine zweite Abstimmung im Kapitel notwendig sei, und wenn „Ja“, nach welcher Zeit eine solche erforderlich?

Die Kongregation antwortete auf die erste Frage mit „Nein“, also eine neue Abstimmung sei nicht notwendig und erledigte dadurch auch die zweite. (S. c. Epp. et Reg. d. d. 18. Augusti 1905.)

(Requiemsmessen in Privatoratorien praesente cadavere.)

Der Bischof einer Diözese hatte zur Beseitigung von (drohenden) Mißständen verboten, daß künftig in Privatoratorien seiner Diözese „praesente cadavere“ Requiemsmessen gelesen würden. Das Verbot wurde dadurch zu umgehen versucht, daß man befreundete Bischöfe einlud und entweder diese oder ihre Kaplanne die Totenmesse zelebrieren ließ. Auf eine Anfrage des Bischofes, ob trotz seines generellen Verbotes andere Bischöfe von den ihnen zustehenden Privilegien Gebrauch machen und entweder selbst oder aber deren Kaplanne besagte Messen lesen könnten, antwortete die Ritenkongregation „**Attentis peculiaribus adiunctis in casu concurrentibus**“, „Negative“ ad utrumque. Die Acta S. Sedis fügen in einer Anmerkung bei, daß außer diesem Falle, wo ein Generalverbot von Seiten des Diözesanbischofes vorliegt, nicht Bischöfe und Weihbischöfe anderer Diözesen und deren Kaplanne, sondern auch allen Priestern erlaubt ist, die Requiemsmesse in Privatoratorien „praesente cadavere“ zu lesen, nach dem Generaldekret der Ritenkongregation vom 19. Mai 1896 (Nr. 3903, vom 12. Jan. 1897. In una Romana ad 3 (Nr. 3944) und vom 28. Mai 1897 In una Agennen. ad dub. 1^{um} (Nr. 3957).

Im Anschluß hieran geben wir nachstehend ein Dekret, welches, wenn der Ritus des Festes es erlaubt, gestattet, in allen Kirchen das Totenoffizium und die Requiemsmesse am 3., 7. und 30. zu halten. Aus Spanien hatte der Provinzial der Karmeliten eine diesbezügliche Anfrage gestellt. Die Ritenkongregation beantwortete seine Frage mit dem Hinweis auf das Dekret Nr. 3494. Ordin. Min. Convent. S. Francisci vom 30. Mai 1879 ad 1^{mo}. Das Dekret lautet: Ist es erlaubt, in den Kirchen der Regularen Requiemsmessen zu halten, nachdem die Anneralien in der Pfarrkirche stattgefunden haben, auch wenn die Exequialmesse in der Pfarrkirche nicht statt hat? (Postquam funeralia in ecclesia parochiali persoluta fuerunt, etiamsi

missa exequialis in ecclesia parochialis non celebretur? Die Antwort lautete: Ja, aber mit Beobachtung der Rubriken. (Affirmative, servatis tamen Rubricarum regulis.) Und als der Provinzial weiter frug, ob ein gleiches auch hinsichtlich der Jahrgedächtnisse gelte, antwortete die Konfregation mit Hinweis auf das Generaldekret Nr. 3753 vom 2. Dezember 1891 ebenfalls mit „Ja“. (S. Rit. Congreg. d. d. 21. Nov. 1901 und 24. Januar 1902.)

(Historische Bücher der heiligen Schrift.) Hinsichtlich des Wertes und der Beurteilung der historischen Bücher der heiligen Schrift hat die Bibelf Kommission ein Urteil gefällt, welches am 23. Juni 1905 die Bestätigung des heiligen Vaters gefunden hat. Es handelte sich um die Frage: Kann als Prinzip einer rechten Exegese die Ansicht zugelassen werden: Die historischen Bücher der heiligen Schrift erzählen, zuweilen entweder ganz oder teilweise nicht eine wahre Begebenheit, sondern tragen nur den Schein einer historischen Begebenheit an sich, um etwas anderes zu bezeichnen, das von dem Literalsinn oder der historischen Bedeutung der Worte verschieden ist. (Utrum admitti possit tamquam principium rectae exegeseos sententia quae tenet S. Scripturae libros, qui pro historicis habentur, sive totaliter sive ex parte, non historiam proprie dictam et obiective veram quandoque narrare, sed speciem tantum historiae prae se ferre ad aliquid significandum a proprie literali seu historica verborum significatione alienum?) Die Antwort lautete „Nein“, wenn nicht unzweifelhaft das Gegenteil feststehe, daß nämlich der Hagiograph keine wirkliche geschichtliche Begebenheit habe niederschreiben wollen, sondern nur eine Allegorie. Dieser Fall sei jedoch nicht leicht und nicht unbesonnen anzunehmen. Dabei müsse die Kirche nicht widersprechen und ihr Urteil heil dastehen. (Negative, excepto tamen casu non facile nec temere admittendo, in quo, Ecclesiae sensu non refragante eiusque salvo iudicio, solidis argumentis probetur Hagiographum voluisse non veram et proprie dictam historiam tradere, sed, sub specie et forma historiae, parabolam, allegoriam vel sensum aliquem a proprie literali seu historica verborum significatione remotum proponere.) Ex (Commissione Biblica d. d. 23. Junii 1905.

(Normen für den Nachdruck der neuen Choralbücher.) Die Konfregation hat sich veranlaßt gesehen, schon jetzt die Bedingungen bekannt zu geben, mit welchen die Erlaubnis zum Nachdruck der neuen Choralausgabe verknüpft ist. Da dieselben für weitere Kreise Interesse haben, fügen wir dieselben hier an.

I. Die Herausgeber oder Typographen aller Orte, welche die in der vatikanischen Ausgabe erhaltenen gregorianischen Melodien, sei es in gleichem Format, sei es im kleineren, sei es ganz, sei es teilweise, abdrucken wollen, haben sich hiefür die Erlaubnis des heiligen Stuhles zu verschaffen.

II. Von allen Herausgebern, welche diese päpstliche Erlaubnis erhalten haben, sind die folgenden Normen auf das sorgfältigste zu beobachten:

a) Die Form der Noten und der anderen Zeichen des gregorianischen

Gesanges muß die gleiche sein, welche die Alvordern eingesetzt haben und welche die vatikanische Ausgabe genau wiedergibt.

b) Nichts kann zumal geändert werden an der Ordnung, in welcher die Noten nach Maßgabe der verschiedenen Intervalle der Töne sich folgen.

c) Ebensovienig an der Art und Weise, in welcher die Noten nach den verschiedenen Neumenformen, wie man sagt, zusammengefaßt sind.

d) Vollständig muß auch der Zusammenhang der Textworte mit den Singnoten eingehalten werden und zwar so, daß eine jede Silbe der Note oder ihren Noten vollständig untergesetzt wird.

III. Ist die Ausgabe fertig und vollendet, so ist es jedem verboten, dieselbe in die Öffentlichkeit zu geben, oder bei den geistlichen Funktionen sich ihrer zu bedienen, wenn nicht durch eine Erklärung des Ordinarius feststeht, daß sie mit der typischen Vatikanausgabe vollständig übereinstimmt.

IV. Der Ordinarius aber wird eine solche Erklärung nicht abgeben, wenn nicht vorher im gregorianischen Gesange bewanderte Zensoren, nachdem sie eine sorgfältige Kollation veranstaltet haben, schriftlich, wobei ihr Gewissen belastet bleibt, erklären, daß die neue Ausgabe mit der vatikanischen voll und ganz übereinstimmt.

V. Denjenigen Teilen des liturgischen Offiziums, welche verschiedene Gesänge je nach Verschiedenheit des Tages oder des Festes zulassen, wie z. B. die Hymnen und das Ordinarium Missae, können Melodien angepaßt werden, welche in der typischen Ausgabe sich nicht finden. Diese müssen von der Ritenkongregation approbiert werden, unter Einhaltung der gesetzten Bedingungen, namentlich derjenigen, welche in „S. d.“ des „Motu proprio“ vom 25. April 1904 angegeben werden. Keineswegs werden aber dergleichen Verschiedenheiten in den Tönen oder Gesängen für andere Teile, wie z. B. bei den Antiphonen und Responsorien, sei es des Offiziums, sei es der Messe zugelassen.

VI. Wenn es sich aber um Officia propria irgend einer Kirche oder eines Ordens, welcher dem römischen Ritus folgt, handelt, oder um Offizien, welche ganz neu bewilligt worden, so sind deren gregorianischen Melodien, von erfahrenen Männern korrigiert oder verfaßt, ebenfalls der Approbation der Ritenkongregation zu unterbreiten. Nachdem diese Approbation gegeben, ist der Diözesanobere zu benachrichtigen, welcher, wie oben angegeben, die Übereinstimmung mit dem von der Ritenkongregation approbierten Original auf Ersuchen bestätigt.

VII. Es kann geduldet werden, daß der gregorianische Gesang in moderner Notenschrift herausgegeben wird, wofern nur gewissenhaft die Gefahr vermieden wird, daß die Reihenfolge der Noten und Neumen in irgend einer Weise geändert wird. Der Ordinarius wird also für diese Ausgaben seine Erlaubnis geben können, wenn ihm nach Art. IV und VI die treue Übereinstimmung mit der typischen Edition oder den approbierten Melodien feststeht.

VIII. Wenn immer ein Buch, welches den Choralgesang oder andere liturgische Melodien enthält, der Ritenkongregation zur Approbation eingesandt wird, so sind je drei Exemplare an dieselbe einzuschicken.

IX. Die gregorianische Melodie, für den liturgischen Gebrauch von der Ritenkongregation approbiert und empfohlen, gehört, wie auch der Text zum Patrimonium sacrum oder Schatz der römischen Kirche. Wenn daher ein neuer Text den Gläubigen von ihr empfohlen oder gegeben wird, so wird der zum Texte gehörige Gesang zugleich als so mit überlassen angesehen, daß kein Herausgeber oder Verfasser deshalb eine Klage anstrengen kann, daß der Apostolische Stuhl dieselben Melodien auf andere Kirchen ausgedehnt hat. S. Rit. Congr. d. d. 9. Aug. 1905.

(Bedingungen, unter denen fremde Priester in Rom wohnen dürfen.) Se. Heiligkeit Papst Pius X. hat in einem Schreiben an seinen Kardinalvikar folgende Bedingungen aufgestellt, unter welchen fremde Priester längeren Aufenthalt in Rom nehmen können.

1^o Jene Priester einer fremden Diözese, welche in Rom einen dauernden Aufenthalt zu nehmen wünschen, müssen zuerst an den Kardinalvikar ihr Bittgesuch deshalb einsenden. Dieses muß mit den erforderlichen Dokumenten und vor allem mit der ausdrücklichen Erlaubnis ihres Ordinarius begleitet sein, welcher auch sein Urteil über die Gründe, welche zur Motivierung der Erlaubnis angefügt werden, abzugeben hat. Wir behalten „Uns“ ausdrücklich die Fakultät vor, die erbetene Erlaubnis zu geben.

2^o Jene Priester einer fremden Diözese, welche nach Rom kommen, um dort eine Zeit lang zu weilen, müssen sich sofort beim Generalvikariat vorstellen und das „Discessit“ ihres Bischofes einreichen. In diesem muß ausdrücklich der Beweggrund ihrer Romreise angegeben werden, auch die Frist, mit welcher die Erlaubnis abläuft; diese Frist kann für die italienischen Diözesen drei, für die ausländischen sechs Monate nicht überschreiten. Wenn eine Verlängerung dieser Frist sich notwendig erweisen sollte, so muß der Ordinarius dieselbe direkt erbitten.

3^o Diese Priester müssen vom Kardinalvikar auch die Approbation der von ihnen in Rom gewählten Wohnung erhalten.

4^o Denjenigen, welche diesen Bestimmungen nicht gehorchen, wird die Zelebration der heiligen Messe in dieser ehrwürdigen Stadt durchaus verboten und sind hiervon die betreffenden Diözesanobern in Kenntnis zu setzen.

5^o Um der Gefahr zu begegnen, daß Priester, welche sich zeitweise in Rom aufhalten, dort ein Amt annehmen, welches einen dauernden Aufenthalt allda bedingt, wollen Wir, daß, so wie es für den römischen Klerus bestimmt ist, so auch Fremde nicht zu irgend einem Konkurse, noch zu einem Amte, Benefizium oder irgend einer anderen Beschäftigung ohne ausdrückliche Genehmigung des Generalvikariates zugelassen werden können.

6^o Fehlt diese Genehmigung, so sind für vollständig ungültig anzusehen: alle Zulassungen zu einem Konkurse, wie auch die Ernennungen für ein Benefizium, zu einem Amte oder zu irgend einer Beschäftigung.

7^o Diese Bestimmungen gelten in allen Fällen und für alle Personen, auch für diejenigen, welche sonst einer ganz besonderen Erwähnung bedürfen, ohne irgend eine Ausnahme.

8^o Was dann die Priester aus fremden Diözesen betrifft, welche gegenwärtig in Rom weilen, so werden Sie, Herr Kardinal, das Bleiben

allen denjenigen erlauben, welche ein Benefizium oder ein kirchliches Amt im eigentlichen Sinne (*propriamente detto*) haben, oder welche seit wenigstens zehn Jahren — die Studienjahre nicht mit eingerechnet — mit Erlaubnis ihres Ordinarius dort wohnen und niemals irgend welchen Anlaß zu Bemerkungen über ihre Führung gegeben haben. Die anderen müssen in ihre Diözesen zurückkehren oder anderswo unter Zustimmung ihres Bischofes sich eine Beschäftigung suchen.

In der Gewißheit, daß diese unsere Bestimmungen ganz genau befolgt werden, erteilen Wir n. s. w. Aus dem Vatikan, 6. August 1905. Pius PP. X.

(Translation und Kommemorationen.) Aus den Anfragen eines Redactor Calendarii teilen wir folgende mit, welche von allgemeiner Bedeutung zu sein scheinen.

1^o Ist der 28. Januar so der eigentliche Tag (*dies propria*) für das zu verlegende Fest des Namens Jesu, nach Dekret vom 6. September 1895, daß dieses Fest nicht auf den 19. Januar, welcher *dies infra Octavam*, z. B. des heiligen Hilarius, der Patron und Titular der Kirche ist, verlegt werden kann, wenn nämlich der 14. Januar, wie z. B. nächstes Jahr mit dem zweiten Sonntage nach Epiphanie zusammenfällt. Und wenn ja, ist dann der Kalender zu corrigieren? Die Antwort lautete: „Nein“.

2^o Ist das Fest Mariä Lichtmess, wenn es mit dem Sonntag Septuagesima zusammenfällt und der folgende Tag durch ein *festum duplex 1^o classis* besetzt ist (Patron oder Titular) auf den 4. Februar zu verlegen; oder ist es noch weiter zu transferieren auf den nächstfolgenden freien Tag? Die Antwort lautete „Ja“ für den ersten Teil der Anfrage, „Nein“ für den zweiten.

3^o Wenn das Herz Jesusfest auf den 29. Juni fällt, so ist es auf den 30. desselben Monates als seine *sedes propria* zu verlegen. Was hat in den Kirchen, welche dem heiligen Apostel Paulus geweiht sind, zu geschehen? Soll hier nach den Rubriken das Herz Jesusfest auf den nächstfolgenden freien Tag verlegt werden, oder vielmehr auf den Sonntag, damit es nicht weiter hinausgeschoben werde, und ist dann das Fest des kostbaren Blutes auf den nächsten Dienstag zu verlegen? Antwort: Das Herz Jesusfest möge auf den Sonntag unter Verlegung des Festes des kostbaren Blutes auf den Dienstag verlegt werden.

4^o Sind dort, wo die Pflicht den Chor zu halten besteht, aber die Messe nicht konform dem Offizium gesungen wird, in der Messe des auf den Sonntag verlegten Festes Kommemorationen zu machen und welche? Antwort: Das Dekret Nr. 3754 (2. Dez. 1891 ad II) soll beobachtet werden: d. h. eine einzige heilige Messe von dem vorg. Fest darf *more votivo* mit Gloria, einer einzigen Oratio, Credo und Evangelium Sancti Johannis am Schlusse gesungen werden. Wo aber keine Pflicht der Konventualmesse besteht, wird der Sonntag mit eigenem Oremus kommemoriert und sein Evangelium am Schlusse gebetet.

5^o Kann vom Titular oder Patron der Kirche, wenn sein Fest auf den Weissen oder Dreifaltigkeits-Sonntag fällt, seine Messe, zumal da wo

keine Verpflichtung zum Chorgebete besteht, gesungen werden? Antwort: „Nein“. (Vgl. Dekret Nr. 3754 ad III und Nr. 3924, d. d. 3. Julii 1896 ad V.)

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Franz Beringer S. J., Konfultor der heiligen Kongregation der Ablässe in Rom.

I. Mehrere Kongregationen des dritten Ordens in der gleichen Kirche. Aus Brasilien wurde jüngst berichtet, daß dort manchmal in verschiedenen Kapellen der nämlichen Kirche, ja selbst in der gleichen Kapelle einer und derselben Kirche mehrere Kongregationen des dritten Ordens des heiligen Franz von Assisi bestehen wegen der verschiedenen Rationalität der Mitglieder, so daß jede dieser Kongregationen ihre besonderen Versammlungen und ihren eigenen geistlichen Direktor hat. — Die heilige Ablasskongregation antwortete am 8. März 1905, es stehe nichts im Wege, daß die Tertiärer auch bei solcher Einrichtung der ihnen bewilligten Ablässe und Privilegien teilhaftig würden. *Acta Ord. Frat. Min.* 1905, 198.¹⁾

II. Die Franziskanerkorone von den sieben Freuden Mariä. Ein Breve vom 15. September 1905 sagt hierüber etwa folgendes: Der Gebrauch, die seligste Jungfrau Maria in ihren freudenreichen Geheimnissen durch eine besondere Korone von den sieben Freuden — die sie nämlich empfand bei der Verkündigung, Heimsuchung, Geburt Jesu, Anbetung der Weisen, Wiederauffindung ihres Sohnes, bei dessen Auferstehung und ihrer eigenen Aufnahme in den Himmel — zu verehren, ist schon seit lange in den Orden des heiligen Franz von Assisi üblich gewesen, und der Heilige Stuhl hat dafür den Brüdern und Schwestern dieser Orden einen vollkommenen Ablass bewilligt.²⁾ Da aber beim öffentlichen Beten dieser Korone in den Kirchen des Ordens auch die Gläubigen sich beteiligen, so hat der heilige Vater auch für alle jene, die an diesem öffentlichen Gebet in einer Kirche der drei Orden des heiligen Franziskus teilnehmen, den nämlichen Ablass verliehen, wie den Brüdern und Schwestern des Ordens selbst.

Außerdem können die Gläubigen nach Beicht und Kommunion vollkommenen Ablass gewinnen: 1. An jedem der Feste der sieben Freuden, wie auch an den Hauptfesten der Mutter Gottes oder an einem beliebigen Tage in der Oktav dieser Feste, wenn sie die Korone andächtig beten; 2. an einem beliebigen Tage jedes Monats, wenn sie an allen Samstagen des Jahres die Korone zu beten pflegen; 3. in der Todesstunde unter den

¹⁾ Vgl. „Die Ablässe“, 12. Aufl. S. 786 (11. A. S. 797). — ²⁾ Dieser vollkommene Ablass ist durch das Breve vom 7. September 1901 auch auf die weltlichen Tertiärer des heiligen Franz von Assisi ausgedehnt worden.

gewöhnlichen Bedingungen, wenn sie die Korone bei sich haben und während ihres Lebens häufig gebetet haben.

Ferner gewinnen sie 4. 300 Jahre Ablass, wenn sie an den anderen Mutter-Gottesfesten die nämliche Korone reumütigen Herzens beten; 5. 200 Jahre an den gebotenen Feiertagen; 6. 70 Jahre und 70 Quadragen, so oft sie die Korone an irgend einem anderen Tage beten.

Wenn endlich die Gläubigen die Korone der sieben Freuden bei sich haben und häufig beten, so können sie 7. 10 Jahre Ablass gewinnen, so oft sie irgend ein gutes Werk zur Ehre Gottes oder zum geistlichen oder leiblichen Nutzen des Nächsten ausüben, oder aber siebenmal das „Gegrüßet seist du“ sprechen zu Ehren der sieben Freuden Marias.

Alle diese Ablässe, mit Ausnahme desjenigen für die Todesstunde, können auch den Seelen des Jenseiters zugewendet werden.

Es muß jedoch bei allen angegebenen frommen Übungen eine eigene Korone der sieben Freuden Mariä gebraucht werden, welche vom General der Franziskaner nach der gewöhnlichen kirchlichen Form geweiht ist, oder von einem Welt- oder Ordenspriester, welcher von diesem die Vollmacht erhalten hat. Acta S. Sed. XXXVIII, 140.

Nach P. Mochegiani¹⁾ ist für die Mitglieder des Franziskanerordens der Gebrauch eines materiellen Rosenkranzes oder dessen Weiße nicht notwendig zur Gewinnung des früher verliehenen vollkommenen Ablasses: ebenso nicht für die Tertiärer, da in ihrem neuen Ablassverzeichnis diese Bedingung nicht vorkommt. Auch die Betrachtung der Geheimnisse ist nicht erforderlich, wenngleich das Einlegen derselben nach alter Ordenssitte sehr ratsam und bei der öffentlichen Abbetung üblich ist.²⁾

Um der allen Gläubigen jetzt verliehenen obigen Ablässe teilhaftig zu werden, ist der Gebrauch der besonderen geweihten Korone von den sieben Freuden Mariä vorgeschrieben. Dieselbe besteht aus sieben Gesetchen von je einem Vater unser und zehn Gegrüßet seist du Maria; am Schluß werden noch zwei Gegrüßet seist du beigelegt (im ganzen sind es also 72 Ave Maria zur Verehrung der Lebensjahre der Mutter Gottes und endlich ein Vater unser nebst Gegrüßet seist du für den Papst).

Bei den Franziskanern werden die sieben freudenvollen Geheimnisse in folgender Weise beim englischen Gruß (nach den Worten „deines Leibes Jesus“) eingeschaltet: 1. Den du, o unbefleckte Jungfrau, mit Freuden vom heiligen Geiste empfangen hast; 2. den du, o unbefleckte Jungfrau, mit Freuden zu Elisabeth getragen hast; 3. . . . mit Freuden geboren hast; 4. . . . mit Freuden den heiligen drei Königen zur Anbetung dargereicht hast; 5. . . . mit Freuden im Tempel wiedergefunden hast; 6. . . . mit Freuden nach der Auferstehung zuerst begrüßt hast; 7. der dich, o unbefleckte Jungfrau, mit Freuden in den Himmel aufgenommen und als Königin des Himmels und der Erde gekrönt hat.

III. Für die Erstkommunikanten, ihre Verwandten und die bei der Feier anwesenden Gläubigen hat Sc. Heiligkeit Papst Pius X. durch Dekret der heiligen Ablasskongregation vom 12. Juli 1905 die gleichen Ablässe verliehen wie Papst Leo XIII. für die Primizfeier; nämlich 1. den Kindern vollkommenen Ablass, wenn sie beichten und nach der Meinung des Papstes fromm beten am Tag ihrer ersten heiligen

¹⁾ Collectio Indulgentiarum. Quaracchi 1897. n. 715. — ²⁾ Vgl. Thaler, Praktisches Handbuch, 5. Aufl. Bregenz 1904, S. 181 f.

Kommunion; 2. vollkommenen Ablass ihren Verwandten bis zum dritten Grad einschließlich, wenn sie der Erstkommunionfeier beizuhören, die heiligen Sakramente empfangen und wie oben beten; 3. 7 Jahre und 7 Quadragenen allen Gläubigen, welche wenigstens reumütigen Herzens dabei zugegen sind. — Die Ablässe sind den Verstorbenen zuwendbar. Acta S. Sed. XXXVIII, 122.

IV. Zum Portiunkula=Ablass. — Die barmh. Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul und die bei ihnen wohnenden Krankenwärterinnen, wie auch die des Unterrichtes oder der Erziehung halber zu ihren Häusern kommenden Personen können den Portiunkula=Ablass am 2. August in den Kirchen und öffentlichen Kapellen gewinnen, die mit den Häusern dieser barmherzigen Schwestern verbunden sind, wenn auch an dem betreffenden Ort eine Franziskaner- oder andere Kirche dasselbe Privileg hat; — die übrigen Gläubigen aber nur dann, wenn daselbst keine der lezterwähnten Kirchen oder Kapellen sich befindet oder nur in einer Entfernung von tausend Schritten. — Dekret der heiligen Ablasskongregation vom 28. Juni 1905. Ephemerid. liturg. 1905, 538.

V. Jesu, sanftmütig und demütig von Herzen, mache mein Herz deinem Herzen gleich. — Für dieses Gebetchen hatte schon Papst Pius IX. im Jahre 1868 einen Ablass von 300 Tagen verliehen, den man aber nur einmal täglich gewinnen konnte. Se. Heiligkeit Papst Pius X. hat nun durch eigenhändiges Reskript vom 13. September 1905 bewilligt, daß man diesen Ablass toties quoties gewinnen kann. Acta S. Sed. XXXVIII, 172.

VI. Fünfzehn Diensttage vor dem Feste des heiligen Dominikus. — Wer den frommen Übungen, welche an fünfzehn dem genannten Feste unmittelbar vorhergehenden Diensttagen stattzufinden pflegen, wenigstens achtmal beigewohnt und nach Beichte und Kommunion die Kirche besucht, wo diese Übungen gehalten werden, und daselbst nach den Meinungen des Papstes betet, gewinnt vollkommenen Ablass: jedesmal aber, so oft man wenigstens reumütigen Herzens daran teilnimmt, 200 Tage. Auch diese Ablässe können den Verstorbenen zugewendet werden. Pius X. durch Breve vom 7. Juni 1905 auf zehn Jahre. Analecta S. Ord. Fratr. Praedic. 1905, 199.

VII. Heiliges Herz Jesu, ich vertraue auf dich. Für dieses Stoßgebet hat der heilige Vater durch eigenhändiges Reskript vom 27. Mai (19. Aug. 1905 folgende Ablässe verliehen: 1. 300 Tage einmal täglich, wenn man es zumal mit dem Herzen betet; 2. vollkommenen Ablass einmal im Monat, wenn man es täglich gebetet hat. Bedingung: Beichte, Kommunion und Gebet für die Befehrung der Sünder. Acta S. Sed. XXXVIII, 124.

VIII. Gebete zu der heiligen Birgitta und Katharina von Schweden. Zur heiligen Birgitta. — Vertrauensvoll wenden wir uns an dich, o selige Birgitta, um in dieser Zeit der Finsternis und des Unglaubens deine Fürsprache zu Gunsten jener zu ersuchen, welche von der Kirche Jesu Christi getrennt sind. Bei deiner klaren Erkenntnis der grausamen Peiden,

durch welche der göttliche Heiland am Kreuze uns erlöst hat, bitten wir dich, erlange doch denen, die außerhalb des einzigen Schaffstalles sind, die Gnade des Glaubens, so daß die zerstreuten Schäflein zu dem einzigen wahren Hirten zurückkehren können. Durch Christus unsern Herrn. Amen.

Heilige Virgitta, unverdrossen im Dienste Gottes, bitte für uns. — Heilige Virgitta, geduldig in den Trübsalen und Demüthigungen, bitte für uns. — Heilige Virgitta, wunderbar in der Liebe zu Jesus und Maria, bitte für uns.

Vater unser. Gegrüßet seist du. Ehre sei dem Vater.

Zur heiligen Jungfrau Katharina von Schweden. — O Gott, der du die selige Katharina in besonderer Weise durch die Tugenden der Demut, Liebe und englischer Keinheit ausgezeichnet hast, wir bitten dich demüthig durch ihre Verdienste und Beispiele: mache uns so fest im Glauben und glühend in der Liebe, daß wir der ewigen Belohnungen theilhaftig werden. Durch Christus unsern Herrn. Amen.

Heilige Katharina, Lilie der Keinheit, bitte für uns. — Heilige Katharina, Vorbild der Demut, bitte für uns. — Heilige Katharina, wunderbar in der Liebe zu Jesus und Maria, bitte für uns.

Vater unser. Gegrüßet seist du. Ehre sei.

300 Tage Ablass einmal im Tage, für das eine oder das andere dieser zwei Gebete; den Verstorbenen zuwendbar. Reskript der heiligen Ablasskongregation vom 5. Juli 1905. Acta S. Sed. XXXVIII, 169.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Matthias Hiptmair.

(Nochmals die Schulfrage und Schulprinzipien. — Frankreichs Zerstörungswerk und Hoffnung der Katholiken. — Rußland und die politisch-religiöse Bewegung. — Protestantische Proselytenmacherei in Oesterreich und die Versammlung des Evangelischen Bundes in Hamburg. — England. Der General der Heilsarmee. — Vorbereitungen auf die Wahlen.)

Wir haben in den letzten Zeitläufen auf den Vorstoß hingewiesen, der sowohl bei uns als auch in anderen Ländern, bald da, bald dort, gegen die Religion in der Schule und die religiösen Uebungen der Schüler gemacht wird. Diese Bewegung dauert fort. Bald nach dem Erscheinen des letzten Heftes überraschte der Stadtschulrat in Linz die katholische Bevölkerung dadurch, daß er einen Erlaß des Landeschulrates aus dem Jahre 1873 ausgrub, durch den in Schulen, wo akatholische Kinder, wenn auch in noch so geringer Anzahl, sich befinden, das Vaterunser, das Ave Maria und das Kreuzzeichen beseitigt und an deren Stelle andere Gebete und Pieder, frei von bestimmt konfessioneller Färbung, eingeführt werden sollten. Diese Aenderung gelangte auch sofort in sämtlichen Volks- und Bürgerschulen der Stadt zur Durchführung. Das bischöfliche Ordinariat nahm ohne Verzug gegen dieselbe Stellung, indem es bei

den kompetenten Behörden gegen den betreffenden Beschluß Einsprache erhob und die Angelegenheit auch vor den eben versammelten Landtag brachte.

Der fragliche Beschluß stammt aus der Zeit des in der Blüte stehenden Liberalismus, der die Reinschule geschaffen hat, um durch sie seine Ideen und seine Weltanschauung zur Herrschaft zu bringen. Im Gefühl seiner Macht identifizierte er sich mit dem Staate: er hielt sich wie ein Ludwig XIV. selbst für den Staat. Die Schule sollte seine Kirche, die Lehrer sollten seine Apostel und Priester sein. Tatsächlich war er jedoch nicht der Staat selbst, sondern nur eine Partei im Staate, welche im Wechsel der Zeit zur Macht gelangt war. Als nun diese Macht abnahm, verloren auch so manche seiner Verfügungen und Schöpfungen ihre Bedeutung und ihren Wert und kamen allmählich wieder außer Übung. Dazu gehörte das fragliche Schulgebet. Nun aber melden sich seine mündig gewordenen Erben, die kurzweg Sozialisten genannt werden. Auch sie greifen nach der Schule und dieser Griff voll Jugendkraft ist stark. Zur altherwürdigen Kirche jagen sie feck und bündig: Hand weg von der Schule! Hinaus mit der Religion aus der Schule! Die Schule gehört dem Staate allein — und der Staat, der wollen eben jetzt sie sein, die aufstrebende Partei der Sozialisten und Aller, die ihrem Heerbann Gefolgschaft leisten. Daß dieser Staatsbegriff ein Unsinn ist, das beunruhigt sie ebensowenig, als früher die Liberalen. Ebenso wenig kümmert sie auch der Umstand, daß eine Schule ohne Religionsunterricht und religiöse Übung, ohne Harmonie mit der Kirche keine Erziehungsschule sein kann, ferner daß ein christliches Volk eine christliche Schule haben muß und das vollste Recht auf sie besitzt. Sie streben ja die Entchristlichung der Welt aus allen Kräften an. Die Gründer der „Freie Schule“ jagen es uns mit aller wünschenswerten Offenheit, sie jagen es in Wien und Berlin und überall, wo sie auftreten. Wie der „Vorwärts“ meldet, hielt der Pastor a. D. Göhre kürzlich einen Vortrag über Kindererziehung, in welchem er sich äußerte: „Der Religionsunterricht ist durchaus verwerflich. Den Kindern darf überhaupt keine Religion gelehrt werden, sondern nur Erwachsenen, und diese haben, wenn es Arbeiter sind, auch etwas Besseres zu tun, als sich in religiöse Probleme zu vertiefen. Da nun aber einmal in der Schule Religionsunterricht in nicht zu geringen Quantitäten erteilt wird, mögen die Eltern in geeigneter Weise ihre Kinder auf den Märchencharakter der biblischen Geschichte hinweisen. Dann wird sich bei den Kindern eine geistig klare Beurteilung dieser Dinge schließlich ganz von selbst herausbilden.“ Das ist der Geist der aufstrebenden Partei, das das Ziel, welches sie verfolgt. Die Anschauung, daß die Eltern über die Erziehung ihrer Kinder das Bestimmungsrecht, und die Kinder das Recht erzogen zu werden, haben, gilt nicht mehr; die Tatsache, daß die Schulen mit dem Gelde christlicher Staatsbürger errichtet und erhalten werden,

fällt nicht ins Gewicht: daß ein ungläubiger, sozialistischer Lehrer durch Wort und Beispiel, durch seinen ganzen Geist auf das christliche Empfinden und Gebaren seiner Schüler nicht förderlich einwirken kann, daran liegt nichts; aber alles liegt daran, daß diese herrschenwollende Partei der Schule sich bemächtige, um ebensoviele Lehrkanzeln und Prediger ihrer Weltanschauung zu gewinnen, als es Schulhäuser und Lehrer gibt. Wird sie ihr Ziel erreichen? Sie beginnt ihren Waffengang wie in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Liberalismus, der nunmehr der Hauptsache nach der Geschichte angehört, ihn begonnen hat und wird den völligen Sieg ihrer Ideen ebenso wenig erringen wie jener. Die Partei birgt in ihrem Schoße so viel Widernatürliches, so viel Unwahres, so viel Antichristliches, daß ein voller Erfolg unmöglich erscheint. Schaden anrichten kann sie freilich und wahrscheinlich sehr großen, weil jede auftauchende Geistesströmung doch eine teilweise Verwirklichung zu erfahren pflegt. Doch das bleibt indessen eine Frage der Zukunft. Inzwischen wird die Kirche für den christlichen Charakter der Schule eintreten, sie wird sie nicht bloß als Unterrichtsanstalt, sondern vorzüglich auch als Erziehungsinstitut zu pflegen suchen, sie wird dem Staate geben, was des Staates ist, weil sie in der Schule eine *res mixta*, aber nicht eine *merum Politicum* sieht, und darum auch ihre historischen, natürlichen und göttlichen Rechte auf dieselbe wahren. So wie das Recht, so steht auch die Konsequenz auf ihrer Seite. Die konfessionellen Unterschiede bei den Kindern können nicht durch Indifferentismus oder religiöse Farblosigkeit überbrückt, sondern nur durch Einführung der reinen konfessionellen Schule unschädlich gemacht werden; das allein ist konsequent. Wäre der moderne Staat wirklich ein Rechtsstaat, wie viele ihn nennen, würde er im Rechtsschutz seiner Untertanen eine der Hauptaufgaben erblicken, zu deren Lösung er berufen wäre, so müßte er für die Katholiken die katholische Schule errichten. Er tut es nicht, weil er glaubt, die Schwierigkeiten, welche aus der Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse sich ergeben, durch sein indifferentes Schulmonopol überwinden zu können. Daß ihm das nur scheinbar gelingt, daß bei diesem Verhalten allmählich ihm noch größere Verlegenheiten, die nach und nach seine eigene Existenz bedrohen, erwachsen, das scheinen zwar seine Staatsmänner nicht einzusehen, zeigen aber schon die Ereignisse, welche überall sich bereits bemerkbar machen. Da sagt viel vernünftiger der Holländer *De Standaard*: Habe du deine Schule und gönne mir die meinige, — und *De Savornin Lohman*: Jedem die Schule, die er wünscht!

Frankreich. Wenn dieses Heft in die Hände der Leser gelangt sein wird, dürfte die französische Kirche dem Mianne gleichen, der von Jerusalem nach Jericho ging, unter die Räuber fiel und halbtot liegen gelassen wurde. Es ist das reinste Räuberhandwerk, das beide Häuser, das Abgeordnetenhaus und der Senat, an dem

wehrofenen Opfer ausgeübt haben. Die Kirche ift für fie nichts, weder eine vollkommene Gefellfchaft, noch eine Korporation, nicht einmal eine juriftifche Perfon, fie ift gar nichts für diefe Leute; fie hat kein Recht und keinen Befiß. Darüber verfügt ganz fouverän der Staat. Und was ift der Staat? Das find fie, die Vogenmänner, die voll Haß find gegen Religion und Kirche. Der moderne Parlamentarismus hat fich fchon viel zufchulden kommen laffen, fo daß man wenig oder gar keinen Refpekt mehr vor ihm haben kann; was er aber in Frankreich an Heuchelei, Rechtsverlegung, Raubsucht, Freiheitsfchändung während der Behandlung der Trennungs-Frage geleiftet hat, das erfüllt einfach mit Abscheu. Die Würde der Gefezgebung, die Heiligkeit des Gefezes, die Majestät der öffentlichen Gewalt find in den Boden getreten. Frankreich hat den Primat in Europa fchon längft verloren, jezt bringt es fich um die Ehre und Achtung, jezt verliert es den Einfluß im Orient, jezt wütet es in den eigenen Eingeweiden und bricht die beften und feftesten Stützen des Gemeinweſens entzwei. Das find aber auch Schäden und Verluste, die der Staat in feiner heillofen Blindheit fich felbft zufügt und man darf billig fragen: wer denn schließlich von beiden — Staat und Kirche — der größere Verlustträger fein wird? Gefchichte und Vernunft geben darauf wohl die bündigfte Antwort. Der Mann von Jericho findet feinen barmherzigen Samaritan, während die Räuber spurlos verſchwinden. Der heilige Vater lenkt denn auch die Aufmerkſamkeit der franzöfifchen Kirche auf die richtige Quelle des Troftes und der Hoffnung hin, indem er in einem Schreiben vom 4. Oktober an den Kardinal = Erzbifchof von Paris bemerkt: „Unſere Sache ift ſchließlich doch die Sache Gottes und die Worte, die der Herr an das treue Volk richtete, das zu Joſaphats Zeit vor ihm auf den Knien lag, können wohl auch auf die franzöfifchen Katholiken angewendet werden: *Nolite timere, nec paveatis hanc multitudinem: non est enim vestra pugna, sed Dei.* (II. Par. XX. 15.)

Schon ſcheint den Tyrannen eine Ahnung zu kommen von dem, was nach Vollendung des Zerstörungswerkes geſchehen könnte, denn wir finden in einem afatholiſchen Blatte folgende Auseinanderſetzung:

„Die Kirchentreuen katholiſchen Kreiſe ſcheinen aus ihrer Rat- und Tatlofigkeit endlich aufzuwachen. Vor einigen Monaten ſchon begann man hier in Paris Pfarrvereine zu gründen. Dieſe Vereine haben mit den neuen Kultusverbänden des Separationsgeſetzes nichts zu tun. Die Pfarrvereine beanspruchen keinen Einfluß auf die Verwaltung der Gemeinde in kirchlicher oder finanzieller Beziehung. Sie ſind lediglich da, um den zuverläßigen Teil der alten Pfarreingeſeſſenen zu ſammeln und den Interellen des Sprengels nach beſten Kräften, aber freiem Ermeſſen zu dienen. Dieſe Beſchränkung ihrer Tätigkeit iſt ſehr klug, denn die Vereine werden damit den läſtigen Beaufſichtigungen und den Feſſeln entzogen, die das Trennungsgeſetz den Kultusverbänden auferlegt hat. Die freien Pfarrvereine unterſtehen wie alle anderen Pfarrvereine nur dem Waldeck = Rouſſeauſchen Vereinsgeſetz

von 1901. Natürlich werden diese Pfarr- und Diözesanvereine ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Abbés und Bischöfe, und der Staat hat keine Möglichkeit einzuschreiten, wenn in diesen Konventikeln gerade keine gouvèrnementale Politik getrieben wird. Die Combisten sind genug vor solchen Gründungen, die eine Folge der Konfordsatzkündigung sein mußten, gewarnt. Sie haben aber nicht hören wollen und glaubten mit ihrer loi Briand den Drachen Ultramontanismus ein für allemal totgeschlagen zu haben. Nun sehen sie, daß der katholische Merus, trotz aller Schikanen des neuen Gesetzes, in vielen Beziehungen doch dem Staat gegenüber in Zukunft freier und daher gefährlicher sein wird als jetzt. Darob herrscht großes Wehklagen im Blocc und man möchte am liebsten gleich ein neues Polizeigesetz erlassen, um die Betätigung der neuen Pfarrvereine unmöglich zu machen, dieser Vereine, „die ein furchtbares schwarzes Syndikat bilden, das die schärfste Waffe werden kann, die die Kirche jemals besessen“. Diese schlotternde Angst unserer radikalen Titanen, die noch ganz heiser sind von ihrem Triumphgeschrei, ist sehr bezeichnend für die Psychologie dieser Sorte „Kulturkämpfer“, die eine ihnen unsympathische Ideenwelt nicht mit geistigen Mitteln, sondern mit roher Gewalt bekämpfen können und die nur dann ganz beruhigt sein werden, wenn man alle Geistlichen in Ketten gelegt und alle Anhänger der Kirche des Landes verwiesen hat. Ob die neuen Pfarrvereine wirklich so erschrecklich auftreten werden, wollen wir doch erst einmal abwarten. Sollten sie der Regierung unbequem werden, was allerdings zum mindesten nicht unwahrscheinlich ist, so haben die Herren vom Blocc sich das selbst zuzuschreiben. Eine Novelle zum Separationsgesetz, die die Pfarrvereine unmöglich macht, würde wenig nützen, da man von kirchlicher Seite sehr bald andere Mittel und Wege finden würde, sich zu organisieren. Außerdem ist man allgemein des Kulturkampfes müde, dessen Fortsetzung nur für die Radikalen Wahlgeschäfte besorgen soll.“

Zur Ehrenrettung der Kongregationschulen in Frankreich wurde vor kurzem in der katholischen Presse eine sachgemäße Darstellung geboten. Die Kongregationen haben nach derselben nur ein Sechstel der Jugend gebildet und unterrichtet und es steht fest, daß die katholischen Deputierten zumeist aus diesen Schulen stammen. Man tut Unrecht, wenn man die schlimme Lage der Kirche Frankreichs ihnen zur Last legt. Ebenso sind sie an der Uneinigkeit der Katholiken nicht schuld.

Rußland. Der bisher einflußreichste und hartnäckigste Feind der Katholiken, der Oberprocurator des heiligen Synod, Pobjedonoszew, wurde von seinem Amte entfernt und Fürst Obolensky, Mitglied des Reichsrats und Gehilfe des Finanzministers, zu dessen Nachfolger ernannt.

Pobjedonoszew hatte das Toleranzmanifest des Zaren gar nicht zur Kenntnis der äußeren Kirchenbehörden gebracht, und so wurde es dem Volke durch die Popen nicht verkündet. Als aber der neue Procurator befahl, das Toleranzedikt den Bischöfen zur Veröffentlichung zuzusenden, erdreisteten sich die Anhänger des früheren im heiligen Synod, die geheime Mitteilung beizuschließen, daß die kaiserlichen Zugeständnisse der Gewissensfreiheit nur bekanntgegeben werden sollten, um das aufgeregte Volk zu beruhigen, an eine praktische Durchführung sei nicht zu denken, denn eine solche sei vom Zaren nicht beabsichtigt. Das war jedenfalls eine böswillige Irreführung

und wird sich rächen. Die Aufregung ist einmal vorhanden, und kann nur durch ehrliches Worthalten gestillt werden. Auch mancher orthodoxe Bischof will sich in die neuen Verhältnisse nicht schicken. So erklärte der Bischof Hermogenes von Cherson, daß man den orthodoxen Russen den Glauben nehmen wolle, und es seien die Juden diejenigen, welche den Zaren zum Erlaß des Toleranzediktes gezwungen; der Zar befinde sich vollständig in der Gewalt der Juden und Ungläubigen. Dieser Gesinnung ist auch der einst von den Juden hochgefeierte Maxim Gorki, der in seinem Blatte „Nowaja Schisn“ die Russen auffordert, alle Juden im Namen Gottes und des Zaren zu erschlagen, denn der Zar ist nur von jüdischen Ministern, wie Witte und seinen Getreuen, umgeben. Witte sei bestrebt, alle Ämter mit Juden zu besetzen, alles, alles werde jüdisch, niemand werde mehr russisch sprechen, russisch beten dürfen.

In Russisch Polen ist es bereits gelungen, die Bewegung in gefährliche Bahnen zu leiten und das Nationalbewußtsein des Volkes zum Aufflammen zu bringen. Trennung von Rußland und Herstellung des alten Polenreiches ist zur Losung geworden. Die Nationalisten und Sozialisten veranstalten Unzüge mit wehenden polnischen Fahnen, lassen polnische Nationallieder singen, verdrängen die russische Staatsprache, selbst wo das Gesetz den Gebrauch vorschreibt, und Banden von Arbeitern und Bauern treiben es wie die alten Circumcellionen. Die traurigen Folgen dieser revolutionären Bewegung sind bereits da: Das kaiserliche Manifest der politischen und religiösen Freiheit ist zurückgenommen, und der Kriegszustand über das Land verhängt. Da auch Katholiken von dieser verhängnisvollen Nationalkrankheit sich ergreifen ließen, wenn die Nachrichten der Presse richtig sind, und auch ein Teil des polnischen Klerus die Gelegenheit für gekommen wähnte, das russische Joch abzuschütteln und an der Herstellung des Einheitsstaates Polen mitzuarbeiten, richtete der heilige Vater ein Telegramm an den gesamten polnischen Episkopat, in welchem er die Benützung kirchlicher Institutionen zu nationalpolitischen Demonstrationen verbot. Der Zar will eine vernünftige Freiheit gewähren, er will in Polen eine Statthalterschaft errichten, wodurch das Land einen autonomen Charakter erhält, und es hängt nun von den Polen selbst ab, durch vernünftige Mäßigung das Dargebotene nicht wieder gänzlich zu verderben.

Protestantische Propaganda in Oesterreich. Wir haben seit dem Jahre 1898, wo die „Los von Rom“-Bewegung begonnen worden, unablässig auf das Treiben der ausländischen Pastoren hingewiesen, wir haben auf die Gesetze hingewiesen, welche von den Proselytenmachern benützt werden, um ihr Werk zu vollführen, mehr als einmal konnten wir betonen, daß die Bewegung nicht allein der Kirche, sondern auch dem österreichischen Staate gelte und ebenso wie konfessionelle auch politische Ziele verfolgt werden. Die Entwicklung der Propaganda gibt uns Recht. Einer der Hauptführer,

D. Meyer in Zwickau, hat nunmehr in Lübeck die Parole ausgegeben: „Vorwärts, zur politischen Tat!“ Man glaubt also schon die Maske gänzlich abwerfen, und das, was aus Politik geboren worden, auch als politisches Werk ausgeben zu dürfen. Daß man mit den Erfolgen in Süddeutschland, namentlich in Oesterreich zufrieden sein kann, wurde bei der diesjährigen Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Hamburg vom 8. bis 12. Oktober mit nackten Worten ausgesprochen. Während die Redner daselbst über die Zustände im Deutschen Reiche, in Berlin, in Elsaß-Lothringen und Polen viel zu klagen hatten und darüber eine Sprache führten, daß sie einen wahrheitsgetreuen Bericht, aus Furcht vor der preußischen Regierung, sich nicht zu veröffentlichen getrauten, bekannten sie freimütig ihre Freude über den Gang der Dinge in Oesterreich. Ueber 30.000 Uebertritte, sagten sie, seien während der letzten sechs Jahre erfolgt, ungefähr 100 Vikare haben sie während dieser Zeit in die habsburgischen Kronländer geschickt. Freilich kostet dieser Missionseifer Geld, viel Geld, und habe der Bund in diesem Jahre einen Fehlbetrag von 100.000 Mark zu decken, was für einen Millionär in Hamburg oder Stettin, in Köln oder Düren, eine schöne Gelegenheit gäbe, durch Tilgung desselben sich Lob und Ehre zu verschaffen. Es mußte mit nachdruckvollstem Ernste ausgesprochen werden, wie jährlich bis auf weiteres — auch wenn die österreichischen Gemeinden allmählich zur Selbstbesteuerung erzogen werden 250.000 Mark zur Aufrechterhaltung und Fortsetzung des Begonnenen erforderlich sind. Die Geldfrage bildet nun allerdings einen dunklen Schatten, der auf die Proselytenmacher fällt, sie ist aber doch nicht imstande, ihren Eifer zu lähmen, weil das Ziel zu wichtig ist. Angesichts der offen ausgesprochenen Zufriedenheit mit dem in Oesterreich bisher erzielten Resultate hätte man erwarten sollen, daß die Versammlung etwa dem Minister Goluchowski oder dem gewesenen Minister Dr. Körber ihren Dank votiert hätte; aber nein, der Norddeutsche beliebt anders vorzugehen. Als Quittung über die beispiellose Indulgenz der kaiserlichen Regierung faßte die Versammlung folgende Resolution:

„In Oesterreich ist seit 1899 siebenzehn evangelischen Geistlichen, die von den protestantischen Gemeinden gewählt waren, die Genehmigung und die Aufnahme in den Staatsverband versagt und damit das verfassungsmäßig verbürgte Recht der evangelischen Kirche Oesterreichs, Ausländern ein geistliches Amt zu übertragen, mißachtet, sowie vielen Gemeinden ihre kirchliche Versorgung erschwert worden. Wir halten es für unsere Pflicht, das deutsche evangelische Volk auf die Lage der österreichischen evangelischen Kirche aufmerksam zu machen, zum erneuten Beweis dafür, wie ultramontaner Einfluß überall Unuldsamkeit übt und andere christliche Kirchen, vor allem die evangelische, hemmt und drückt. Die „dogmatische“ Intoleranz der Römischen wird sofort zur „bürgerlichen“ Intoleranz, wo und wann sie die Macht dazu haben.“

Wer die in Hamburg gehaltenen Reden, z. B. die eines Meyer, Wolf, Dr. Nippold u. s. f. liest, der bekommt eine Ahnung von der Duldsamkeit und dogmatischen wie bürgerlichen Toleranz der Pro-

testanten. Es ist eine Duldung bis zur Vernichtung. „Wir dürfen nicht eher ruhen, sprach Pfarrer Bain Werkhof, als bis die ganze deutsche Ostmark wieder protestantisch geworden ist.“

1. England. Den Ehrenplatz in dieser Chronik soll „General“ Booth, von der Heilsarmee, haben. Diesem merkwürdigen Manne hat am 26. Oktober die Stadt London die größte Ehre erwiesen, die ihr zu Gebote steht und die sie nur den größten und besten im Lande antut, durch die feierliche Verleihung der „Freiheit der Stadt“ (freedom of the City). Die Rechte und Privilegien, welche die „Freiheit“ mit sich bringt, kommen nicht in Betracht, wohl aber die Tatsache, daß die stolzeste Stadt der Welt mit Aufwand außergewöhnlichen Prunkes den Namen eines Predigers auf ihre Bürgerrolle schreibt, der vor wenigen Jahren noch als ein geistlicher Hanswurst verhöhnt wurde. Vor fünfundzwanzig Jahren konnte man den hageren Mann mit der Donnerstimme, umgeben vom Pöbel, den seine Trommeln und Trompeten anlockten, an den Straßenecken sehen und hören, wie er seine einfache Predigt mit Ernst vortrug und mit Musik und Gesang eintrieb. Die reichen Prasser kannten ihn nicht, die Zeitungen lachten ihn aus, der Klerus verfeuerte ihn, predigte gegen ihn: nur der Abfall und Auswurf der Menschheit sammelte sich um ihn und hing ihm an. Noch kein Menschenalter ist verstrichen und der Eckenprediger zieht durch die Hauptstraßen Londons mit einem Gefolge von vielen tausenden, hin zur Gildhalle, wo der Lord Mayor, die Sheriffs und Aldermen, umgeben von der Elite der Weltstadt, ihn erwarten, um ihn an ihr Herz zu drücken. Der City Chamberlain hält eine Lobrede, welche er mit folgenden Worten schließt: „Die Bürger Londons, General, sind stolz darauf, Ihnen durch mich die rechte Hand der Brüderchaft zu reichen und einen Mann in ihre Körperschaft aufzunehmen, dessen Lebensziele die Rettung der Sündensüßigen und die Erhebung der menschlichen Natur sind. Im Namen des Lord Mayor, der Aldermen und des ganzen Stadtrates bitte ich Sie, dieses Kästchen anzunehmen mit dem Dokumente Ihrer Freiheit und hundert Pfund Sterling zur Förderung Ihres edeln Werkes.“ Das kunstvolle Kästchen ist geschmückt mit den Medaillons des Generals und seiner Frau, dem Stadtwappen und den Abzeichen der Heilsarmee. Die Inschrift lautet: Dem ehrwürdigen William Booth, Gründer und General der Heilsarmee, dargebracht von der Körperschaft der Stadt London, 26. Oktober 1905.“ Der altbewährte Apostel dankte in einer Rede, die 40 Minuten dauerte und die Zuhörer in ungebundene Begeisterung versetzte: die alte Halle der Gilden, das heutige Rathaus der City, verwandelte sich in eine Kaserne der Heilsarmee.

Jetzt wollen wir aufrichtig bekennen, daß der General seiner Verehrung würdig ist. Im Jahre 1865 fing er seine Straßenpredigten an, allein, ohne Geld, ohne Freunde, verachtet, verhöhnt, verfeuert von allen orthodox Guten; im Jahre 1877 organisierte er seine

Anhänger nach militärischem Muster und gab sich den Titel General der Heilsarmee; im Jahre 1905 hat er seine Armee in 52 Länder einquartiert, hat 7219 Posten mit 19.000 Offizieren. In London allein beherbergt er jede Nacht 4000 obdachlose Personen und findet regelmäßig Brot und Bett für 22.000. In seinen 88 Fabriken und Anstalten arbeiteten 1904 nicht weniger als 49.000 Menschen. Dazu kommt die Pflege der entlassenen Sträflinge, die ausgedehnte Meierei in Hadleigh und 121 Heime für heimlose Mädchen, in welchem jährlich 7000 Schutz finden. Und das ist bei weitem nicht alles, aber es genügt, um uns zu zeigen, was ein gewaltiges Werkzeug für das zeitliche Wohl, nicht weniger als für das ewige, aus der Religion gemacht werden kann. Denn die ganze Tätigkeit des Generals lebt und webt im engen Kreise weniger christlichen Ideen: Waschet euch rein im Blute des Lammes -- sündigt nicht mehr -- und Gott wird für mich sorgen hier und im Jenseits. Die Reinwaschung ist ein guter Entschluß Gott zu dienen, aufgebaut auf einer starken religiösen Empfindung, die jedem zuteil wird, der guten Willens ist.

Nun drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Warum haben wir Katholiken in diesen 40 Jahren so viel weniger geleistet als dieser eine Mann?

Uns standen zur Verfügung die allein seligmachende Kirche mit 16 Bischöfen und 3000 Priestern; tausende Lehrer und Lehrerinnen, Mönche und Nonnen ungezählt, Reichtum, Gelehrtheit, Einfluß in den höchsten wie in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft, Kirchendienst für jeden Geschmack. Das Resultat? Große Kirchen, die wir nicht füllen können, Schulen, die uns entweichen, eine kaum zunehmende Zahl Gläubiger und an vielen Orten Schulden! Für einen großen Herrn, den wir mit Posaunen zur Tür hereinbringen, springen uns ganze Familien zum Fenster hinaus und fallen in die Hände der Heilsarmee und ähnlicher religiöser Agenturen. In London und überall tun wir sehr viel für die Armen: es will uns aber nicht gelingen, Andersgläubige anzuziehen. Gerade die Pracht unserer Kirchen schreckt die Armen ab. Unser viel umfassender Katechismus, die Sakramente, die Andachten sind ihnen ein grauer Nebel, in den sie sich nicht hineinwagen. Der gebildete Priester in seinem Rock muß seine Hand mit Geld beschweren, ehe er sie den Wilden der Großstädte reichen darf. Hätten wir doch wieder einen armen heiligen Franziskus!

Vorigen Monat, während der Hopfenlese in Kent und Süßes, haben einige Franziskaner des ersten und dritten Ordens, es versucht, unter den Hopfenlesern zu missionieren. Es ist ihnen auch gelungen, viel Gutes zu tun, aber nur unter Katholiken. Nicht eine Konversion fand statt. Es ist immer ein guter Anfang: man hofft auf besseren Erfolg nächstes Jahr.

2. Die Vorbereitungen auf die kommenden Wahlen sind in gutem Gange. Die Konservativen sind zehn Jahre am Ruder gewesen und haben ausregiert, man erwartet allseits den Triumph der Liberalen. Für die Katholiken bedeutet das mehr Leid und Sorgen mit den Schulen; für die Irländer bessere Hoffnung auf Home Rule. Daher eine Spaltung im katholischen Lager: wählt man liberal, dann wählt man für konfessionslose Schulen und ein freieres Irland; wählt man konservativ, dann wahrt man die Schulen und läßt Irland fahren. John Redmond, der politische Führer, sagt: Zuerst müssen wir Home Rule, d. i. Selbständigkeit, erringen, dann werden wir mit besserem Erfolg für die Schulen eintreten können; also wählet Liberale. Die Geistlichen dagegen sagen: Zuerst die katholische Schule: ist die einmal verloren, dann bringt keine irische Gewalt sie wieder ins Leben. Also wählet konservativ! Hier haben wir den Anfang eines gefährlichen Zwiespaltes im katholischen Lager. Der Klerus hat das Kommando nicht mehr wie früher; selbst der päpstliche Brief an den Erzbischof von Westminster — ein Wahnruf vor allem die Schulen zu retten — wird nur wenige umstimmen. Man liebt es halt nicht, ja man haßt es, daß der Papst sich in englische Sachen mischt. Die Gründe dafür sind leicht begreiflich. Das no-popery-Geschrei erschallt überall, wo es Konfessionisten gibt, das heißt in der Länge und Breite des Landes. Selbst eine gute Hälfte der Anglikaner, die evangelischen, sehen im Papste nur den gezähmten Antichrist; die Ritualisten allein haben etwas Respekt für ihn. Wie verdächtig die Loyalität der Katholiken sogar in den besseren Schichten der Gesellschaft ist, geht klar hervor aus einem Zeitartikel der „Times“ und der Korrespondenz, die darauf folgte.

Am 27. Oktober wurden in der Universität zu Dublin akademische Grade feierlich erteilt. Zum Schluß sollte die Nationalhymne gesungen werden. Als aber der Schluß kam, erstürmten die katholischen Studenten die Bühne, hielten den Organisten ab und stimmten die irische Nationalhymne an, „Gott erhalte Irland“ nicht „Gott erhalte den König“. Im Gepolter verließ der Senat den Saal. Die Zeitungen, zuerst in Irland, nahmen gleich Partei. Am 2. November ließ die „Times“ ihr Mordgeschrei aus. Diese sonst so ruhige, vernünftige, friedsame Zeitung, deren Einfluß einfach unberechenbar ist, stellt den Satz auf, daß „diese Studenten einen Beweis gegeben haben ihrer Feindschaft gegen den Landesherrn, den Staat und die Regierung; daß ihre Obern — Jesuiten, die zugegen waren — dieser geplanten Beschimpfung des Königs keinen Einhalt tun wollten oder konnten.“ Daraus wird dann gefolgert, daß die Katholiken nicht loyal sind, daß eine rein katholische Universität ein Nest des Hochverrates sein würde u. s. w. P. Delaney, Superior des katholischen Kollegs, verteidigte sich in einem längeren Brief an die „Times“. Er sagt, die Katholiken seien gereizt durch die höhnische Geringschätzung und faum verhehlte Verachtung, die sie an der Hochschule erdulden müssen;

besonders die Nationalhymne sei in üblen Ruf gekommen, weil das Abfingen derselben so oft von ihnen verlangt wird als ein Zeichen ihrer Abhängigkeit von England. P. Delaney ist und fühlt irländisch; seine Rechtfertigung oder Entschuldigung mag ihm und seinen Gesinnungsgenossen genügend scheinen: in England aber fühlt man anders. Das erhellt aus den mancherlei Antworten auf seinen Brief. Wäre man nicht in der Wahlperiode, dann hätte diese Studentendummheit kaum Aufsehen erregt; jetzt wird Kapital daraus geschlagen gegen Home Rule und die Errichtung einer katholischen Hochschule. Battle, 14. November 1905. J. Wilhelm.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Joh. G. Huber, Dechant und Stadtpfarrer in Schwanenstadt.

„Repete mixturam! Sume aqu. destil. unc. V. pulv. radie. pont unc X, aqu. laurocer unc v . . ., coque, tracta elixum continuo terendo, sensim affunde. Misceatur, detur!“

So fand ich in den Aufzeichnungen eines alten Nestulap-Jüngers aus seiner Studienzeit, wie ihr Meister seine Schüler in die Geheimnisse der Rezeptiertkunst einführte. Der alte Herr, der über 50 Jahre eine ausgebehnte Praxis übte, hat oft bei guter Laune solche und ähnliche Rezepte mit Pathos gesprochen, während er aber nach dem neuen Stande der ärztlichen Wissenschaft seine Arzneien kochte.

Der obige Text brachte mich wieder in Versuchung, „die Einleitung“ in Latein zu fleiden, diemeil in calamo scribae velociter scribentis sufficiens supereset quantitas atramenti latini -- aber halt! Zweierlei hält davon zurück.

Erstens hat der Segertobold in diabolischer Bosheit dem lateinischen Versuche übel mitgespielt. Er setzte an Stelle des harmlosen fere eine fera, ein wildes Tier, eines von der Art, welches einst den ägyptischen Josef zerissen haben sollte und sich nun an die Seite meines guten seligen Pfarrers herannahen wollte. — Dann fand er an dem pumilio spiritu kein Wohlgefallen, er schupfte den pygmaeus leicht beiseite und ließ in demselben dämonischen Instincte dafür einen humilis spiritu Platz nehmen, um mich vor Gott und den Menschen in üblen Verdacht zu bringen.

Zweitens bin ich von Zweifeln gezeigelt, ob der Einfall mit dem Latein Beifall gefunden habe, im besondern, wie es ihm bei den Schriftgelehrten ergangen sei; demnach sei dem Tobolde auch ein Schnippchen geschlagen und greife ich bescheiden wieder zur deutschen Muttersprache.

Aber das Rezept möge stehen bleiben: ich möchte nach dessen Muster in freier Paraphrase auch ein Rezept herstellen und den p. t. Lesern empfehlen. Es beginnt ein neues Berichtsjahr. Ich möchte dem Werke, für welches ich schreibe, auch etwas nützen, einem Krankheitszustande bei kommen.

Das Missionswerk unserer heiligen katholischen Kirche ist das Zentralorgan in dem geistigen Leibe des Herrn.

„Mitto vos“. Dieses Wort des lieben Heilandes an die Apostel und Jünger gilt ebensogut uns allen miteinander, sowohl denen, die von den Kathedern der Wissenschaft herab ihren Hörern die geistige Rezeptionskunst beibringen, als denen, die in Mitte des Volkes stehend, am Altare und auf der Kanzel, im Beichtstuhle, wie vor den Schulbänken der Kleinen, in Krankenzimmern und am Sterbebette diese Kunst ausüben, aber auch jenen, die als Feldärzte ausgerückt sind unter dem Kommando des „*homo nobilis, qui abiit in regionem longinquam, accipere sibi regnum et reverti*“ — die den Irrenden und den Heiden die Arznei des Heiles in die Seelen träufeln und sie in den Kreislauf des heiligsten Blutes des Herrn einzufügen haben.

Alle dienen wir Einem Werke und ineinandergreifend müssen wir die Tätigkeit des Zentralorganes vollziehen helfen.

Gerade da, in diesem gegenseitigen Ineinandergreifen zeigt sich noch eine krankhafte Schwäche des Organismus. Dieses Zusammenwirken aller, die der Herr berufen hat, ut omnes unum sint, ist nicht so, wie Er es verlangt. Da zeigt sich Hyperaemie und Anaemie in demselben Körper und zur ausgleichenden Abhilfe wäre das Rezept verneint.

Repete mixturam! Diese Missionsberichte haben den Zweck, das Mitwirken an der missio zu beleben an uns und anderen! — Die „Einleitung“ ist nur wie Glas oder Tube mit Aufschrift, die Mixtur ist aber der Bericht — *Sume de hoc, de hac et de illa, coque ac tracta elixum*. Nehmen wir das, was doch unsere Ueberzeugung sein muß, selber und reichen wir es den unserer Pflege Anvertrauten, aber heiß, nicht abgestanden in der Gleichgültigkeit des Alltagslebens. *Ignem veni mittere in terram et quid volo, nisi ut accendatur*. Ist noch Feuer in uns, so können wir auch in jenen, die wir zu leiten haben, es anzachen; den warmen Dank für alles, was wir von Kindheit auf und altersher an reichen Gnaden des Glaubens genießen und das Pflichtgefühl, daß wir mithelfen müssen, den Brüdern, die noch ferne stehen, auch dieselben Gnaden zu verschaffen.

Sensim affunde! Unserem katholischen Volke soll nach und nach zur Klarheit kommen: Wie steht es mit uns, was haben wir zu erstatten? Wie steht es mit den andern? wie arm sind sie und unserer Mithilfe bedürftig und wert!

Misceatur! Wir wissen alle, daß wir zunächst für die Bedürfnisse des eigenen Volkes sehr viel zu tun haben: aber diese bleiben nicht zurück und verkümmern nicht, wenn sie richtig gemischt werden mit dem Mitleide für die Allerbedürftigsten.

Detur! ist das Schlußwort. Was soll die Mixtur nützen, wenn sie nicht gegeben, nicht eingenommen wird. Ohne Detur kann das Missionswerk nicht leben; das Einnehmen muß die Wirkung machen, das Anschauen und Raisonnieren nicht.

Detur! Das dringt uns Priestern von allen Seiten in die Ohren und lautet das Rezept für uns immer: „Alle Stunden einen Löffel voll“. Gib, gib! Sei es denn! wie ein alter Praktikus sagte: „Alles mit Geduld und Unwillen!“

Aber das sei auch: für die armen Missionen legen wir auch etwas beiseite; es muß nicht alle Stunden, nicht alle Tage sein, aber doch jedes Jahr! und das Volk tut auch mit, wenn der Priester es ihm nahe legt. Seien es nur Tropfen in homöopathischer Dosis, sie wirken gegen Blutüberfluß und Blutarmut.

Hier das Rezept! Nehmen wir und geben wir es weiter! Es wird dazu helfen, wie kräftiger Pulsschlag der Welt den Beweis zu liefern, daß unsere heilige katholische Kirche noch die Kraft in sich habe, alles mit ihrem Perzblute zu durchrieseln und am Leben zu erhalten, und daß wir alle eins seien, wie Brüder und Schwestern, hier und dort in den Missionen aller Welttheile.

I. Asien.

Palästina. Ueber die Notlage der orientalischen unierten Kirchen und deren Bischöfe, veröffentlichten die Freib. k. M. einen düsteren Bericht.

Die in neuerer Zeit errichteten Bischofsitze sind ohne jede Dotation, die vorhandenen Dotationen blieben in Händen der Schismatiker, die römisch-katholischen Bischöfe haben so viel wie nichts.

So ist z. B. der griechisch-melchitische Erzbischof von Akka, Msgr. Aggean, dessen Sprengel Galiläa umfaßt, mit 24 Gemeinden und 9000 Katholiken, in äußerst bedrängter Lage. Sein Volk, größtenteils arm, wendet sich in allen Nöten an den Bischof, die Priester ebenfalls. Seine Einkünfte belaufen sich in Geld auf 400 Frank's jährlich, dazu ein winziger Feldfruchtzehent von den Bauern. Davon soll er aber seinen Pfarrern Jahresgehalt geben! Es entfallen auf einen Pfarrer I. Klasse 18 Fr., II. Klasse 8 Fr., für die übrigen 2 Fr. jährlich!! Seine Wohnung ist im Glockenturm der Kathedrale untergebracht, als nächsten Nachbar seines Wohnzimmers hat er die groß' Glocke. — Er sollte aber den zahlreichen Schulen und Anstalten der Schismatiker und Protestanten Ebenbürtiges entgegenstellen. Womit? — Wer kann, gebe ihm Antwort in Almosen!

Border-Indien. Erzbischofe Madras. Dort sind die Millhiller an der Arbeit.

Sie ist mühsam, läßt aber schon mehr und mehr Freude erleben. Dem greisen Erzbischofe wurde vom heiligen Stuhle ein Roadjutor beige stellt, Bischof Msgr. Dr. Melon, ein Mann in der Vollkraft der Jahre, in mannigfacher Arbeit erprobt, früher als Missionär in Deyery, dann Gründer und erster Rektor des St. Josefs-Missioneskolleges in Moosendaal (Holland), von wo aus er zur jetzigen Stellung berufen wurde.

Als tüchtiger Praktiker greift er überall selbst zu, steht der Missionären mit Rat und Tat bei, ist überall zu finden, wo Wichtiges in Gang zu bringen ist, und ist der Liebling des Volkes. So war er auch anwesend und tätig bei der großartigen Feier des St. Josef-Schutzfestes in Ennore, wo der Missionsobere P. Ignatius 200 Erwachsene zur heiligen Taufe gebracht hatte.

Diöcese Dacca: Ein Privatbrief des hochwürdigsten Bischofs Msgr. Hurth an den Bericht erstatter, bringt eine große Neuigkeit: Ein großer Teil der Provinz Bengalen und die Gegend von Assam wurden zu einer neuen Provinz unter dem Namen Eastern-Bengal and Assam vereinigt und Dacca zur Regierungstadt gemacht, wo auch die Regierung mit 16. Oktober ihre Funktion begann in dem ungeheuren Gebiet mit 31 Millionen Bewohnern. Für die Mission ist dieses von großer Bedeutung. Es werden nun viel größere Anforderungen an sie herantreten und ihr auch vieles bringen, was nicht gewünscht wird.

Die Regierungstadt wird bald von der englischen Staatskirche besetzt und mit Bischof, Dom und Kapitel ausgestattet werden, welche die arme katholische Mission vorerst in tiefen Schatten stellen werden. Bereits machen sich die Vertreter verschiedener Sekten im Lande bemerkbar.

Die Regierung will die bisher noch wenig erschlossenen Gebiete unter Verkehr und Ausbeutung bringen, also muß auch die katholische Mission dahin vordringen, was zwar mit Freude geschehen wird, wenn nur auch die nötige Hilfe dazu kommt.

Dem Bischof kam kürzlich aus heidnischer Gegend die Bitte zu um Gründung einer Schule mit Schwestern. Die armen Heiden sammelten sogar einige tausend Mark und bieten sie an, wenn ihre Bitte gewährt würde. Leider reicht die Summe nicht aus. Der Bischof möchte gern ein Uebriges leisten, wenn er könnte. Vielleicht möchten ihm Quartalschriftleiter, zu denen auch der Bischof Durrh zählt, mit einem Christgeschenke Trost bringen, daß ich ihm gerne zumitteln wollte.

Diözese L'ahor. Deren Bischof Msgr Belkmans O. C. ist im August 1904 gestorben; zu Turnhout, Belgien, 1854 geboren, seit 1872 Mitglied des Kapuziner-Ordens, 1888 in die Mission L'ahor eingetreten, 1893 zu deren Bischof geweiht.

Er hat dort Großes gewirkt, die Kathedralkirche und Bischofshaus, dazu noch eine St. Antoniuskirche erbaut, ebenso die Kirchenbauten in Mukton, Dalhousie, Kujhpur, Marhabad, Adale, Sohwalla und Dalwal zur Durchführung gebracht, sechs Klöster gegründet, eine Reihe von Schulen eröffnet. Zur Zeit der Hungersnot organisierte er die Armen- und Krankenpflege, gründete die Waisenkolonie in Marhabad usw., stand bei der Regierung in hohem Ansehen und wurde von ihr auch tatkräftig unterstützt. Ausgerieben vom Uebermaße an Arbeit erlag er und wird dem Werke, für das er so viel gewirkt, ein guter Fürbitter sein.

Die Landschaft Pendschab, Gebiet der Kapuzinermission, erlitt durch Erdbeben ungeheuren Schaden. Alle Missionsbauten wurden beschädigt, drei neue Kirchen in Dehra-Dun, Mussoorie und Sialkot stürzten ein und müssen neu gebaut werden, ebenso ein Teil der Kathedrale von L'ahor, dort auch der neue Festsaal und das Waisenhaus. Das Volk ist in großer Notlage, sowie auch die Missionäre und Schwestern. (Freib. f. M.)

China hat im abgelaufenen Jahre zwei Missionsbischofe durch den Tod verloren:

Das apostolische Vikariat Süd-Honan seinen Bischof Msgr. Volonteri, welcher dort 31 Jahre als Oberhirt gewaltet hatte. In den schwersten Zeiten hielt er seine Herde gut zusammen; die Regierung hatte ihn mit der Würde eines Ober-Mandarin ausgezeichnet. Der Herr des Himmels wird ihm eine noch höhere verleihen. Er war 1831 in Mailand geboren.

Das apostolische Vikariat Hongkong trauert um seinen Bischof Msgr. Piazzoli, der 1845 geboren, seit 1869 Chinamissionär, seit 1895 als apostolischer Vikar ein guter Hirt gewesen war. R. I. P.

Hinterindien. Die Diözese Malakka wurde ebenso von hartem Leide betroffen durch den Tod des Bischof Msgr. Jee. Der viel zu früh Dahingeeschiedene war 1856 in Frankreich geboren, 1876 Mitglied des Pariser Missionsseminars und seit seinem 24. Lebensjahre Missionär. (Freib. f. M.)

Anfangend in der Hindu-Station Pinang, machte er sich bald an die Gründung christlicher Kolonien, deren Grund er mit etlichen Genossen aus dem Urwald rodete. Die Kolonien Bagang-Serai, Telok-auson und Tapah, von ihm gegründet, sind jetzt schöne Missionsstationen. Zum Bischofsitze von Malakka erhoben entfaltete er eine alles umfassende Tätig-

keit auf dem Missions- sowie auf dem Schulgebiete. Er nahm selber die Missionierung der Urwaldstämme in Angriff, bei denen er unter unsäglichen Schwierigkeiten ausharrte, bis er 1902 die ersten hundert Mantra's zur heiligen Taufe gebracht und festen Grund zu einer Christengemeinde gelegt hatte. Auf dem Schulgebiete gelang es ihm durch Erweiterung der bestehenden Schulen und Anstalten in Singapur und Pinang, durch Eröffnung neuer Schulen in Malakka, Kuala, Lumpur und Seremban und besonders durch Errichtung der großen Schwesternanstalten und Schulen in Lumpur und Thaiping, der protestantischen Schultätigkeit ein tüchtiges Gegengewicht zu schaffen. Es scheint, der Mann hat sich zu Tode gearbeitet. Der liebe Gott wird es ihm nicht übelnehmen! (Freib. f. M.)

Japan. Die Lage der Mission ist im allgemeinen noch besser, als man es in diesen Kriegsunruhen erwarten durfte. Die katholische Mission hatte ja auch viele ihrer Leute im Felde stehen und viele derselben sind nicht mehr zurückgekehrt. Für jeden gefallenen Katholiken wurde zu Hause eine würdige Leichenfeier gehalten, deren erste Schönheit auch auf die Heiden guten Eindruck machte. Mehrere Missionspriester waren dem Ambulanzdienste in den Lazareten zugeteilt, konnten dabei auch ungehindert Seelsorge ausüben. Das Volk zeigt sich der katholischen Mission keineswegs feindselig. (Freib. f. M.)

Freilich sind die höher Gebildeten jetzt stolzer als je und halten jede Religion für überflüssig, betrachten sie höchstens als ein Bändigungs mittel für das niedrige Volk und dieses nimmt sich daran manch' Muster und sieht zudem an den Christen die Religionspaltung, da dort etwa 30 protestantische und schismatische Sekten sich gegenseitig bekämpfen und nur einig sind im Hass gegen die katholische Religion, worüber der Heide sich den Schluß zurecht legt: Es könne bei solchen Gegenständen auch im Christentume nicht die Wahrheit liegen.

Doch zählt die katholische Kirche in 5 Bezirken 58.900 Katholiken und 34 Missionschulen mit 4250 Schülern; auch die Trappisten in der Diözese Hakodate haben eine Schule. Die religiöse Genossenschaft einheimischer Frauen hat in 12 Kommunitäten schon 160 Mitglieder, die in Krankenpflege, Schule und Unterricht des weiblichen Geschlechtes ganz Tüchtiges leisten.

Die Mission auf Schikoku wurde von der Diözese Osaka abgetrennt und als selbständige Präfektur den spanischen Dominikanern übertragen.

Borneo. Die katholische Mission ist dort an Zahl ihrer Bekenner den Protestanten um 40.000 voraus, an Geldkraft sind aber letztere weit im Vorsprunge und darin liegt allweg eine große Gefahr. Es wird von den Missionären geleistet, was sie bei dieser Sachlage nur zu Stande bringen können.

P. Haidegger ist wieder nach Nuching zurückgekehrt und leitet in gewohnter Umsicht das Werk. P. Stotter ist wieder bei seinen Milanos glücklich und sie mit ihm; die PP. Mulder und Weber pflanzen und jaten mutig in den neuen Stationen Talet-Tya und Muka und ist mit diesen beiden Posten nun das ganze Milano-Gebiet in die katholische Mission einbezogen; das ist in Anbetracht der kurzen Zeit von vier Jahren ein großer Erfolg zu nennen!

In Muka war zur Zeit der Eröffnung heftige Blattern-Epidemie. Sofort nahm Rektor P. Stotter unter Beihilfe des P. Weber an 2000 Leuten die Impfung vor, worauf die Seuche, der schon 400 erlegen waren,

ins Abnehmen kam. Dort wurde auch gleich eine Schule eröffnet, in welcher 20 Schüler beim Unterrichte sind; es würden schon ihrer hundert und mehr sein, wenn sie nicht auch verpflegt werden müßten, wofür die Missionskasse die Vorspann nicht beistellen kann. Doch ist dort ein kräftiges Vorgehen unabweislich, weil überall die Gefahr herrscht, daß die Sekten oder der Islam das Volk in Beschlag nehmen. Wer etwas zur Beihilfe tun kann, tut dort ein sehr gutes Werk.

Ceylon. In der Station Elalai sind bei Gelegenheit einer Volksmission unter Leitung des P. Senn O. M. J. mehrere heidnische Familien in das Katechumenat eingetreten und meldeten sich eine Reihe von Protestanten zur Aufnahme in die katholische Kirche; die Schule mit 100 Kindern ist gut versorgt und wurde von dort aus eine Filialschule besetzt.

Philippinen. Die katholische Mission tut auch unter den neuen Verhältnissen unentwegt ihre Pflicht und nicht vergeblich.

So hat das Bistum Cebu in 2 Kollegien 800 Knaben und Jünglinge und 500 Mädchen als Jöglinge, das Seminar hat 80 Mönchen, deren Verpflegung auf Kosten der Eltern geschieht. Es bestehen viele gut geleitete Schulen. Da die amerikanische Regierung für Missionschulen keinerlei Unterstützung gibt und ebenso keinen Gehalt für die Priester, so hält das Volk diese Schulen her und sorgt für den Lebensunterhalt der Priester.

Größere Schwierigkeiten bereiten nur die Sekten, die sich überall einmengen, denen es z. B. ein Hochgenuß ist, das Aglipay=Schisma nach Kräften zu schüren. Mehrere abgefallene katholische Priester haben einige tausend Leute nach sich gezogen und bilden eine Gegenkirche, für deren Fortbestehen die Protestanten lustig weiter hegen.

II. Afrika.

Aegypten beging heuer die Gedächtnisfeier an die vor 100 Jahren geschehene Gründung der Dynastie Mehemed Ali, deren Sprosse auch der jetzige Vizekönig Abbas Hilmy II. ist.

Mehemed Ali hatte den Christen unter seiner Regierung volle bürgerliche und religiöse Freiheit gewährt und war der katholischen Mission in jeder Weise behilflich durch Ueberlassung von Grundstücken für Kirchen, Klöster und Wohltätigkeits-Anstalten. So ward es auch seither von Seite der Khediven in ihrer Reihenfolge gehalten, obwohl Mohamedaner, waren sie große Wohltäter und Schützer der katholischen Mission, so auch der jetzige Khedive.

Der Oberhirt, Patriarch von Alexandrien, Msgr. Aurelio Briante hat darum in einem Hirtenschreiben seine Katholiken aufgemuntert, sie sollen im Gebete und im heiligen Opfer dankbar an dieser Feier sich beteiligen, was auch allgemein geschehen ist.

Deutsch=Ostafrika. Apostolisches Vikariat Zünd=Sansibar. Dort gab es großes Unglück. Der im letzten Hefte gemeldeten Ermordung des apostolischen Vikars Msgr. Ziff und seiner Genossen am 14. August 1905 folgten die Vorstöße der aufständischen Neger gegen die katholischen Missionsstationen, zuerst Nyangao, von wo die Missionäre mit den Schwestern noch entfliehen konnten, deren eine auf dem Wege noch in die Hände der Wilden fiel und wohl ermordet wurde, eine zweite infolge der Ueberanstrengung bald starb, dann Ykuledi, diesen folgte Peramiho, wo die Schwesternanstalt erst neu gebaut war, Nigonjera und Kwirowo, welche sämtlich zerstört wurden.

Aus den Stationen Mabitisa, Tosamagaraa und Luita konnten die Missionäre den anstürmenden Horden noch entziehen an die Militärstation Tringa. Auch diese obgenannten Stationen werden dasselbe Schicksal erlitten haben und sind von allen Stationen nur noch Kurasini und Dar es Salam erhalten.

Alle im letzten Jahre erreichten Erfolge sind damit vernichtet, und solche hatte es mehr als je gegeben, wie der ermordete Vikar Spitz deren eine schöne Reihe gemeldet hatte. Er hatte die Hoffnung ausgesprochen: „Bald werde der dunkle Erdteil ein schönes, liches Gottesland sein, dessen junge Kirche vielleicht jene des alten Europa noch überflügeln werde.“ Nun ist alles auf lange Zeit hinaus wieder vernichtet. Der Schaden ist unberechenbar.

Apostolisches Vikariat Nord-Sansibar scheint bis jetzt von der unheilvollen Bewegung noch nicht ergriffen und sind die Meldungen von dort sehr erfreuliche. Im Kilima-Ndaro-Gebiete gibt es im Landstriche Kiboscho 4000 Kinder und 2000 Erwachsene beim regelmäßigen christlichen Unterrichte. Dieses Gebiet steht jetzt unter einem christlichen Häuptlinge; nachdem der alte Häuptling Sianga seine Stelle freiwillig nieder gelegt hatte, wählte der Kronrat dessen Sohn Emil Namo, der vor drei Jahren vom Bischofe Allgener getauft worden war, zum Häuptlinge, von dem sie als einem Christen gerechte Behandlung hoffen.

In der neuen Station Metumi, 1904 gegründet, gibt es noch Anfangsschwierigkeiten. Wegen Mangels jeder Art besseren Baumaterials konnte das Missionshaus nur aus Flechtwerk, verbunden mit Lehm und Kuhmist, hergestellt werden. Das Volk will für jede Handreichung hohe Zahlung, sogar die Schüler wollen bezahlt sein.

Das ganze Missionsgebiet zählt 14 Stationen mit 12.000 Christen, 23 Priester, 15 Brüder und 19 Schwestern; in 56 Schulen sind 7539 Schüler. Auch wirken dort in drei Stationen und fünf Schulen die Trappisten mit 3 Priestern, 10 Brüdern und 10 Schwestern.

Deutsch-Afrika. Am 16. Juni 1904 ist in Steiermark infolge einer schweren Verwundung auf der Jagd ein Mann aus dem Leben geschieden, der eine Erwähnung auch im Missionsberichte vollauf verdient, der ehemalige Reichs-Kommissär für Deutsch-Afrika, Hermann von Wißmann.

Geboren 1853 zu Frankfurt a. O., 1873 Offizier, 1880 Mitglied einer Forschungsreise, welche ganz Afrika durchquerte, ebenso ein zweitesmal im Dienste des Königs der Belgier, wobei er die Sklavenjagd und den Sklavenhandel durch die Araber in all ihren Schrecken kennen lernte und darüber an die deutsche Regierung Berichte erstattete, wurde er 1885 von dieser zum Reichskommissär für alle deutschen Besitzungen in Afrika ernannt, mit dem Auftrage zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen mitzuwirken.

Diesen Auftrag führte er in ein paar Jahren in einer Weise durch, welche die Bewunderung aller verdiente. Er eroberte Deutsch-Ostafrika aus der Gewalt der Araber zurück, vertrieb ihnen den Sklavenhandel, gewann das volle Vertrauen der einheimischen Völker und wirkte dadurch noch weit mehr, als durch Waffengewalt. Den Missionen war er ein guter Freund und Beschützer und trat auch öffentlich mit voller Anerkennung für ihr Wirken ein. 1896 hatte er wegen schwerer Krankheit seine Stelle zurückgelegt und wirkte seither Großes in wissenschaftlichen Arbeiten. Ehre dem Andenken dieses großen Mannes! Gott lohne ihm alles Gute, was er getan!

Apostolisches Vikariat Uganda. In der Millhiller-Mission wirken auch Franziskaner-Schwester mit und sind zumeist bei der Krankenpflege in Verwendung.

Im vergangenen Jahr war die Zahl derer, die bei ihnen Hilfe suchten 13.000! Da läßt sich denken, welch hohe Auslagen die Apotheke allein fordert. Vorräte für Krankenkost sind nicht mehr vorhanden, die chirurgischen Instrumente mangeln, außerdem ist der Bau eines Spitalcs eine dringende Notwendigkeit — und für alles dieses kein Geld vorhanden. Sie bitten flehend um Beihilfe.

Apostolisches Vikariat Ubaghi. Die Väter vom heiligen Geiste haben dort einen schweren Stand, wie es bei den eigenartigen Verhältnissen nicht anders denkbar ist. Manche der Negerstämme sind von einer Wildheit ohnegleichen, stets auf Menschenraub bedacht, grausam über die Möglichkeit, völlig ohne jedes Gottesbewußtsein. Als ein Ausbund dieser Art werden die Bondjo-Neger geschildert. Dennoch geschieht die Missionsarbeit ohne Zagen und mit Erfolg.

So ist z. B. die Mission „Heilige Familie“ in bester Entfaltung und durch Anlegung einer Farm für genügenden Lebensunterhalt gesorgt, auch für 300 Kinder, die dort Unterricht und Bepflegung genießen und zu tüchtigen Arbeitsleuten herangebildet werden.

Die Batke-Neger, die sich bisher immer ferne hielten, beginnen, sich zu ergeben; zu Vätern wurden ihrer 52 getauft und sind gegen 200 Knaben in der Schule.

Unter den Bangala zeigen sich endlich auch Erfolge: 300 Katechumenen sind täglich beim christlichen Unterrichte.

Bruder Romanus ist an Fieber gestorben, Bruder Anshar schwer erkrankt.

Süd-Afrika. Im Basuto-Land, wo die O. M. J. seit Jahren harte Arbeit und viel Widerstand fanden, weicht dieser jetzt zurück und macht einer guadenreichen Bewegung Platz. Die Bekehrten sind eifrige Christen und große Marienverehrer. Die Inmakulata-Zubilaumsfeier 1904 ging unter ungemein großem Andränge des Volkes vor sich, und ist seither die Bekehrung erwachsener Heiden zahlreich.

Von Mont olivet aus wurde eine neue Station vorgezogen, wo sich sofort der Häuptling und 50 Männer zum Katechumenate melden. Leider beginnt auch dort die bedenkliche afrikanische Bewegung sich einzuschmuggeln.

Kassraria wird von den O. M. J. und den Trappisten bestellt. Umtata, die jetzige Hauptstadt und Hofstadt, 1883 von P. Vanden in Angriff genommen, sind jetzt blühende Missionsstationen mit großen Schulen und Schwesternanstalten, ebenso die später errichtete Mission Cala, deren Schule zu den bestgeleiteten zählt.

Die Trappisten halten fünf Stationen besetzt, deren schönste ist Lourdes, mit prächtiger Kirche, Schule und Pensionat und einer Altersheimschule für die jungen Kassern.

Im Südwesten der Kassraria errichteten in jüngster Zeit die Jesuiten zwei Stationen, die gute Entwicklung versprechen.

Für Land und Mission Kassraria kommen neue Verhältnisse heran, weil von Kapstadt her zwei Eisenbahnlinien im Bau begriffen sind, welche das Land durchziehen und große Umwandlung schaffen werden.

Kavland. In diesem britischen Kolonialreiche mit einer Bevölkerung von sieben Millionen bestehen für die katholische Mission zwei apostolische Vikariate: **East-Kap** und **West-Kap** und die apostolische Präfektur **Zentral-Kap**. Sie zählen zusammen etwa 20.000 Katholiken.

Sie sind mit Pfarrschulen gut versehen, das religiöse Leben ist reger, auch katholische Vereine in vielen Orten in voller Tätigkeit, Ordensschwestern auf vier Stationen verteilt, die Mission wird auch bei den Heiden fleißig gepflegt. (Freib. t. M.)

Madagaskar. In **Ambohidratrimo** besteht eine Ausfäzigenanstalt unter Leitung der Franziskaner-Missionschwestern. Jährlich gehen gegen tausend Ausfäziger getauft, mit Tod ab, und fast sämtlich wird der Platz jedes Verstorbenen sofort wieder besetzt, so groß ist dort die Zahl dieser Kranken.

Nun ist durch das gräuliche Gesetz der französischen Regierung, betreffend Ausweisung aller religiösen Genossenschaften auch in den Kolonien, der Zeitpunkt eingetreten, daß die Schwestern ihre Ausfäzigen verlassen sollten.

Da stellte sich die General-Öberin bei der Regierung in Paris, mit der Bitte, ihrer Genossenschaft die Pflege der Ausfäzigen zu lassen, und erklärte sich schließlich bereit, auch alle Kosten der Pflege, Ernährung und Kleidung zu übernehmen. Richtig wurde ihr dieses als besondere Gunst gewährt. Nun müssen die armen Schwestern diese Last tragen, die nur erschwänglich wird, wenn große Hilfe von Wohlthätern kommt. Die Kosten sind berechnet für je einen Kranken jährlich 100 Mark, das gibt im Jahre 80.000 bis 100.000 Mark. Wer möchte da ein schönes Werk der Barmherzigkeit tun? Die Schwestern klopfen bittend bei den Barmherzigen an. (Freib. t. M.)

Französisch-Kongo. Der apostolische Vikar, Msgr. Carrière, ist leider aus dem Leben abgerufen worden, nachdem er seit 1869 in der Kongo-Mission gewirkt und viele der jetzt bestehenden Stationen gegründet hat, so **Landana**, **Voango**, **S. Antonio**, **Mboma**, **Stanley-Pool**.

Seit 1846 apostolischer Vikar, brachte er die Mission zu hoher Entwicklung, gründete auch ein Seminar zur Heranbildung einheimischer Priester, war ein tüchtiger Führer der Missionspioniere, und wird nun eine hohe Charge im Himmel sein Lohn sein. (Freib. t. M.)

Belgisch-Kongo. Die Willhiller-Genossenschaft, welche über Einladung des Königs der Belgier eine Reihe frischer, kräftiger Männer dorthin gestellt hat, betrauert schon den Tod des Missions-Oberen **P. T'Grady**, der nach zweimonatlicher Tätigkeit dem mörderischen Klima erlag. **R. I. P.**

Französisch-Guinea. Diese apostolische Präfektur wird von den Vätern vom heiligen Geiste missioniert. Es gibt dort großartigen Handelsverkehr, und ist z. B. der Hauptort **Konakry**, der vor 1890 noch ein Palmwäldchen war mit einem Negerdörflein mit 150 Venten, derzeit eine Stadt mit 17.000 Bewohnern, ganz modern großstädtisch gebaut.

Die Mission schreitet auch vorwärts: sie hat in dieser Stadt 1100 Christen, etwa 800 im Lande verstreut. Es sind noch mehr Städte dort erwachsen, für welche auch Missionäre erbeten werden; leider sind im ganzen nur 15 Missionäre. Am besten macht sich die Station **Sangha**. (Freib. t. M.)

Togo. Die Steyler-Missionäre dringen von der Küste mehr in das Hinterland vor, welches man dort mit „Busch“ bezeichnet, und errichteten einige Außenstationen.

Eine derselben scheint eine große Zukunft zu haben: Wogà (Groß-*Wo*, dessen Bewohner heidnische Fetischdiener sind, aber strebsam, der Arbeit nicht abhold, im Ackerbau sogar tüchtig. — Wo gearbeitet wird, ist für Religion auch Platz.

Seit 1903 ist dort eine Schule, die sich gut anläßt, selbst der Häuptling scheut sich nicht, regelmäßig mit den Kindern am Unterricht teilzunehmen. Sie lieferte auch schon eine Anzahl Täuflinge, im Jahre 1904 deren 45. Zum Baue einer Kirche ist schon der Grund gelegt. Die Schule in Akumape brachte ebenfalls 23 Schüler zur heiligen Taufe. — In Palime ist eine Schwestern-Anstalt fertig gestellt und schon besetzt, in Lome ein neues Werkhaus und eine Knabenschule eröffnet.

III. Amerika.

Nord-Amerika. Apostolisches Vikariat Saskatchewan. P. Turquetil O. M. J. war schon dreimal ausgerückt, um bei den Eskimos im Nordwesten der Hudson-Bai die Mission einzuführen, mußte aber jedesmal nach vergeblichen Anstrengungen und unsäglichem Qualen wieder den Rückzug antreten, er konnte nicht hinkommen.

Zum viertenmale machte er sich 1904 auf den Weg über Bitte des Häuptlings Nyrimahof, der selber kam, obwohl er sich früher ablehnend verhalten hatte, aber nun alles zu tun versprach, was in seiner Macht liege, wenn nur der Missionär in sein Lager am Garry-See, wo er über tausende von Eskimos wie ein König herrscht, käme. Es handelt sich also um ein Werk von großer Wichtigkeit. Noch liegt keine Meldung vor, mögen bald erfreuliche kommen.

Die Mission, welche jede Kraft schwer vermißt, verlor 12. Juli 1905 den jungen P. Tauber. Derselbe ward 1903 nach Kanada geschickt, wo er krank an den Folgen einer Verkältung ankam, mit jugendlichem Eifer aber an die Arbeit ging in Duck-Lake und Fish-Creek, wobei sich seine Kräfte aufzehrten. Er stand im Alter von 26 Jahren! R. I. P.

Apostolisches Vikariat Athabaska-Makenzie. P. Laity O. M. J. schildert in der Missionszeitschrift Maria Immaculata das Leben in jenen Eisregionen.

Die Station Providence liegt 2200 km von der nächsten Eisenbahnstation Edmondston entfernt, also etwa wie Paris von Petersburg, oder Madrid von Königsberg! Die Briefbeförderung geschieht durch die Dublonsbai-Gesellschaft zweimal im Jahre, Frachtgutbeförderung nur einmal zur Zeit, wo die Flüsse eisfrei sind. Für den Verkehr in der Mission gibt es im Sommer Fußwege und Rachen, im Winter Schneeschuhe und Hundeschlitten. Die meisten Missionäre sind abgeschlossen vom Verkehre mit den Mitbrüdern. P. Laity, der 37 Missionsjahre hinter sich hat, brachte die Hälfte derselben in völliger Vereinjamung zu, sein nächster Nachbar war 440 km weit entfernt. Dennoch haben sie sich einmal im Jahre gegenseitig besucht, sie brauchten dazu im Winter 20, im Sommer 10 Tageisen, auf welchen es kein Quartier gab, als Lannenzweig-Lager und als Beleuchtung Mond und Sterne und das Nordlicht.

Kanada. Für die vielen deutschen Einwanderer sorgt die katholische Mission in bester Weise. Seit 1902 schickten die Benediktiner von Kolle-

gevillle (Minnesota) ihnen Priester und Brüder, die von E lung (Illinois) verlegten gleich ihr ganzes Kloster in die St. Peter-Kolonie. 1904 waren schon 11 Gemeinden organisiert, 7 derselben mit Kirchen, einige auch schon mit Schulen versehen, eine deutsche Zeitung „St. Peter-Vote“ ist gegründet, durch dieselbe, sowie durch Unterricht in deutscher Sprache geschieht viel für Erhaltung der angestammten deutschen Sitte und katholischen Religion.

1904 wurde für einen neuen Zuzug katholischer Deutscher eine Kolonie St. Josef im Südwesten von Saskatchewan gegründet, für dieselben wurden drei Patres gestellt, die Zeitung hat P. Bauer.

Manitoba. In der Mission Winnipeg ist Br. Holzapfel (O. M. J.), der ihr seit vier Jahren unschätzbare Dienste geleistet hatte, an Typhus im Alter von 28 Jahren gestorben, 3 Patres von derselben Krankheit ergriffen, kamen mit dem Leben davon. Jede Arbeitskraft ist dort kostbar, nachdem die Bevölkerungszahl auf 85.000 gestiegen ist, innerhalb 4 Jahren um 85 % zugenommen hat.

Vereinigte Staaten. Die Mission Rosary in der Pine-Ridge-Agentur hat aus 6730 Indianern bereits ein Drittel für die katholische Kirche gewonnen, die sich brav halten, in der Missionschule sind 220 Kinder. (Freib. f. M.)

Süd-Amerika. Brasilien. Die Franziskaner erbauten in Lages (Staat S. Katharina) ein Kolleg unter großen Kosten, mußte doch z. B. der Kalk in Säcken, ebenso Eisen und Glas von der 6 Tagereisen entfernten Meeresküste herbeigeschleppt werden und verlangten die Arbeiter 8—12 Mark an Tageslohn und mußte das Geld zu 12—18 % aufgenommen werden.

Schließlich wurde dem Kollege, das sich einer großen Schülerzahl erfreute, das bereits zugesagte Öffentlichkeitsrecht und alle staatliche Unterstützung entzogen auf Betreiben der Logenbrüder und ihrer Presse.

Das Volksschulwesen liegt im Argen; in den Staatschulen ist alle Religion ausgeschlossen, für die Missionschulen hat man nur wenige christliche Lehrer. Es gehört auch dort ein Stück Heldenmut dazu, ein katholischer Lehrer zu werden und zu sein, noch größerer als bei uns, wo bekanntlich auch katholisch gesinnte Lehrer mehr als genug auszusuchen haben. (Freib. f. M.)

Uruguay. P. Gerard Woeble veröffentlicht im Steyler Missionsboten unter dem Titel „Morgen-Dämmerung am Uruguay“ Schilderungen über die religiösen Verhältnisse im Missions Territorium und über die Arbeitserfolge.

Der Eindruck ist: Staunen! Ja, Staunen über die Wirklichkeit, die unserem Maßstabe völlig unsfaßbar erscheint, und Staunen über das, was die junge Steyler-Mission in so kurzer Zeit erreichen konnte. Hier kann freilich nur wenig Platz finden. Es handelt sich da um das Gebiet der einstigen Indianer-Reduktion von Uruguay unter Leitung der Jesuiten. Nach Vertreibung der Jesuiten bestanden die Dörfer noch, bis 1816 die Brasilianer über sie herfielen, sie plünderten, in Brand steckten und die Indianer teils erschlugen, teils verjagten. 70 Jahre blieb alles verodet, dann wurde die Stadt Concepcion de la Sierra durch Einwanderer wieder besetzt. Vor drei Jahren wurde die Mission den Steylern über-

tragen und konnte zuerst P. Velt in zweimaliger Durchquerung dieses weiten Gebietes wieder die Anfänge religiösen Lebens ins Leben rufen.

Nun ist P. Boeste an dessen Stelle getreten und soll nun ordnen und organisieren. Er begann mit den Kindern, vorerst konnte er mit Mühe wenige finden, jetzt hat er 80 zum Unterrichte. So ging es betreff Besuches der heiligen Messe, zu welcher niemand kommen wollte, jetzt ist die Kirche täglich gefüllt. So ging es mit der Festfeier, z. B. zu Weihnacht kannte man dort nichts mehr als die Aufstellung eines Krippleins in den Häusern und dabei Tanzmusik bis an den Morgen; er brachte die Leute in der heiligen Nacht zum Gottesdienste zum freudigen Staunen aller, dann wagte er sich an die Fronleichnams-Feier. Es schien unmöglich, besonders das Mannsvolk für eine Prozession zu gewinnen, da es dort als Schande galt, wenn ein Mann eine Kirche besuchte. Und siehe da, der Bürgermeister, der Friedensrichter und der behörbliche Kommissär erklärten sich bereit, es ergingen Einladungen und es wurde eine großartige Prozession, die erste seit 100 Jahren!

Nun besuchte der Missionär der Reihe nach die ehemaligen Stationen, traf überall dieselben Verhältnisse, nur notdürftige Spuren von Religion, kaum mehr ein Wissen von heiligen Sacramenten, die Kinder aufwachsend ohne Religionsunterricht u. s. w. Es sind Christen und tut ihnen die Mission so not, als wie den Heiden. Gott segne dieses große Werk und lasse aus den glimmenden Funken wieder helles Feuer aufflammen.

Bolivia. Als Ergänzung zu dem Berichte im letzten Hefte sei hier noch beigelegt: Unter den Guarayos, wo einst von 1823 bis 1849 der Franziskaner P. Lacueva gearbeitet hatte, unter Vorkommnissen, die wohl jedem den Mut nehmen müßten, kommt nun auch das, was in Tränen gesäet wurde, zur freudigen Ernte. Die Mission geht nun ununterbrochen vorwärts.

Es bestehen vier Reduktionen. In einer derselben, Potan, wirkt mein lieber Landsmann P. Wolfgang Briewasser aus Maria Schmolln. Er hat die durch Brand zerstörten Baulichkeiten wieder errichtet, ein Sägewerk erbaut, welches der Mission große Dienste leistet und in seiner Anlage allseits angestaunt wird, sammelte das Indianervolk der Umgebung zu einer geordneten Gemeinde mit 600 Seelen, die mit vollem Vertrauen an ihm hängen und als brave Christen sich erweisen.

Ebenso ist die Reduktion Ascension, 1854 von den Franziskanern übernommen, jetzt in segensvoller Entwicklung. P. Januar Scherer, ebenfalls Desterreicher, erbaute dort die Kirche, brachte das Volk zu geordneter Arbeit in Ackerbau und Viehzucht, und damit zu Wohlhabenheit. Im ganzen leiten die Franziskaner in 18 Indianer-Reduktionen 15.000 Seelen. (Freib. f. M.)

Die apostolische Präfectur Süd-Patagonien und Feuerland. Der Jahresbericht meldet, daß die Anzahl der Katholiken auf 29.000 angewachsen sei. Es gibt nur noch 500 Heiden. Die Arbeit der Mission hat es also in den 25 Jahren ihres Wirkens weit gebracht. Die Protestanten zählen 3700 meist unter den Kolonisten.

IV. Australien und Ozeanien.

Apostolisches Vikariat Neu-Guinea. P. Eugen Meyer, Generalassistent der Missionäre vom heiligsten Herzen, gibt in den Monatsheften die Eindrücke wieder, die er dort gewonnen hatte.

Ueber die Mission weist er auf die Thatfache hin: Vor 25 Jahren war von den Eingebornen nichts bekannt, als daß sie alle Fremden, die zu ihnen kamen, Kaufleute, Rundschaffer, Missionäre . . . sich ganz zu eigen machten, d. h. sie auffraßen. kamen keine Fremden, so leisteten sie sich gegenseitig solche Tafelfreuden, sie verspeisten einander.

Als 1885 P. Verjuss mit zwei Brüdern zu ihnen kam, geschah ihnen nichts zu Leide, im Gegentheil, und obwohl er selbst gezweifelt hatte, ob diese Leute überhaupt fähig wären, Christen zu werden, kam schon nach zweijähriger Tätigkeit dieser Zweifel zur günstigen Lösung, er konnte viele unterrichten und taufen, und seither, so weit die Mission in diesen 20 Jahren ihre Tätigkeit ausdehnen konnte, fand sie überall Erfolge, groß an Zahl, noch größer an Umgestaltung. dieser Urwilden zu braven, thätigen Christen.

Derselbe schreibt auch über die Haltung der Schwestern, deren Anstalten er visitiert hatte. Er fand sie auf allen Posten in derselben Lebensweise, unter glühender Tropenhitze, von Mosquitos gepeinigt, häufig an Sumpffieber leidend, in armeligen Wohnungen, oft nur den Bretterboden oder nackte Erde zur Liegerstatt, von Schlangen, Tausendfüßen und anderem giftigen Geckmeiß gefährdet, bei spärlicher unschmackhafter Kost und mit Arbeit überhäuft, mit Krankenpflege, Unterricht der Kinder, Besorgung des Hauswesens usw. und dabei stets heiter und wohlgemut, einen Selbstenmut zeigend, wie er solchen nie im Leben gesehen hatte.

Im April gab er ihnen Exerzitien auf Nukusland. Ihre Rückreise in die Stationen geschah zur Zeit einer Ueberschwemmung. Die Boote und Rachen kamen zum Kentern, alle Schwestern wurden von den Wogen fortgerissen, und wurden wie durch ein Wunder sämtlich gerettet, hatten dann noch weite Strecken durch Urwald ohne Weg und Steg. Eine machte zu Pferde ihren Weg, es ging ihr auch nicht besser; an einer tiefen Stelle wurde das Pferd weggerissen, sie konnte noch ein Schlinggewächs erfassen und kam lebend davon. Alle arbeiten rüstig weiter. Wer hat je ähnliches mitgemacht oder fühlt den Mut dazu! Solchen kann nur Gott geben.

Die apostolische Präfektur Kaiser Wilhelmsland ist seit 1896 den Stenler-Missionären übertragen. In fünf Stationen und fünf Schulen mit 300 Schülern wirken 14 Priester, 14 Brüder und 11 Schwestern.

Neuseeland. Die Millhiller-Missionäre, welche 1886 die Mission bei den Maori in der Diözese Auckland aufnahmen, halten jetzt zehn Stationen besetzt und zählen 6000 Katholiken, in den letzten Jahren war die Durchschnittszahl der Bekehrungen jährlich 340. In der Diözese Wellington arbeiten an der Maori-Mission die Christen und haben in vier Stationen 1500 Getaufte und ebenso viele Katechumenen.

Marshall-Inseln. Dem Werke der Missionäre vom Heiligsten Herzen ergeht es wie dem Altvater Job. Es ist noch kein Jahr vergangen seit der Hinmordung der Missionäre und Schwestern in Baining, derselben folgte der Untergang des Missionsdampfers, welcher Verlust sie zu Bettlern machte, sie können ihn ja nur durch Almosen wieder ersetzen. Feuer am 30. Juni kam neues großes Unglück.

Ihre Mission auf Saluit wurde von einem schrecklichen Taifun Sturme zerstört. Von den meisten Banlichkeiten, Kirche, Missionshaus,

Schwesternanstalt, Schule und Werkstätten sind nur Trümmerhaufen übrig. Sie bitten flehentlich um Hilfe.

Machen wir nicht lange Gespräche, wie die drei Freunde des Job, sondern tun wir wie diejenigen, die sich dann freigebig einstellten, wie die Schrift sagt: „Venerunt autem ad eum omnes fratres et amici, qui noverant eum prius . . et moverunt caput et consolati sunt eum super omni malo . . et dederunt ei unusquisque ovem unam et in aurem auream unam. Dominus autem benedixit novissimis Job magis, quam principio ejus. Job c. 42. Fiat!

Apostolisches Bistariat Neupommern hat derzeit 31 Stationen mit einer Christenanzahl von 11.700, unter welchen 34 Priester, 42 Brüder und 34 Schwestern fleißig Arbeit haben, auch 63 Schulen mit 2800 Schülern mit Unterricht versorgen.

Molokai. Der letzte Bericht schloß mit der erfreulichen Meldung, daß das Missionspersonale von der Krankheit verschont sei. Seither folgte die betäubende Berichtigung: Bruder Serapion ist vom Aussatze ergriffen! Er ist erst dreißig Jahre alt. Gott helfe ihm das Schwere tragen.

V. Europa.

Deutschland. Eine herrliche Kundgebung für das katholische Missionswerk ist die St. Bonifazius-Jubelfeier in Aulda zu nennen.

Drei Kardinäle, darunter der Primas von Deutschland, Kardinal Fürstbischöf Dr. Katschthaler von Salzburg, 33 Bischöfe, viele Aebte, Priester und Volk aus allen Ländern deutscher Zunge, der katholische Adel, unzählige Vereine und Körperschaften hatten sich zu dieser Feier zusammengefunden, die dem großen Missionär, dem Apostel der Deutschen galt. Die deutschen auswärtigen Missionen hatten dabei als Vertreter den apostolischen Präfecten aus Togo, P. Nachtwey.

Das Brandunglück, welchem ein Turm des Domes zum Opfer fiel, verursachte wohl große Bestürzung, aber auch großen Dank für die Rettung des Domes, der in der Festpredigt des Bischofs Dr. von Keppler von Rottenburg so herrlich zum Ausdruck kam: „Misericordia Domini, quia non sumus consumpti!“ und die in der begeisterten Aufmunterung gipfelte: „Die heutige Nacht hat mit Flammenschrift in unsere Herzen eingegraben: Wir sind deutsche Katholiken und katholische Deutsche! Beides zusammen macht unsere Lebensaufgabe, unser innerstes Wesen aus!“

Wie wird St. Bonifazius im Himmel sich freuen, zu sehen, wie sein Missionswerk da steht wie ein herrlicher Baum, dessen Edelreisler jetzt von Männern deutschen Stammes zu den Heidenvölkern ferner Weltteile getragen werden.

In Berlin tagte vom 5. bis 7. Oktober zum zweitenmale der Kolonial-Kongreß, woran auch die Missionsgenossenschaften, katholische wie protestantische, teilnahmen in Behandlung der religiösen und kulturellen Angelegenheiten. Daran schloß sich eine katholische Missionsfeier, bei welcher die katholischen Missionäre in den katholischen Kirchen Berlins predigten und in großen Versammlungen Vorträge hielten.

Adrianopel. Der in den Zeitungen gemeldete verheerende Brand traf auch die katholische Mission sehr schwer, Kirche, Pfarrhaus und Kloster wurden ein Raub der Flammen. Die Missionäre, Franziskaner, sowie die Schwestern stehen bettelnarm da und strecken uns bittend die Hände entgegen.

Die allbekannte Schwester Antonia Breuer wurde von der kirchlichen Obrigkeit in Konstantinopel beauftragt, eine Reise nach Oesterreich, Deutschland u. s. w. zu unternehmen zur Sammlung von Almosen. Die 70 jährige Schwester! Wie wird ihr dieses noch gelingen! Sie sei Allen bestens empfohlen.

Aus den Missionshäusern. Aus dem Missionshause Piesering bei Salzburg schickte die Genossenschaft der Missionäre vom heiligsten Herzen am 15. September 1905 neue Kräfte nach Neu-Pommern zum Ersatz für die gefallenen Opfer und zwar: P. Georg Freiherr von Langenmantel aus München, P. Josef Votoff aus Luxemburg, die Brüder Pakmer, Seissenbacher und Tambauer (aus Diözese Linz), ein vierter Bruder war schon vorausgereist, ferner die Schwestern Helena und Paula. Weihbischof Dr. Kaltner überreichte nach einer die Missionäre wie das Volk tief ergreifenden Ansprache die Missionskreuze. Die Missionäre sind 19. November dort eingetroffen.

Das Missionshaus St. Bonifazius in Heinsfeld schickte wieder eine ansehnliche Zahl frischer Arbeiter in die Mission: nach Britisch-Nordamerika 4 Patres, nach Texas 3 Patres, 1 Bruder, nach Senlon 1 Pater, nach Deutsch-Südwestafrika 4 Patres, 3 Brüder. (Gott sei mit ihnen!)

Dieselbe Genossenschaft der O. M. J. führte im letzten Jahre die Gründung eines neuen Klosters durch: St. Nikolaus bei Capellen-Bevelinghoven im Rheinland. Fürst Salm-Reifferscheidt-Dyck, der Besitzer dieses 1401 gegründete nund 1802 aufgehobenen Klosters, wollte es seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgeben. Möge es, dem Missionswerke eingefügt, neue Blüten und Früchte tragen.

Missionshaus Knechtsteden. Die Väter vom heiligen Geiste errichten an zwei Orten neue Niederlassungen für Heranbildung von Missionärskräften, eine in Broich bei Aachen und eine in Neuscheuern, Voßthringen.

Im Missionshause St. Florentius in Zabern (Elsaß) feierten am 18. Juli 1905 ihrer 15 junge Elsässer Priester ihr Abschiedsfest vor ihrer Abreise in die Mission.

Das Werk der heiligen Kindheit hat im letzten Jahre 3,715,330 Frank eingebracht. Wieder steht Deutschland mit seinen Kindern an der Spitze mit 1,241,027 Frank, an zweiter Stelle Frankreich mit 918,350 Frank, dann Belgien, Italien, Holland, Oesterreich u. s. f.: bei Verteilung der Vereinsgelder wurden darum auch die deutschen Missionen reichlicher bedacht als früher.

Der katholischen Mission und all' ihren Arbeitern und Freunden wünsche ich Gesundheit und Kraft zu fröhlicher Weihnacht und glückseligem neuen Jahre!

Sammelstelle.

Gaben-Verzeichnis.

Bisher ausgewiesen: 18,943 K 88 h. Neu eingelaufen: Vom Hochw. Herrn Kanonikus Grienberger, Esferding 10 K für Ausjägigen-Anstalt Kumamoto, Japan. Durch Pfarramt St. Marienkirchen von „Unge-nannt“ 300 K. Hochw. A. Breiß, Haag N.-De. 10 K. Hochw. C. Köstler, Groß-Neudorf N.-De. 3 K. Hochw. Kanonikus Geisler, Seefkirchen 100 K. vom Pfarramte Hofkirchen bei St. Florian 10 K, Berichterstatter 20 K, zusammen 443 K. Verteilt an: Eastern-Bengal and Assam 25 K, Pondichab 25 K, Borneo 20 K, Süd-Sansibar 50 K, Uganda Missionschwestern

20 K, Zentralf-Afrika Msgr. Geyer 25 K, Sambesi 20 K, Trappisten Kaffaria 10 K, Ubanghi 10 K, Basutoland 20 K, Togo 20 K, Koptenmission Aegypten 20 K, Madagaskar Aussätzigenanstalt Ambohybatrimo 20 K, Bolivia 18 K, Jaluit 50 K, Neupommern 20 K, Adrianopel 50 K, Norwegen 20 K. Summe der neuen Einläufe 453 K. Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 19.396 K 88 h.

Liebes Christkind! Vergelte und vermehre es!

Kurze Fragen und Mittheilungen.

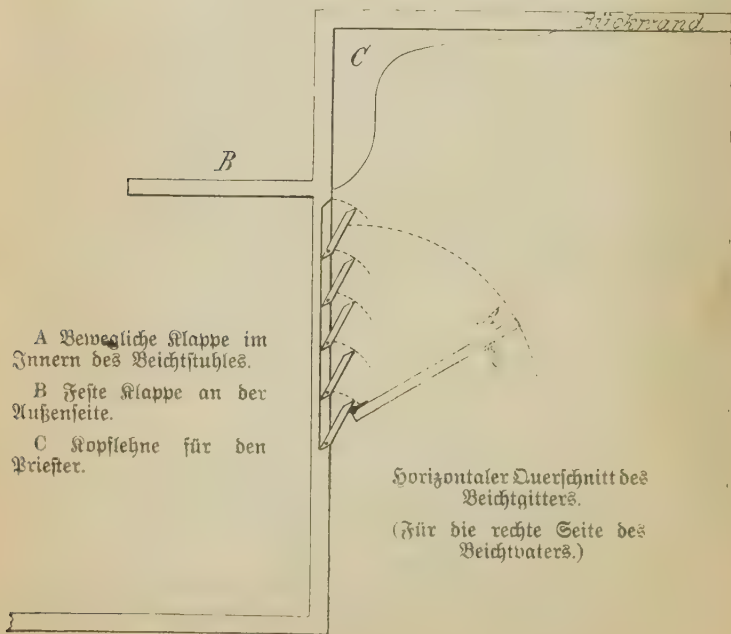
I. (Beichtgitter zur Erleichterung des Hörens.) Das Beichtgitter hat den Zweck, eine geziemende Trennung zwischen Beichtkind und Beichtvater herzustellen und zugleich mühelos das leise gesprochene Wort zwischen Beichtvater und Beichtkind zu vermitteln. Wenn bei Anfertigung des Gitters nur der erste Zweck berücksichtigt wird, liegt die Gefahr nahe, daß ein Beichtgitter zustande kommt, wodurch das Verständnis ungebührlich behindert wird. Wenn nun gar von seiten des Beichtvaters oder des Beichtkindes etwas Schwerhörigkeit hinzukommt, wird leicht die Unterhaltung zwischen Beichtvater und Beichtkind eine so laute, das geradezu das Beichtgeheimnis in Frage gestellt wird. Eine andere Gefahr liegt nur zu nahe, daß durch solches lautes Sprechen das Beichtkind vom Bekennen beschämender Sünden abgeschreckt wird. Wenn man nun manche neue Beichtgitter unter diesem Gesichtspunkte prüft, fällt es auf, daß wohl die Trennung und erst recht die Schönheit alle wünschenswerte Berücksichtigung findet, daß dagegen einer bequemen Verständigung häufig bitter wenig Rechnung getragen wird.

Um diesem Uebelstande nach Möglichkeit abzuhelpen, wurde auf meinen Vorschlag am Wallfahrtsorte Revelaer am Niederrhein ein „Sprachgitter“ hergestellt, welches, bei einer vollkommenen Trennung zwischen Beichtvater und Beichtkind, das Hören nicht bloß in keiner Weise beeinträchtigt, sondern sogar bedeutend erleichtert. Versuche haben dargetan, daß man durch dieses Gitter auf zwei Meter Entfernung die Taschenuhr leicht ticken hörte, welche man vor dem offenen Beichtstuhl auf zwei Meter nicht hören konnte. Es bringt also das Gitter die merkwürdige Wirkung hervor, daß eine Verstärkung des Tones eintritt. Es wird der Ton nicht nach allen Richtungen verstärkt, sondern nur in einer bestimmten Richtung; nämlich zwischen dem sprechenden Beichtkinde und dem Ohr des Beichtvaters und umgekehrt zwischen dem sprechenden Beichtvater und dem Ohr des Beichtkindes. Wer mit den Regeln der Akustik vertraut ist und weiß, wie die Schallwellen sich fortpflanzen, wird aus der Einrichtung des Gitters bald ersehen, warum dieses Sprachgitter eine solche gewünschte Wirkung hervorbringen muß. Dieses Sprachgitter beeinflusst den Schall ganz nach Art eines Sprachrohres (beziehungsweise Gehörrohres). Sobald nämlich eine Schallwelle zwischen zwei Flächen sich fortpflanzt, welche sich einander nähern, so wird der Schall (Ton) durch diese Einengung verstärkt. Gerade wie man das Licht durch eine Linse oder einen Hohlspiegel sammelt, so kann man auch den Schall (Ton oder gesprochenes Wort) sammeln und dadurch in einer

bestimmten Richtung bedeutend verstärken, während gleichzeitig in anderer Richtung eine Abschwächung stattfindet.

Dieses Sprachgitter ist nun für den Ton, was die Brille für das Licht ist. Es richtet die verstärkte (gesammelte) Schallwelle von außen nach innen auf das Ohr des Beichtvaters. Das von innen nach außen gesprochene Wort erfährt diese Verstärkung in der Richtung auf das Ohr des Beichtkinds. Das Gitter besteht hauptsächlich aus fünf aufrecht stehenden Brettchen (Baloufie-Brettchen). Diese Brettchen bewegen sich, untereinander verbunden, völlig geräuschlos in exakt gearbeiteten Angeln (Scharnieren).

Eine bequeme Handhabung des Priesters öffnet und schließt das Gitter. Beim Schließen legen sich die abgechrägten Kanten der Brettchen so übereinander, daß eine vollkommen geschlossene Brettfläche entsteht. Beim Öffnen des Gitters stellen die Brettchen sich schräg und bilden in Verbindung mit einer im Innern angebrachten Klappe einen Schalltrichter, der das vom Priester gesprochene Wort verstärkt zum Ohr des Beichtkinds trägt. Umgekehrt wird das Wort des Beichtkinds verstärkt dem Ohre des Beichtvaters vermittelt, indem die Außenflächen der Brettchen mit einer von außen angebrachten Vorrichtung (einer unbeweglichen Klappe) gerade so wieder einen Schalltrichter bilden. Um die Handhabung zum Öffnen und Schließen



des Gitters recht bequem und handlich einzurichten, ist die Innenklappe an dem ersten Jalousie-Brettchen befestigt, so daß eine Bewegung dieser Klappe das ganze System öffnet und schließt. Dabei ist diese Innenklappe der größeren Bequemlichkeit wegen auch für sich in Angeln (Scharnieren) beweglich.

Ein kleines festes Brettchen, als unterer Abschluß des Gitters nach innen und nach außen um eine wenige Zentimeter hervorragend, vervollständigt die Einrichtung, so daß der Ton auch nach unten eingefangen wird.

Nun ist jedenfalls eine berechnete Frage: Wie nimmt dieses Sprachgitter sich aus vom künstlerischen Standpunkt? Wird es am Ende die Schönheit beeinträchtigen? Diese Besorgnis ist gegenstandslos. Von außen bietet das geschlossene Gitter eine glatte Brettfläche dar. Diese Fläche ließe sich sogar durch schöne Brandmalerei hübsch verzieren, z. B. durch einen hineingezeichneten Vorhang oder ähnliche Verzierungen kann ein recht gefälliges Aussehen erzielt werden. Nur muß die Malerei die Fläche glatt lassen im Interesse des Tones. Auf der nach außen vorstehenden Klappe, auf die das Beichtkind spricht, könnten durch eben diese Brandzeichnungen Darstellungen des Gekreuzigten, oder des verlorenen Sohnes, oder einer Maria Magdalena ausgeführt werden. Bei einem nach diesem Systeme neu gemachten Beichtstuhl kann diese Klappe ganz in Wegfall kommen, indem man im Rahmen des Beichtstuhles die Rückwand hart an den Rand des Gitters anschließen läßt. Im Innern des Beichtstuhles (Priesterraum) muß die Rückwand mindestens 20 Zentimeter vom Gitter abstehen, weil sonst der Priester nicht bequem seinen Kopf dahin legen kann, wohin der verstärkte Ton seine Richtung nimmt. — Das geöffnete Gitter wird ebenso wenig wie die bisher gebräuchlichen den Schönheitssinn beleidigen, zumal die Bewegung der Jalousie-Brettchen ganz nach innen geht.

Einen jedenfalls nicht zu verachtenden ästhetischen Vorzug bietet dieses Gitter dadurch, daß die innere Klappe, sobald sie in die entsprechende Lage gebracht wird, den Athem des Pönitenten völlig vom Gesicht des Priesters fernhält.

Dieses Sprachgitter kann in jedem alten Beichtstuhl mit Leichtigkeit angebracht werden. Was den Kostenpunkt betrifft, so kommt jedes Gitter in tadelloser Ausführung mit messingenen Angeln (Scharnieren) auf circa 10 Mark. Die Ausführung hat die Firma B. J. Voß in Revelaer (Niederrhein) übernommen. Bei etwaigen Bestellungen ist genau anzugeben die Größe und Lage des alten Gitters:

1. Wie groß ist der Abstand des unteren Gitterrandes vom Sitzbrett des Priesters? Wenn das Gitter für sich einen Rahmen hat, wird gemessen bis zum Rahmen, d. h. der Rahmen wird als zum Gitter gehörig gerechnet.

2. Abstand der Rückwand von dem hinteren Rande des Gitters (gemessen bis zum Gitterrahmen).

3. Wie breit und wie hoch ist das Gitter inklusive Gitterrahmen?

Die Rahmen (Riegel) des Sprachgitters werden dementsprechend so eingerichtet, daß die lichte Oeffnung des Gitters mit dem unteren Rande

54 Zentimeter absteht vom Sitz des Priesters und von der Rückwand mit dem hinteren Rande der lichten Oeffnung mindestens 20 Zentimeter.

Die Ausdehnung des Sprachgitters (exklusive Rahmen) beträgt: Höhe 35 Zentimeter, Breite 23·5 Zentimeter. Als Stütze für den Kopf des Priesters wird auf der 20 Zentimeter breiten Fläche zwischen Gitter und Rückwand eine Kopflehne angebracht, so daß der Kopf des Priesters bequem ruht und zugleich das Ohr in der Richtung des verstärkten Tones sich befindet.

Wie vollkommen die gezielte Trennung zwischen Beichtvater und Beichtkind, welche die kirchlichen Vorschriften über das Gitter bezwecken, durch dieses Gitter erreicht wird, geht daraus hervor, daß die Jalousie-Brettchen eine Breite haben von mehr als 5 Zentimeter. Obwohl der lichte Raum, den die Brettchen ausfüllen, nur 23·5 Zentimeter beträgt, ist deren Breite doch mehr als 4·7 Zentimeter, weil dieselben beim Schließen mit der schrägen Kante sich übereinander legen.

Beim geöffneten Gitter läßt sich die Entfernung der parallelen Brettchen ganz nach Belieben einstellen auf $1\frac{1}{2}$ oder auch auf $\frac{1}{2}$ Zentimeter. Durch einen angebrachten Nagel kann man die Einstellung so regeln, daß es sich nur bis zu einer bestimmten Weite öffnet. Auch die enge Stellung beeinträchtigt den Ton fast gar nicht.

Es ist somit klar, daß den allgemeinen kirchlichen Vorschriften über die Einrichtung der Beichtstühle in vollkommenster Weise entsprochen wird. Es kann freilich in einigen Ländern Diözesan-Vorschriften geben, die durch dieses Gitter dem Buchstaben nach nicht erfüllt werden, wenn z. B. ein Gitter aus Eisenblech vorgeschrieben ist, oder etwa ein dichter Vorhang zu dem Gitter.

In solchen Diözesen müßte jedenfalls die Erlaubnis der Behörde eingeholt werden für dieses Gitter. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß jede Behörde nach Kenntnisaufnahme dieses Sprachgitters die Einführung gern bewilligen wird. In den Diözesen, in welchen solche Spezial-Vorschriften für die Beichtgitter nicht bestehen, ist offenbar die Einholung einer solchen Erlaubnis nicht erforderlich, da dasselbe den allgemeinen kirchlichen Vorschriften vollkommen Rechnung trägt.

Soeben schreibt ein Pfarrer der Erzdiözese Köln, der sich ein solches Sprachgitter angeschafft hat: „Das Gitter ist ein wahrer Segen für die Beichtenden und Beichthörenden . . .“

Jedenfalls werden die hochwürdigen Herren, welche etwas an Schwerhörigkeit leiden, in diesem Sprachgitter eine wahre Erleichterung begrüßen. Möge dieses Gitter recht vielen das schwere Tagewerk im Richterstuhl der Buße einigermaßen erleichtern.

Graeten.

Bernhard Bahmann S. J.

II. (Geschichte des neuen Ablasses für die Sterbestunde.) Wie unsere verehrten Leser wissen, hat der heilige Vater Papst Pius X. durch ein Dekret der heiligen Ablass-Kongregation vom 9. März 1904 allen Gläubigen einen vollkommenen Ablass für die Sterbestunde gewährt,

wenn sie einmal während ihres Lebens an einem beliebigen Tage nach würdigem Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altars mit wahrer Liebe zu Gott folgendes Gebet verrichten:

„Herr, mein Gott, schon jetzt nehme ich jede Art des Todes, so wie es dir gefallen wird, mit allen ihren Angsten, Leiden und Schmerzen von deiner Hand mit voller Ergebung und Bereitwilligkeit an.“

Dieses Gebetchen ist nicht neu, sondern wurde schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem italienischen Priester namens Josef Casasso verfaßt.

Casasso war Rektor der Kirche Consolata, einer der berühmtesten Kirchen von Turin und des mit dieser Kirche verbundenen Kollegs. Außerdem hatte er noch die Aufgabe, den zum Tode Verurtheilten beizustehen. Dieses schwierige Amt verwaltete er in Folge eines großmüthigen Gelübbes. Gott belohnte seinen Eifer durch die Gnade, daß keiner der unglücklichen Sträflinge starb, ohne vorher sein Gewissen in Ordnung gebracht zu haben. Ja, oft gelang es dem frommen Priester, in den eiskalten Herzen der Verbrecher eine so lebendige Reue über ihre Sünden und ein so festes Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit zu wecken, daß sie fast mit Freude das Schafott bestiegen. Er erklärte ihnen nämlich, wie sie durch die ergebungsvolle Annahme des Todes einen der größten und verdienstlichsten Akte unserer heiligen Religion erfüllen könnten. Wenn auch die Welt sie als Unglückliche ansehe, so seien sie mit einer solchen Gesinnung doch vor Gott die glücklichsten Menschen; denn Gott schaue nicht auf das Aeußere, sondern auf das Herz.

Er selbst war von der Wahrheit dieses Gedankens so überzeugt, daß er nicht selten voll Dank gegen die Vorsehung von der Nichtstätte heimkehrte. Manchmal rief er freudig aus: „Nun ist eine Seele mehr im Himmel und betet schon für uns, denn für solche Verbrecher bedarf es keines Regeners mehr.“ Kopfschüttelnd fügte er dann bei: „Warum sollten denn aber wir andere ins Regfeuer müssen?“ und er dachte hin und her, wie er auch die gewöhnlichen Christen davor bewahren könnte.

Endlich hatte er's gefunden. Aus der Anleitung, die der heilige Alfons von Liguori für Beichtväter geschrieben, wußte er, daß die Gott angenehmste Buße und das höchste und vollkommenste Opfer in der willigen Hinnahme des Todes zur Sühne für die Sünden und zur Erfüllung des göttlichen Willens bestehe. Deshalb entschloß er sich nach reiflicher Ueberlegung, den heiligen Vater zu bitten, er möge den oben erwähnten Akt, den er seine Sträflinge machen ließ, zu Gunsten aller Gläubigen mit einem vollkommenen Ablass für die Todesstunde versehen. Der ehrwürdige Diener Gottes Don Bosko übernahm es, am 9. April 1858, dem Papste den Wunsch vorzutragen und der gute Pius IX. gewährte die verlangte Gnade, doch nur für eine bestimmte Anzahl von Personen. Zu diesen sollten unter anderen die Priester des Kollegs vom heiligen Franz von Assisi zu Turin gehören.

Schon am 19. desselben Monats theilte Casasso die freudige Nachricht seinen Zöglingen mit und erklärte ihnen die Vortheile des Ablasses. Dabei bemerkte er, die Theologen hätten diesen Ablass freilich nicht gern gesehen,

doch brandte man sich deshalb nicht zu beunruhigen. „Die Gnade ist vom Statthalter Christi gewährt worden, der hiefür eine uneingeschränkte Vollmacht besitzt. Man muß sie nur recht hochschätzen, wenn man das Glück haben will, den Ablass zu gewinnen.“

Das gemachte Zugeständnis wurde in der Folge noch erweitert und mehreren anderen Personen in den vom heiligen Vater festgesetzten Grenzen mitgeteilt. Aber endlich mußte mit dem Tode des letzten dieser Bevorzugten der Ablass aufhören.

Wahrscheinlich wäre er jetzt ganz in Vergessenheit geraten, wenn nicht nach dem Tode Casassos ein ausgezeichnete Priester der Diözese Turin sich der Sache angenommen hätte. Derselbe beschloß, keine Mühe und keine Opfer zu scheuen, bis der so überaus nützliche Ablass Gemeingut der Christen geworden wäre. Der Anfang seiner Bemühungen war freilich wenig ermutigend. Denn als Antwort auf sein in Rom eingereichtes Gesuch erhielt er nur den Bescheid, gar nicht mehr daran zu denken. Für den Augenblick blieb ihm nichts übrig, als zu schweigen, doch hoffte er gegen alle Hoffnung auf die Zukunft.

So vergingen 40 Jahre, während welcher Zeit er seinen Plan zu verschiedenen Malen wieder aufgriff. Man übergab die Angelegenheit einflußreichen Männern; allein das eine Mal gingen die Papiere verloren, das andere Mal starben mitten in den Verhandlungen einzelne von den beteiligten Persönlichkeiten. Auch konnte man die von Josef Casasso verfaßte Bittschrift nicht mehr finden. Noch mehr: viermal erhielt die vorgebrachte Bitte von der Ablass-Kongregation eine abschlägige Antwort oder die Gewährung der Bitte wurde wenigstens auf unbestimmte Zeit verschoben.

Ein weniger seeleneifriger Mann wäre nun wohl entmutigt gewesen und hätte sich in sein Schicksal ergeben, doch der Priester fuhr fort zu beten, beten zu lassen und zu hoffen, bis Pius X. den päpstlichen Stuhl bestieg. Zum fünften Male erneuerte er die Bitte und dieser neue Versuch wurde, wie bekannt, mit glücklichem Erfolge gekrönt.

*

*

*

Wir fügen zur Erklärung des Ablasses nur noch folgendes hinzu:

1. Durch diese Ablassgewährung ist es jedem Gläubigen leicht gemacht, sich schon in gesunden Tagen die große Gnade zu sichern, einst in der Todesstunde eines vollkommenen Ablasses teilhaftig zu werden. Der gewöhnliche Sterbeablass unterliegt jedenfalls — wenigstens bisweilen — größeren Schwierigkeiten, da die Schwäche des Kranken oft so groß ist, daß er kaum die heiligsten Namen auszusprechen vermag. Zudem weiß keiner, ob ihn nicht ein plötzlicher Tod überraschen werde.

2. Die Bedingungen zur Gewinnung des Ablasses kann man an einem beliebigen Tage erfüllen, des Ablasses selbst wird man aber erst im Augenblicke des Todes teilhaftig. Auch geht der Ablass nicht verloren, wenn man nach Erfüllung der Bedingungen das Unglück hat, in eine schwere Sünde zu fallen, wenn man nur im Augenblicke des Todes selbst wieder im Stande der heiligmachenden Gnade sich befindet.

3. Es genügt selbstverständlich nicht, das Gebet nur mit den Lippen zu sprechen, sondern man muß sich wirklich bestreben, die Gesinnung einer demüthigen und vertrauensvollen Hingabe an Gottes Willen zu haben. Aus diesem Grunde ist es ratsam, den Akt öfters zu wiederholen, namentlich nach der heiligen Kommunion oder wenn man durch eine Predigt oder geistliche Lesung ernstlich an den Tod erinnert worden ist.

Sendbote des göttlichen Herzens Jesu.

III. (Kann man den Ablass, der an die Verrichtung der Kreuzwegandacht oder das Rosenkranzgebet geknüpft ist, öfters am Tage gewinnen?) Der L'ami d. e. (Jahrg. 27. Heft 19) gibt, nachdem er die Gründe für und gegen erschöpfend erwogen, folgende praktische Winke: 1. Die Gläubigen, welche öfter am Tage den Kreuzweg abbeten, thun gut, jedesmal die Meinung, alle vollkommenen Ablässe zu gewinnen, zu erwecken. Eine Entscheidung des heiligen Stuhles würde sehr angezeigt sein. Uebrigens entscheidet sich Beringer in seiner neuesten Auflage „Die Ablässe“ 13. Auflage T. I. p. 403, für die Bejahung der Frage. 2. Die Regeln, welche bezüglich der Ablassgewinnung durch Verrichtung der Kreuzwegandacht gelten, finden auch ihre Anwendung auf die mit Ablässen versehenen Kreuzfize. 3. In den Ablassverzeichnissen kommen eine Anzahl von Ablässen auf die Abbetung des Rosenkranzes vor, welche so oft, als das vorgeschriebene Werk verrichtet wird, gewonnen werden können. Bezüglich der anderen, bei denen toties quoties weder formell noch stillschweigend vorkommt, muß man sich an den Text der Bewilligung selbst halten.

Freistadt.

Professor Dr. Hermann Kerstgens.

IV. (Ueber die Art und Weise, das Evangelium in der Kirche vorzulesen.) In den „Aphorismen über Predigt und Prediger“ (S. 253) rügt Hettinger die Art und Weise, wie häufig der Vorpruch der Predigt vorgetragen wird, „so nachlässig, nicht einmal laut genug, so daß die Zuhörer ihn kaum verstehen, so gewohnheitsmäßig!“ Dann setzt er bei: „Ebenso nachlässig wird häufig das Evangelium vorgelesen, und doch ist es manchmal das Beste, was der Zuhörer von der ganzen Predigt mit nach Hause nimmt!“ Es dürfte daher nicht als ganz überflüssig erscheinen, auf die Art und Weise, wie das Evangelium bei der Predigt vorgelesen werden soll, etwas näher einzugehen.

1. Vor allem ist der Unterschied zu beachten, der zwischen dem Vorlesen und dem freien Vortrag besteht. Hettinger (a. a. O. S. 401) stellt diesen Unterschied also dar: Beim Vorlesen tritt unsere Persönlichkeit in den Hintergrund; es ist das Buch, das spricht, dem wir unsere Stimme leihen: der Leser wird ruhig lesen, nur bedacht auf deutliche, richtige Aussprache und Betonung. Nichts ist widerlicher, als eine Sprache voll Wärme und Affekt, in lebhafter Betonung und mit vieler Handbewegung, während das Auge die Zeilen im Buche verfolgt und damit beweist, daß das Ganze doch ein Fremdes ist für den Leser. Eben darum ist gut lesen eine große Kunst. Beim freien Vortrag ist es die Persönlichkeit des Redners, die spricht, sind es seine Gedanken, seine Empfindungen, seine

Ziele, die er durch seine Rede erreichen will: es ist demnach seine eigentste Angelegenheit, die er mit aller Energie und Wärme darstellt. Hier mag denn die Stimme alle ihre Mittel entfalten und die Empfindung in allen Tonfarben sich aussprechen, hier ist auch die Gebärde die naturgemäße und notwendige Begleiterin des Wortes.

2. Weiterhin ist zu beachten, daß man im Lesen selbst wieder verschiedene Arten unterscheiden kann, nämlich das monotone, das sinngemäße betonte und das deklamatorische Lesen. Das monotone Lesen vollzieht sich ohne besondere Modulation der Stimme (in *tono directo*), beim betonten Lesen wird die Stimme durch Hebung und Senkung mäßig moduliert, das deklamatorische Lesen verläßt den eigentlichen Leseton und nähert sich dem Ton des freien Vortrages.

3. Nun fragt es sich, welche von den drei Arten des Lesens beim Vorlesen des Evangeliums zur Anwendung kommen soll. Jedenfalls nicht das deklamatorische; dasselbe geht über den eigentlichen Leseton hinaus und hat einen theatralischen Anstrich, der für die Kirche nicht paßt. Von den beiden anderen Arten verdient aber an und für sich das sinngemäß betonte Lesen offenbar den Vorzug, es ist die natürlichste und zweckmäßigste Art zu lesen. Wer mit Interesse und Verständnis für die Sache etwas liest, bringt dies naturgemäß, wie von selbst, durch den Wechsel der Stimme zum Ausdruck, und die sinngemäße Modulation der Stimme spricht den Zuhörer mehr an und erleichtert ihm die richtige Auffassung des Gelesenen. Das monotone Lesen läßt den Sinn weniger klar hervortreten und kann leicht ermüdend wirken. Man wird auch meist die Erfahrung machen, daß die Leute beim Lesen des Evangeliums aufmerksamer zuhören, wenn dasselbe mit sinngemäßer Betonung, als wenn es monoton gelesen wird. Beim Ante läßt zwar die Kirche Epistel und Evangelium (geringe Alexionen abgerechnet) in *tono recto*, also monoton singen, aber daraus folgt nicht, daß man auch beim Vorlesen des Evangeliums den monotonen Vortrag anwenden soll, denn Singen und Vorlesen sind doch zweierlei Dinge, und jedes hat wenigstens theilweise wieder seine eigenen Gesetze. Die alten Liturgiker verlangen deswegen vom Vektor ausdrücklich, daß er beim Vorlesen sinngemäß betone. Die Feierlichkeit indes, mit der das Vorlesen des Evangeliums (als liturgischer Akt) geschehen soll, verlangt, daß man in der Modulation der Stimme nicht zu weit gehe, der Tonusumfang, in dem sich die Stimme bewegt, soll nur ein mäßiger sein.

Zu berücksichtigen ist dann auch noch die Größe und Akustik der Kirche. In kleineren und gut akustischen Kirchen leidet's mehr Modulation, in großen weniger; in sehr großen Kirchen und solchen mit schlechter Akustik wird es sich in der Regel sogar empfehlen, ohne besondere Modulation mehr monoton zu lesen, weil hierbei die einzelnen Worte weniger leicht durch den Hall verschlagen werden, als beim betonten Lesen.

4. Was man dann überhaupt sonst noch bei jedem Lesen zu beobachten hat, das gilt selbstverständlich auch für das Vorlesen des Evangeliums. Man lese mit hinlänglich starker Stimme, um in der ganzen Kirche gehört zu werden; man spreche jedes Wort rein und deutlich aus; verschlucke keine Silbe und kein Wort; man beobachte in gehöriger Weise die kürzeren und längeren Pausen zwischen den einzelnen Gedanken und lese

besonders nicht zu schnell, eher langsamer, als man bei andern Gelegenheiten zu lesen pflegt, und je größer die Kirche, umso langsamer. — Ob man verständlich und eindrucksvoll oder aber unverständlich, hölzern und eindrucklos lese, dies zeigt jedem bald die Haltung der Zuhörer: solange unter den Zuhörern Unruhe und Teilnahmslosigkeit herrscht, ist's ein Zeichen, daß man den richtigen Ton nicht getroffen hat; ist dieser getroffen, so legt sich die Unruhe bald und das Interesse für das, was gelesen wird, gibt sich in den Augen und Mienen der Zuhörer kund. Ein verständliches und nachdruckvolles Vorlesen des Evangeliums ist die beste Vorbereitung und Einleitung zur nachfolgenden Predigt.

(Priester-Konferenz-Blatt.)

V. (Welches ist die Entstehung und der Zweck der Kongregation der Oblaten des heiligen Franz von Sales?) Die Kongregation der Oblaten des heiligen Franz von Sales, auch Salesianer von Troves genannt, weil sie ursprünglich ihr Mutterhaus in Troves hatten, wurde im Jahre 1871 von dem hochwürdigen P. Briffon gegründet und zwar auf Anregung der ehrwürdigen Mutter Maria Salesia Chappuis, deren Seligsprechungsprozeß gegenwärtig im besten Gange begriffen ist. Verschiedene Ereignisse haben bereits den Willen Gottes bezüglich dieser Gründung bewiesen, welche auch die Ermittlungen der drei letzten Päpste erhalten hat.

Die Patres widmen sich den Missionen sowie allen Funktionen des Priesteramtes. In den letzten Jahren ist die Kongregation in drei Provinzen eingeteilt worden. In Frankreich besaß dieselbe vor der Verfolgung Combes mehrere Erziehungsanstalten, die jetzt alle geschlossen sind. In Italien, Griechenland, Nord- und Südamerika bestehen blühende Anstalten. In Afrika haben die PP. Oblaten im Lande der Hottentotten eine Mission, die so groß ist wie ganz Oesterreich und eine der beschwerlichsten genannt werden muß. Diese Mission befindet sich auf beiden Ufern des Oranjes flusses englische Kaptolonie, auf der rechten Seite das große Namaqualand (Deutsch-Südwest-Afrika-Kolonie). Der jetzige Bischof oder apostolische Vikar, Johann Simon, befindet sich dort seit bald 25 Jahren. Nach den bestehenden Umständen kann man mit Recht sagen, daß er diese Mission gegründet hat: es ist in der That bewunderungswürdig, was er in dieser jeder Hilfsmittel entbehrenden Wüste, wo so ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden waren, geschaffen hat. Er hat allein angefangen; durch sein aufopferndes apostolisches Wirken nahm die Mission nach und nach eine immer größere Ausdehnung, wurde zuerst zur apostolischen Präfektur und hierauf zum apostolischen Vikariate erhoben. Der hochwürdige Bischof hat jetzt 16 Priester, 15 Katecheten und 18 Missionschwestern mit sich, die ihm bei der Leitung der von ihm gegründeten 6 Haupt- und 7 Nebenstationen behilflich sind. — Die Zahl der Katholiken beträgt dort gegenwärtig 2200, welche aber noch von einer aus ungefähr 25000 Heiden und Protestanten bestehenden Bevölkerung umgeben sind.

In Oesterreich ist die Kongregation seit 1897 von Seiner Majestät bestätigt und beschäftigt sich hauptsächlich mit der Heranbildung zukünftiger

Missionäre für diese Mission im Hottentottenland. In Schuiebing bei Wels (Post Krenglbach, Oberösterreich) befindet sich ein Juvenat, in welchem 35 Knaben Aufnahme finden können.

In Wien haben die Patres Oblaten die Leitung der St. Anna-Kirche (I., Annagasse) und der Wallfahrts-Kapelle der schmerzhaften Mutter Gottes am Raasgraben (XIX. Bezirk).

Die Kongregation hat jetzt ihr Mutterhaus in Rom (Piazza Mucci) und ihr Noviziathaus in (Siene Provinz Perugia) und wird bald ein Scholastikat in Albano bei Rom eröffnen.

Apostolat d. christl. I.

VI. (Die Frage der Dispens von Schulstunden betreffend), ordnet ein Blatt des k. k. Bezirksschulrates Innsbruck ddo. 6. Mai 1903, Z. 963, folgendermaßen: An mehrklassigen Volksschulen wird die Erlaubnis zum Ausbleiben von Schülern für eine Stunde der (Nach)lehrer (Katechet), zum Ausbleiben für einen Tag der (die Klassen-)lehrer(in), die Erlaubnis zum Ausbleiben für zwei oder mehrere Tage der Schulleiter geben können.

Normale Lehrverpflichtung. Diesbezüglich ist das Ministerium für Kultus und Unterricht laut Erlaß des k. k. schlesischen Landesschulrates vom 10. Oktober 1903, Z. 5925, der Auffassung beigetreten, daß unter der „normalen Verhältnissen obliegenden Lehrverpflichtung“ die nach dem schulbehördlich genehmigten Lehrplane der Schule vom Supplierungsfalle abgesehen — einer Lehrperson obliegende Anzahl der Unterrichtsstunden verstanden werden müsse.

Bei Vorlage von zu gewärtigenden Ansuchen von Lehrpersonen an Volks- und Bürgerschulen um Remuneration für Mehrleistungen nach § 53 des Lehrerstandgesetzes wird der k. k. Bezirksschulrat jedesmal eine Abschrift des Lehrplanes der betreffenden Schule anzuschließen und antragstellend zu berichten haben.

VII. (Exercitia spiritualis der Geistlichen.) Bezüglich der Frage, ob die Anordnung, daß Geistliche zu bestimmten Zeitabschnitten die heiligen Exerzitien machen, in conscientia obliget und deren Befolgung unter den kanonischen Gehorsam fällt, dürfte auch jetzt noch folgende Entscheidung berücksichtigungswürdig erscheinen. In una Alonien. (d. i. aus der Diözese Alicante, respektive der gleichnamigen Hauptstadt der Diözese und Provinz Alicante in Spanien) liefen an die S. R. C. unter anderm zwei Anfragen ein: 1. An et quomodo sint compellendi Dignitates et Canonici Collegii Alonae et alii Ecclesiastici ejusdem Colleg. et Civitatis ad agenda exercitia Spiritualia? 2. An debeant pro dictis exercitiis pergere ad civitatem episcopalem eaque agere in domo seu Seminario ejusdam an vero ea peragenda sint in domibus religiosis in eadem civitate existentibus? Darauf antwortete die S. R. C. die 4. Mart. 1747 (ad 3. et 4.) (vide Gardell. n. 4189), ad utrumque dubium: Hortandos esse sed. non copendos (nimirum Dignitates et Canonicos et alios Ecclesiasticos . . .) sc. il. ad

exercitia spiritualis, praeter quam quod suscipere debentes s. Ordines.

Die Exerzitien der Ordinandi sind also obligatorisch, die der übrigen Geistlichen de consilio; freilich wird jeder pflichteifrige Priester, zumal in diesem Punkte, dem Wunsch seines Ordinarius nach Möglichkeit nachzukommen sich zur Pflicht machen. In dieser Entscheidung ist sowohl von Geistlichen der bischöflichen Residenz (Ecclesiastici Civitatis), wie des Landes (nur von diesen kann gesagt sein: an debeant pergere ad Civitatem Eppalem).

Die Red.

VIII. (Der Priester als Auspender der Taufe und Pate zugleich.) Es gibt kein generelles Verbot für Weltgeistliche, Patenstelle zu übernehmen. Das Rituale schließt nur jene Religionen aus, die einem eigentlichen Orden angehören (Tit. II. c. 1. v. 26.). Darnach, sagt Gouffet, fallen die Ordensleute einer weltlichen Kongregation, wie die Töchter des heiligen Vincentius de Paula, nicht unter das Verbot des Rituals. (Theol. mor. f. II. n. 112). Allein die Diözesangesetze sind oft strenger und gebieten, daß Kleriker in den höheren Weihen, selbst Weltgeistliche, so wie jedes Mitglied einer religiösen Genossenschaft, der bischöflichen Erlaubnis zur Uebernahme einer Patenstelle bedürfen. Hat der Priester diese erhalten, so muß er, sich dem Rechte fügend, das Kind mit der linken Hand berühren, indem er mit der rechten das Wasser ausgießt, sonst würde er nicht Pate im kanonischen Sinne sein.

Freistadt.

Dr. Kerstgens.

IX. (Dispens bezüglich einer nicht konsummierten Ehe.) Philomene B. hatte sich im Jahre 1879 mit Hieronymus R., einem Kaufmann von Buenos-Ayres, vermählt. Sie war damals 17 Jahre alt. Nach fünf Jahren trennten sich die Eheleute und baten das bischöfliche Offizialat von Buenos-Ayres, ihre Ehe für ungültig zu erklären, wegen Impotenz der Frau. Mehrere Aerzte erklärten nach gepflogener Untersuchung die Impotenz für eine vorhergehende, absolute, unheilbare. Das besagte Offizialat erklärte daraufhin die Ehe für ungültig. Dieses Urteil wurde in zweiter Instanz bestätigt und der Mann autorisiert, eine neue Ehe zu schließen. Im Mai des Jahres 1886 ging die B. auch ihrerseits eine neue Ehe ein, ohne dem der Ehe assistierenden Pfarrer etwas über ihre Lage zu verraten. Ein chirurgischer Eingriff hatte Erfolg und machte sie bald vollkommen fähig, die eheliche Pflicht zu leisten. In der Tat existierten die Gründe für die Nichtigkeit der ersten Ehe nicht, und das erste Eheband war intakt, oder wenigstens war eine neue Untersuchung nötig. Die heilige Konsilskongregation, an welche der Fall zur Entscheidung gelangte, hat, wie L'ami d. c. 1900, p. 1002, dem wir obigen Tatbestand entnehmen, mit Umgehung weiterer Untersuchung entschieden, den heiligen Vater um Dispens bezüglich einer nicht konsummierten Ehe zu bitten, die auch gewährt wurde.

Freistadt.

Prof. Dr. Hermann Kerstgens.

X. Ursprung und Gebrauch des Sub tuum prae-
sidium.) Nach dem Urteile bewährter Autoren wäre es griechischen Ur-
 sprung. Zunächst ist der Ausdruck semper virgo, wenn auch in Choral-
 blicchern durch ein Komma getrennt, gewiß nur eine Uebersetzung des *zeitzo*
devoç, welches in der griechischen Kirche gebraucht — die von den Ir-
 Lehrern so oft bestrittene, beständige Jungfräulichkeit Marias bestätigt.
 Ebenso ist die Bezeichnung Sancta Dei genitrix nichts anderes als das
ayia theotokos, welches auf dem Konzil zu Ephesus die feststehende Formel
 für die göttliche Mütterchaft Marias wurde und seitdem uns oft in den
 theologischen Schriften und in den Gebeten der Kirche begegnet. In
 betreff der Anwendung des sub tuum . . . weiß man, daß es in den alten
 Riten des heiligen Ambrosius und der römischen Kirche vorkommt. Es
 findet sich im Pontifikale unter den vom Bischof bei Segnung eines Mutter-
 gottesbildes (1. De benedictionibus c. VI a. 1) angeführten Segnungen.
 Es bildet die Antiphon des Nunc dimittis in der Komplet des kleinen
 Offiziums der seligsten Jungfrau und ist heutzutage oft gebräuchlich beim
 Besuche des heiligsten Sakramentes (Lami d. c. 1905. 20.).

Freistadt, D. O.

Prof. Dr. Hermann Kerstgens.

**(XI. Die Verpflichtung zur Entrichtung des Ge-
 bührenäquivalentes setzt ausnahmslos eine 10jährige
 Besitzdauer voraus.)** Sowohl in dem Erkenntnisse vom 10. Februar
 1904, Z. 1493, als vom 28. Juni 1904, Z. 7062, hatte der R. G. O.
 Anlaß, sich über das wesentliche Merkmal der 10jährigen Besitzdauer gegenüber
 dem Finanzministerium auszusprechen. Im ersten Falle handelte es sich um
 die Zinsen von Sparkasseeinlagen und einer Satzpост, die, weil sie am
 31. Dezember 1900 vorhanden waren, ohne Rücksicht auf die Besitzdauer
 in die Gebührenäquivalenzpflicht einbezogen wurden; im zweiten Falle um
 die Aktien eines Vereines, Bargeld, angelegte Kapitalien, Bücher u. dgl.
 welche am 1. Jänner 1895, beziehungsweise 1. Jänner 1901 im Besitze
 des Vereines waren, von welchen aber gleichwohl das Gebührenäquivalent
 für die Zeit vom 1. Jänner 1905 bis 31. Dezember 1910 vorgeschrieben
 worden war. In beiden Fällen wies der R. G. O. auf die Vorschrift der
 T. R. 106, B e h i n, wonach „für jede Besitzdauer von 10 Jahren das
 Gebührenäquivalent“ zu entrichten ist. Der Umstand, daß ein Vermögens-
 objekt am Anfang einer Bemessungsperiode vorhanden war, reicht zur
 Besteuerung nicht hin, da nicht der Besitz, sondern die zehnjährige Besit-
 zdauer äquivalentspflichtig ist. Within fallen auch die Zinsen nicht im
 Momente ihres Abreifens, sondern 10 Jahre nach dem Zeitpunkte des
 Rechtserwerbes in die Äquivalentpflicht. Wenn die Finanzministerial Ver-
 ordnung vom 14. Juli 1900 die Verpflichtung zum Einbekennen der bis
 31. Dezember 1900 fälligen Zinsen ausspricht, so ist damit nicht auch die
 Äquivalentpflichtigkeit ausgesprochen, und hat das Einbekennen derselben
 nur als Kontrollmaßregel zu gelten. Bei dem zweiten Falle wurde besonders
 betont, daß die Verpflichtung zur Entrichtung des Gebührenäquivalentes
 ausnahmslos eine vorangegangene 10jährige Besitzdauer voraussetzt. Bei
 unbeweglichen Gütern, aber auch bei beweglichen kann das Objekt durch einen der

Vermögensübertragungsgebühr unterliegenden Erwerbsakt zugefallen sein. Wenn aber der Erwerb solcher Güter in einer anderen Art, als im Wege des Erbanges oder der Schenkung stattfand, so ist bei beweglichen Sachen die eine gesetzliche Bedingung der Äquivalentpflicht bildende vorausgegangene zehnjährige Besitzdauer von dem Zeitpunkte an zu rechnen, mit welchem der Besitz der äquivalentpflichtigen Person an diesen Objekten begann. Es kann also die Anschauung der Finanzbehörde, daß die nicht im Wege des Geschenkes oder Erbanges erworbenen Mobilien ohne Rücksicht auf die vorausgegangene Besitzdauer dem Gebührenäquivalente zu unterziehen sind, nicht als mit dem Gesetze in Einklang stehend betrachtet werden.

Pinz.

A. Pinzger, Dompropst.

XII. (In der Kongruenzfession sind Auslagen für Substituierung von Obligat-Messen keine Abzugspost.)

Der Pfarrer von Wolfsberg, beziehungsweise dessen Hilfspriester, hat alljährlich an 19 Sonn- und Festtagen in der Filialkirche St. Johann zu persolvieren. Diese Verbindlichkeit gründet sich auf die besondere Kollektur von St. Johann, beziehungsweise auf den hieraus entstandenen Rentenbezug. Der Pfarrer beansprucht nun, da weder er selbst, noch sein Hilfspriester in der Lage sei, diese Gottesdienste abzuhalten, eine Vergütung des Diözesan-Stipendiums von je 2 K 10 h und des Weggeldes im gleichen Betrage für den heranzuziehenden fremden Priester auf Grund des § 7, lit. c des Kongruenzgesetzes als eine dem Pfründeneinkommen anhaftende Leistung. Mit diesem Anspruch wurde er aber zuletzt vom V.-G.-H. mit Erkenntnis vom 14. September 1904, Z. 2565, abgewiesen. Denn die Auflage der Persolvierung bildet einen Bestandteil der mit der Dotation der Pfarre selbst verbundenen seelsorglichen Verpflichtungen. So lange die Pfarrgeistlichkeit zulange, um die gedachten Filialgottesdienste zu halten, kann die Notwendigkeit, sie an fremde Priester zu übertragen, nicht erkannt werden. Bei Wolfsberg sind drei Hilfspriester systemisiert, wovon zwei fast immer besetzt sind; aber wenn auch nur Einer angestellt wäre, so wäre er in der Lage, die Filialgottesdienste zu persolvieren, da nach den gepflogenen Erhebungen die Zahl der jährlichen Obligatmessen mit 538 konstatiert erscheint. Es kann also nicht zugegeben werden, daß aus der fraglichen Verpflichtung dem Pfarrer eine notwendige effektive Auslage erwächst und ist daher die Einstellung eines bezüglich des Betrages unter die Ausgaben der Fession unzulässig. A. P.

XIII. (Ein Anspruch des Seelsorgers auf Versetzung in den „zeitlichen“ Ruhestand besteht nicht.)

Ein Stadtpfarr-Kooperator in Triest hatte um die Bewilligung einer einjährigen Laiesenz nachgesucht. Diesem Ansuchen hat zuletzt auch der Verwaltungs-Gerichtshof laut Erkenntnis vom 14. September 1904, Z. 9481, keine Folge gegeben. Nach § 13 des Gesetzes vom 19. September 1898 bekommen ohne ihr Verschulden dienstunfähig gewordene Seelsorger ohne Rücksicht auf ihr sonstiges Privat-Einkommen einen Ruhegehalt nach Schema II. Hieraus ist aber auch zu entnehmen, daß die Bedingung für die Zuweisung eines Ruhegehaltes die dauernde Dienstunfähigkeit des Seelsorgers ist und spricht sowohl das Gesetz, als die Durchführungsverordnung von dem Zu-

sprache eines Ruhegenusses als von einem einmaligen, definitiven Akt. Zu dieser Auffassung leiten auch die älteren Vorschriften, insbesondere das Hofkanzleidekret vom 15. März 1792, welches genau zwischen halbtanglichen und definitiv untanglichen unterscheidet; nur letztere sollen Ruhegenüsse erhalten. Ein gesetzlicher Anhaltspunkt für den Bestand eines Rechtsanspruches des Klerus auf Verlesung in die zeitweilige Quieszenz unter Anweisung eines Ruhegehaltes für die Dauer der temporären Dienstuntauglichkeit schien nirgends gegeben. Der Beschwerdeführer habe nur um einjährige Quieszierung gegen Bewilligung des Gehaltes pr. 800 K nachgesucht und der behandelnde Arzt bezeugt nur die zeitweise Beschränkung der beruflichen Tätigkeit und die Anwendung von Kurmitteln. Mithin war die Abweisung des Gesuches keine Rechtsverletzung. Wenn aber auf ein zweites Gutachten des Landes sanitäts-Referenten bezogen wird, durch welches die gänzliche, beziehungsweise dauernde Dienstuntauglichkeit bestätigt ist, so bleibt es dem Beschwerdeführer, wenn er sich selbst dauernd berufsuntfähig hält, unbenommen, um die definitive Uebernahme in den Defizientenstand einzuschreiten.

A. P.

XIV. (Das Reichsgericht ist berechtigt, in der Frage des Rüdersjages an einen Pfarrer wegen indebite auferlegter Hilfspriesterkongrua zu entscheiden.) Das k. k. Reichsgericht hat mit Erkenntnis vom 7. Juli 1905, Z. 214, über eine durch den Advokaten Dr. Josef Porzer eingebrachte Klage zu Recht erkannt, daß das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht schuldig sei, dem Kläger, Dechant in M., aus dem Religionsfonde 5360 K nebst 5% Verzugszinsen und Gerichtskosten wegen indebite auferlegter Bezahlung einer Hilfspriester-Kongrua zu ersetzen. Aus der Verhandlung ergeben sich folgende allgemeine Sätze: 1. Die Frage der Verpflichtung eines Pfarrers zur Kongrualeistung an seine Hilfspriester betrifft ein vermögensrechtliches Verhältnis und bildet eine Rechtsfrage, welche nicht auf administrativem Wege, sondern nur durch richterlichen Spruch endgültig entschieden werden kann. 2. Die Kongrua des Hilfspriesters ist aus dem Religionsfonde zu ergänzen, wenn nicht die Verpflichtung, diese Kongrua zu leisten, auf Grund eines speziellen Rechtstitels auf dem Fründeneinkommen des betreffenden Pfarrers lastet. 3. Besteht ein solcher Rechtstitel nicht, so kann die Leistung durch eine administrative Verfügung nicht auferlegt werden und kann der Pfarrer das zufolge einer solchen Verfügung geleistete vom Staate (§ 1042 a. b. (S. B.)) zurückfordern. 4. Da die Verpflichtungsfrage Vorfrage eines solchen Ertragsanspruches ist, so fällt deren Beurteilung ebenfalls in die Kompetenz des Reichsgerichtes.

Aus Zeitschr. für Verm.

XV. (Kompetenz der Kultus- und Gerichtsbehörden in Patronatsstreitigkeiten.) Die Stadtgemeinde Böhmisch-Leiva hat angesucht, daß der Herrschaft Reichloß das Präsentationsrecht auf die Besetzung der Stadtdechantenstelle aberkannt und ihr zugewiesen werde. Die Stadtgemeinde wurde nun von der Kultusbehörde gemäß § 33 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 auf den ordentlichen Rechtsweg verwiesen. Diese Entscheidung wurde vom Verwaltungsgerichtshof mit Erkenntnis vom

6. Juli 1904, Z. 7378, als ungefesslich aufgehoben. Nach dem zitierten Gesetze ist die Verwaltungsbehörde zur Entscheidung berufen, wenn die originäre Erwerbung des Patronates den Streitgegenstand bildet, die gerichtliche Judikatur hat aber platzzugreifen, wenn es sich um den Titel handelt, durch welchen eine bestimmte einzelne Person derivativ zum Träger des Patronates berufen ist, also um die Nachfolge in ein originär erworbenes Patronat. Hierbei versteht es sich von selbst, daß die Verwaltungsbehörde auch festzustellen hat, wer aus jenem originären Titel das Patronat zuerst erworben hat. Im gegebenen Falle handelt es sich um das jus praesentandi, einen zwar nicht notwendigen, aber wichtigen Bestandteil des Patronatsrechtes. In dem Streite, der schon im Jahre 1756 zwischen der Stadtgemeinde und der Gutsherrschaft in Böhmisches-Weipa entbrannt war, wurden jenen viele Rechte bezüglich der Kirche zugestanden. Dagegen wurde rücksichtlich des jus praesentandi den unteren Instanzen eine neue Entscheidung aufgetragen, welche aber nicht erfolgt ist, sohin erscheint die originäre Erwerbung des Präsentationsrechtes durch ein bestimmtes Rechtssubjekt nicht festgestellt. Beide Teile nehmen das Präsentationsrecht in Anspruch; die Gutsherrschaft deshalb, weil ihr die Gemeinde im Jahre 1804 dieses Recht, allerdings gegen Tragung der Patronatslasten zuerkannt hat. Somit sind nach dem Gesagten die Verwaltungsbehörden berufen (nicht aber die Gerichte), eine Entscheidung zu treffen, wem das Präsentationsrecht originär zustand, ob der Stadtgemeinde oder der Gutsherrschaft.

H. P.

XVI. (Das Vermögen eines katholischen Gesellenvereines nicht gebührenäquivalentspflichtig.) Der katholische Gesellenverein in H. hatte sich nach § 2 seiner Statuten die religiös-sittliche und gewerbliche Fortbildung der Vereinsgesellen, verbunden mit einer ehrbaren Unterhaltung zum Zwecke gesetzt, um sie dadurch zu tüchtigen und ehrbaren Meistern und Bürgern heranzubilden. Im Falle der Auflösung des Vereines ist das Vereinsvermögen fruchtbringend anzulegen und sind von den Interessen, wenn sich innerhalb zehn Jahren kein gleicher Verein mehr bildet, dürftige Mitglieder oder Handwerksburschen zu unterstützen. Das Finanzministerium verweigerte die Befreiung vom Gebühren-Äquivalent, weil das Vermögen des Gesellenvereines keinem der in der Anmerkung 2, lit. d zur T. P. 106 B, e angeführten Zwecke ausschließlich und dauernd zu dienen habe. Der Verwaltungs-Gerichtshof entschied aber zu Gunsten des Gesellenvereines mit Erkenntnis vom 14. Juni 1904, Z. 6448. Denn die Heranbildung zu tüchtigen Meistern durch religiös-sittliche und gewerbliche Fortbildung dient offenbar Unterrichtszwecken. An dem Charakter eines Vereines, welcher Unterrichtszwecke verfolgt, ändert auch der Umstand nichts, daß er mit der Fortbildung auch eine ehrbare Unterhaltung verbindet, da dieselbe nach § 2 der Statuten nur dem Zwecke der Heranbildung tüchtiger und ehrenfester Bürger zu dienen hat. Im Falle der Auflösung des Vereines ist das Vermögen für einen ähnlichen Verein, der auch Unterrichtszwecke verfolgt, eventuell zur Unterstützung dürftiger Mitglieder bestimmt, also zu

Wohltätigkeitszwecken. Das Vermögen ist also statutarisch für diese alternativen Zwecke dauernd und ausschließlich gebunden und erhält somit den Charakter einer Stiftung zu Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecken und kommt ihm demgemäß die Befreiung vom Gebühren-Äquivalente zu.

A. P.

XVII. (Bilder-Katechismus.) Im Heft IV. der Pinger Quartalschrift 1905, Z. 968, ist wieder auf den Nutzen der Bilder beim katechetischen Unterricht hingewiesen worden und auf die Zweckmäßigkeit der Herausgabe eines Bilderkatechismus. Ein solcher existiert bereits, allerdings in französischer Ausgabe. „Grand Catéchisme en images“ ist er betitelt und erscheint im Verlage der Maison de la bonne Presse, Paris 5, Rue Bayard. Derselbe umfaßt 72 große Blätter von 48×68 Zentimeter. Jedes Blatt veranschaulicht in einem oder in mehreren kleineren Bildern den betreffenden Stoff des Katechismus. Die Darstellung ist treffend, das Kolorit prächtig; beides wird zweifellos sehr dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Schüler nicht nur zu wecken, sondern auch rege zu halten. Eine Erklärung zu diesem Bilderkatechismus ist von Abbé E. Fourrière ausgearbeitet worden und erschien ebenfalls im oben genannten Verlage. Leider sind die Anschaffungskosten nicht gering; der Preis stellt sich auf mindestens 80 Mark. Vielleicht läßt sich aber die Verlagsanstalt dazu bewegen, nicht nur eine deutsche Ausgabe des „Grand Catéchisme en images“ zu veranstalten, sondern auch in der Voraussicht eines größeren Vertriebes den Preis bedeutend zu erniedrigen.

St.

H.

XVIII. (Entstehungsgeschichte der Remuneration cooperative vacante im Gesetze vom 19. September 1898.) Die k. k. Regierung war es, welche im Jahre 1896 den beiden Häusern des Reichsrates und zwar zunächst dem Abgeordnetenhanse den Entwurf eines neuen Kongruagesetzes vorgelegt hat (1452 der Beilagen zu den stenographischen Protokollen des Abgeordnetenhanse XI. Session 1896.)

Indem wir in diesem Artikel die diesbezüglichen Paragraphe dieser Regierungsvorlage zitieren werden, werden wir diejenigen Stellen derselben einklammern, in welchen der Regierungsentwurf von dem nachgefolgten Gesetze abweicht.

§ 12 der Regierungsvorlage lautete: „Hilfspriester, welche einen dauernd inhabilen selbständigen Seelsorger gänzlich vertreten, erhalten den im § 11 für Provisoren festgesetzten Gehalt. Für denselben ist jedoch in erster Linie ein allfälliger Kongruaüberschuß der betreffenden Pfründe heran zuziehen.

In den erläuternden Bemerkungen, welche die k. k. Regierung zu der Regierungsvorlage publizierte, hieß es:

„Die Dotationsverhältnisse der katholischen Seelsorge (Geistlichkeit wurden zuletzt durch das Gesetz vom 19. April 1885, R.-G.-Bl. Nr. 47, geregelt. Die in demselben getroffenen, vom Gesetze selbst als „provisorisch“

bezeichneten Bestimmungen haben sich als reformbedürftig erwiesen. Insbesondere gab die Textirung des Gesetzes in der Praxis Anlaß zu Zweifeln, welche das Vorgehen der Verwaltungsbehörde umsomehr beirrten, als selbst in der Judikatur des Reichs- und des Verwaltungsgerichtshofes bezüglich einzelner Rechtsfragen eine widersprechende Anschauung zur Geltung gelangte.

Die Regierung ließ es sich daher angelegen sein, eine Revision des Gesetzes zu dem Zwecke in Angriff zu nehmen, um sowohl die der staatlichen Kultusverwaltung zukommenden Rechte genauer zu präzisieren, als auch eine Korrektur jener Vorschriften, die für die Seelsorge-Geistlichkeit beschwerlich erscheinen, eintreten zu lassen.

Zu den in dieser Regierungsvorlage enthaltenen Aenderungen und Ergänzungen des Gesetzes vom 19. April 1885, R.-G.-Bl. Nr. 47, ward nachstehendes bemerkt:

Aus diesen erläuternden Bemerkungen der k. k. Regierung werden wir nur diejenigen Passus zitieren, welche unser Thema, d. i. „Entstehung der Remuneration *cooperatore vacante*“ berühren.

Ad § 12 sagen die erläuternden Bemerkungen: „Das gegenwärtige Gesetz i. e. vom Jahre 1885) enthält keine Bestimmung für den Fall der dauernden Vertretung eines inhabilen Seelsorgers: diese Lücke wird im § 12 — nämlich der Regierungsvorlage — ergänzt.

Dieser Regierungs-Gesetzesentwurf wurde in erster Lesung dem Budgetausschusse zur Beratung überwiesen, dessen Berichterstatter, Dr. Viktor von Fuchs, seinerzeit ebenfalls einen eigenen Entwurf *legis ferendae* ausarbeitete. Solcher Entwurf wird kurz der Referenten-Entwurf genannt.

Weiters hat der Ausschuss den Betrag von 10 Gulden ö. W., welcher im Jahre 1858 vielleicht ein noch angemessener sein mochte, auf den Betrag von 15 Gulden ö. W. erhöht, um diese Entlohnung doch halbwegs mit den dermaligen wirtschaftlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen.

So entstand der § 12 des Kongruagesetzes vom Jahre 1898. Durch diesen Paragraph sind die Ministerialerlässe vom 9. Juli 1872, Zahl 6854, Ministerial-Verordnungsblatt Nr. 55, und vom 22. Oktober 1872, Zahl 12.861, Ministerial-Verordnungsblatt Nr. 82, nach denen die Zuerkennung von derartigen Remunerationen in das freie Ermessen der Verwaltungsbehörden gestellt war, aufgehoben. Dies spricht auch der R.-G.-E. vom 19. Oktober 1900, Zahl 336, *implicite* aus. - Weiter bemerken wir noch, daß die Remuneration nur auf Ansuchen, nicht aber von Amts wegen angewiesen wird. (Ministerialerlaß vom 6. März 1899, Zahl 4359 und 30. Dezember 1899, Zahl 25.190.)

Bei Berichten über doppelt geleistete Seelsorgedienste ist jedesmal die betreffende Pfründenfassion und die Interkalarrrechnung beizulegen. (Ministerialerlaß vom 21. Mai 1900, Zahl 14.299.)

Verschieden ist die Praxis bei der Bewilligung der Remuneration *cooperatore vacante* an die Administratoren solcher Pfarreien, bei welchen eine Kooperatorenstelle systemisirt ist. Maßgebend ist in solchen Fällen der Ministerialerlaß vom 12. Mai 1899, Zahl 11.030, nach welchem die Gewährung von Remunerationen für doppelt geleistete Seel-

fordienste an Pfründen provisorien dem Ministerium für Kultus und Unterricht vorbehalten bleibt.

Zu derselben Zeit, als wir diesen Artikel geschrieben, erschien auch die neue Regierungsvorlage des Kongruagesetzes (2293 der Beilagen in den stenographischen Protokollen des Abgeordnetenhauses (XVII. Session 1905.)

Dort lautet der diesbezügliche Paragraph wie folgt: § 12: „Bei Erledigung einer oder mehrerer systemisierter Hilfspriesterstellen an einer Seelsorgestation, gebührt für die Verseeung derselben eine insgesamt mit nicht weniger als 40 Kronen für den selbständigen Seelsorger, für den Expositen oder Provisor mit nicht weniger als 30 Kronen monatlich zu bemessende Remuneration aus dem mit diesen Stellen verbundenen Einkommen beziehungsweise aus den Religionsfonds, insoweit die Kongrua dieser einen oder mehreren Hilfspriesterstellen nicht zur Gänze oder teilweise aus dem Pfründeneinkommen eines selbständigen Seelsorgers dotiert ist.

Uns kann in diesem Artikel die Stellung des Referenten in seinem Entwurfe zu der Remuneration *cooperatore vacante* interessieren, und da müssen wir mit Freuden konstatieren, daß der Klerus diese Remuneration — welche bei vielen Pfründen eine große Rolle spielt — nur dem Antrage des hochverdienten Referenten zu verdanken hat.

In seinem Referentenentwurfe lautet der § 12 *legis ferendae* wie folgt: „§ 12. Hat ein selbständiger Seelsorger nebst den ihm obliegenden Verbindlichkeiten auch noch die systemisierte, aber vakante Stelle eines Hilfspriesters an der von ihm zu pastorierenden Seelsorgestation zu versehen, so gebührt ihm hiefür eine Remuneration von monatlich 15 Gulden ö. W. aus dem mit der Hilfspriesterstelle verbundenen Einkommen, beziehungsweise aus den Religionsfonds.“

Mancher Parochus, der diese Zeilen lesen wird, wird einfach sagen, daß er die Remuneration per 10 Gulden monatlich schon vor dem Gesetze vom Jahre 1898 bezogen hat, und daß es sich nur um eine Erhöhung von 10 auf 15 Gulden handelt hat.

Es ist aber interessant, zu wissen, daß es sich um die rechtliche Basis der ganzen Remuneration gehandelt hat, und daß der Klerus zu einem besonderen Tausch dem p. t. Referenten verbunden ist. Wir können das beurteilen aus den Motiven, von welchen sich der Budgetausschuß bei dieser Sache leiten ließ. Diese Motive sind:

Mit dem Ministerialerlasse vom 14. November 1858, Zahl 19.236, wurde für das Kronland Mähren verfügt, daß an Seelsorgestationen, an welchen die Stelle eines Hilfspriesters systemisiert ist und wegen Mangel an Seelsorgern nicht besetzt werden kann, demarrer, welcher durch die Verseeung des Kooperatorenpostens doppelte Seelsorgedienste leistet, eine Remuneration von monatlich 10 Gulden zu bewilligen ist.

Diese Anordnung wurde mit Ministerialerlaß vom 9. Juli 1872, Zahl 6854, auf alle Verwaltungsgebiete der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder ausgedehnt. Obwohl nun in praxi den selbstständigen Seelsorgern für doppelt geleistete Seelsorgedienste diese Remuneration

von 10 Gulden nahezu ausnahmslos geleistet wurde, war diese Leistung an die selbstständigen Seelsorger nach der Judikatur des k. k. Reichsgerichtes nicht klagbar, sondern von Fall zu Fall von der Bewilligung der Kultusverwaltung abhängig.

Um nun diese Angelegenheit zu ordnen, und dadurch Schwankungen zu vermeiden, hat der Ausschuß für gut befunden, eine diesbezügliche Bestimmung in das Gesetz selbst aufzunehmen.

Auch zu dieser neuesten Regierungsvorlage erschienen die erläuternden Bemerkungen, in welchen es zu diesem Gegenstande heißt: „Der Anspruch auf eine Remuneration für die Verrichtung vakanter Hilfspriesterstellen erfährt in diesem Paragraphen eine neue Regelung. Angesichts der Erhöhung der Kongrua solcher Posten erscheint es angemessen, auch die Gebühr für diese erhöhte Mühewaltung aufzubessern, welche den übrigen an den Seelsorgestationen wirkenden Priestern aus dem Vedigstehen einer systemisierten Stelle erwächst. Nach dem geltenden Gesetze hatte nur der selbstständige Seelsorger Anspruch auf diese Remuneration. Die jetzt vorgeschlagene Fassung bezweckt deren Zuwendung an jene Personen, welche die Supplirung besorgen, mögen dies der vorgesezte Pfarrer, ein oder mehrere Hilfspriester, ein Expositus oder ein Provisor sein. Da aber die letzten beiden grundsätzlich geringere Bezüge für ihre Amtsführung haben, als der erstere, wurde auch der fixe Remunerationsbetrag für sie ermäßigt. 40 K — 30 K.) Bei Vakanz mehrerer Hilfspriesterstellen vervielfacht sich nach dem geltenden Gesetze die Remuneration.

Nun kann aber doch wohl nicht behauptet werden, daß die Mühewaltung sich in einem solchen Maße multipliziert. Vielmehr muß fallweise geprüft werden, welche Remuneration gerade der konkreten Mehrleistung adäquat ist. Darum soll in solchen Fällen wieder die Feststellung der Entlohnung nach dem Ermeßsen der mit der Verwaltung des Religionsfonds betrauten Behörden erfolgen. Es ist selbstverständlich, daß hierüber in jedem Einzelfalle das Gutachten des Ordinariates einzuholen sein wird.“

Theresienstadt.

Josef Paska, Pfarrer.

Zeitschriftenchau.

Von Prof. Dr. Hartmann Strohsacker O. S. B. in Rom, S. Anselmo.

Laacher Stimmen, 4. Heft. Baumgartner, „Friedrich v. Schiller. Zum hundertsten Gedächtnistage seines Todes“, 361 ff. Bedeutung des Dichtersfürsten. Seine bewegte Jugendzeit; die Werke seiner Sturmperiode; seine überhafteten Prosaschriften. Charakteristik seiner Glanzperiode, in welcher ihn sein Idealismus dem Christentum und Katholizismus näher bringt (Balladen: Grundzüge seiner großen Dramen. — Chr. Pesch, „Religion und Kirche“, 381 ff. Der tiefste seelische Grund der Religion: Drang nach Verähnlichung mit Gott und Zuversicht, diesen Drang mit Gottes Hilfe zu verwirklichen. Wesen der Religion: Anerkennung unserer Abhängigkeit von Gott und unserer Einordnung auf ihn; Religion also ein der Menschennatur entsprechendes inniges persönliches Verhältnis des Menschen zu Gott; im Christentum gelangt durch

die Menschwerdung Gottes dieses persönliche Verhältnis zur höchsten Vollkommenheit. (Schluß, 5. Heft, 504 ff. Zur Herstellung und Fortführung der Vortestamentschaft hat Christus die Kirche gegründet, als einen lebendigen Organismus, als einen von ihm selbst belebten Leib, in welchem er fortlebt; diese Kirche ist sichtbar, hat sichtbare Gnadenmittel, und ist berufen, die Menschheit auf's innigste mit Gott zu verbinden.) — Rueller, „Louis Pasteur“, 391 ff. Bildungsengang und echt christliche Lebensführung des berühmten Entdeckers. Seine epochemachenden Entdeckungen: Die Ursache der Gärung; Nachweis der Unmöglichkeit einer Urzeugung; Erfindung der Weinkonservierung; Rettung der französischen Seidenindustrie durch Nachweis der Ursache der Seidenraupenkrankheit. (Schluß, 5. Heft, 517 ff. Anwendung der Pasteur'schen Entdeckungen auf die Wundbehandlung, wodurch die Chirurgie in neue Bahnen gewiesen wurde: Nachweisung des Milzbrandbazillus und des Erregers der Blutfäule; Erfindung der Schutzimpfung gegen Milzbrand und gegen Hundswut.) — H. Besch, „Die Handwerkerfrage der Gegenwart“, 411 ff. Übersicht über die in neuester Zeit geschaffenen sozialen Gesetze zum Schutze des Handwerkes in Deutschland. Die fakultativen Zwangszimmungen haben sich bisher nicht bewährt; gesetzlicher Ausbau der Gesellenauschüsse wäre erwünscht; weiters anzustreben Organisation des Arbeitsnachweises und Fürsorge für Beschaffung eines Unterkommens für die Gesellen. (Schluß, 5. Heft, 531 ff. Grundsätze für eine tüchtige Ausbildung der Lehrlinge; bisherige diesbezügliche Leistungen der Gesetzgebung und noch zu lösenden Aufgaben für die Zukunft. Die Forderung nach Einführung der obligatorischen Meisterprüfung und Würdigung der Bedenken gegen dieselbe.) — Arid, „Voraussetzungslose Wissenschaft“, 420 ff. Nachweis, daß eine einfachhin voraussetzungslose Wissenschaft ein Unding ist: jede Wissenschaft muß Voraussetzungen machen, nur müssen diese Voraussetzungen richtig oder bewiesen sein. Die antichristliche Wissenschaft ist keineswegs voraussetzungslos, sondern setzt eine ganze Reihe falscher oder unbewiesener Annahmen voraus; dagegen sind die Voraussetzungen der christlichen Wissenschaft weder willkürlich noch werden sie mißbraucht, noch stehen sie dem Fortschritte der Wissenschaft im Wege.

5. Heft f. o. Blöser, „Der heilige Bonifatius und seine Kulturarbeit“, 477 ff. Die Hauptzüge aus dem Leben und der Missionstätigkeit des großen Apostels; Kulturwert seiner Arbeiten für die Zivilisierung und Bildung Deutschlands: Größe seiner Persönlichkeit. — Stockmann, „Die verbreitetsten Romane des letzten Jahres“, 548 ff. Charakteristik und Kritik der meistgelesenen Modeschriften (Hörs-Krafft, „Das schlafende Heer“, Börs Uhl u. f. w.); diese Werke künstlerisch ganz oder ziemlich wertlos, ohne geistigen Gehalt, moralisch und religiös verschwommen oder bedenklich, teilweise widerlich realistisch.

6. Heft. Baumgartner widmet 1 ff. dem am 23. Februar 1905 verchiedenen P. Spillmann eine bio- und bibliographische Skizze. — Weisfel, „Umwandlung heidnischer Kulturstätten in christliche“, 23 ff. Gegenüber vielfachen Uebertreibungen wird an der Hand der Quellen gezeigt, daß das Vorgehen bei Zerstörung heidnischer Kultstätten im allgemeinen keineswegs allzu gewaltsam oder übereifrig gewesen: ja, vom Ende des 4. Jahrhunderts an war für die Erhaltung der Tempel sogar gesetzlich vorgehoben, und datiert von da an die Um-

wandlung zahlreicher Kultstätten in christliche Kirchen, so in Italien, Griechenland, Egypten. Schluß, 7. Heft, 134 ff. Auch heidnische Statuen, die Kunstwert besaßen, wurden vielfach sogar wieder aufgestellt. Bei den barbarischen Völkern fehlten freilich derartige Werke; doch wurden auch in England, Frankreich und Deutschland vielfach die Tempel, wenn dunkel, zu christlichen Kirchen umgebaut.) — Pesch, „Persönliches und Dingliches in der christlichen Religion“, 38 ff. Der Mensch im allgemeinen abhängig von den Dingen, die von außen auf ihn wirken: daher auch im Christentum keine bloße Innerlichkeit und Persönlichkeit, sondern die allerdings wesentlich innerliche und persönliche Religion vermittelt durch äußere Sachen und Zeichen, in objektiven Tatsachen beschlossen, durch sichtbare Sakramente versinnbildet und erhalten. — Meßler, „Alte Lebensgrundsätze und neuzeitliche Kunstströmungen“, 51 ff. Kältschheit und Verderblichkeit des heute herrschenden Prinzipes von der schrankenlosen Freiheit der Kunst; dieses Prinzip ist gegen Wesen und Zweck der Kunst, gegen die allgemeinen und christlichen Sittengesetze. Leider hat sich auch die katholische Kunst von Leichtfertigkeit, Naturalismus und Erotismus nicht freigehalten. — Bühl, „Die neue amerikanische Gnosis, „Christian Science“, 64 ff. Die 1897 entstandene Sekte hat einen riesigen Aufschwung genommen. Leben und Werdegang der Stifterin Mary Baker Eddy, ihr Hauptwerk Science and Health. Entwicklung und erstaunlicher Fortschritt der Sekte. Schluß, 7. Heft, 174 ff. Die neue Sekte will das Christentum gründlich reformieren und setzt sich die physische, moralische und geistige Erhebung der Menschheit zum Ziele; die Organisation ist sehr stramm, die Propaganda äußerst rührig. Die Lehre ist wesentlich idealistischer Panpsychismus; die neue Religion soll vor allem krankheitsheilendes Christentum sein, die Heilung soll auf rein geistige Weise bewirkt werden, der Erfolg bleibt natürlich oft genug aus. Die Stifterin spricht von sich selbst in den anmaßendsten Ausdrücken bis zur ungeheuerlichsten Selbstvergötterung, wird aber auch von ihren Anhängern in unglaublicher Weise vergöttert; dabei wird die neue Religion sowohl von der Stifterin, wie von der Sekte überhaupt finanziell äußerst ausgiebig fruktifiziert.

7. Heft (f. o.). Cathrein, „Naturrecht und positives Recht“, 121 ff. Gegen den herrschenden Rechtspositivismus wird die Existenz eines Naturrechtes im objektiven wie im subjektiven Sinne nachgewiesen, sowohl aus der Vernunft als aus den Ausprüchen der kirchlichen Vehraktorität. Schluß, 8. Heft, 268 ff. Zurückweisung der Mißverständnisse und Einwürfe. Mit der Leugnung des Naturrechtes fällt die verpflichtende Kraft aller Staatsgesetze; es fällt jede Schranke für das positive Recht. Das Fehlen des Zwangscharakters verfehlt nichts: auch macht das Naturrecht das positive Recht keineswegs überflüssig. — Braun, „Alter und Herkunft der sogenannten Missa Illyrica“, 143 ff. Gegen Cabrol wird die These vertreten, daß diese zuerst von Macius Illyricus 1557 publizierte Liturgie aus dem 11. Jahrhundert stammt und für Sigbert von Minden wahrscheinlich in oder bei Minden geschrieben wurde; der erste Herausgeber entnahm sie einem jetzt in Wolfenbüttel befindlichen Kodex, den einst Sigbert seiner Karbedrale hinterlassen hatte. — Meßler, „Der Ewiger Begriff“, 156 ff. Das Ewige die vorzüglichste und höchste Betätigung der Tugend der Gottesverehrung; seine Bedeutung die Weihe und Hingabe des Lebens an

Gott, und eben darum der Würde Gottes und der Natur des Menschen entsprechend. Praktische Folgerungen für die heilige Messe.

8. Heft (s. o.). Koch, „Die Gleichstellung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Großindustrie“, 235 ff. Im Gegensatz zur Vergangenheit ist der Arbeiter heute rechtlich dem Unternehmer gleichgestellt; aber tatsächlich ist die Ungleichheit zwischen Arbeiter und Arbeitgeber vielfach noch sehr drückend und zeigt sich sowohl bei Eingehung des Arbeitsvertrages, als während des Arbeitsverhältnisses und insbesondere in Ansehung der Auflösung des Vertrages. (Schluß, 9. Heft, 374 ff. Prüfung der auf Herbeiführung einer größeren tatsächlichen Gleichheit abzielenden Bestrebungen und Einrichtungen: Arbeiterorganisationen, Koalitionsfreiheit; Arbeiterausschüsse, Arbeitskammern, Arbeiterschutzesetze; Einschränkung der willkürlichen Kündigung seitens des Arbeitgebers wie des Arbeitnehmers.) — Huonder, „Japanische Stimmungen und Hoffnungen“, 251 ff. Japanische Pressestimmen über die Bedeutung des Krieges, die Ebenbürtigkeit Japans, die „gelbe Gefahr“ (welche als Vorurteil bezeichnet wird). Manche Japaner faßten den Krieg auch auf als einen Kampf Buddhas gegen Christus, und der religiöse Fanatismus unterstützte den japanischen Patriotismus ganz bedeutend. (Schluß, 9. Heft, 412 ff. Der japanische Religionskongreß im Mai 1904 proklamierte den modernen Indifferentismus und die Friedfertigkeit Japans gegenüber allen Religionen und Nationen. Ueber die durch die japanischen Erfolge herbeigeführte oder bewirkte Größe Japans äußerten sich viele Stimmen in sehr überschwenglicher Weise und stellten im Voraus die schwersten Friedensbedingungen auf.) — Bökmer, „Stigmatisation und Krankheitserscheinung“, 278 ff. Wegen die Berichte über die Stigmatisation von Heiligen werden hauptsächlich analoge Erscheinungen bei gewissen Krankheiten oder analoge Einwirkungen des Seelischen auf das Körperliche geltend gemacht. Die Prüfung der Geschichte der heiligen Veronika Giuliani ergibt, daß sowohl jeder Betrug ausgeschlossen ist, als auch die an ihr festgestellten Wundmale sich durch keine Krankheit oder Komplikation erklären lassen. — Stockmann, „Iba Gräfin Hahn-Hahn, ein Lebensbild“, 300 ff. Jugend und unglückliche Ehe; ihre Werke aus der ersten Zeit; ihre Konversion und bittere Folgen derselben; Lebensabend und erbaulicher Tod in Mainz; Bedeutung der Dichterin im allgemeinen. (Fortsetzung, 9. Heft, 424 ff. Charakteristik ihrer Werke aus der zweiten Periode mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Schriftstellerin.)

9. Heft (s. o.). Blözer, „Die Entstehung des Christentums im Lichte der Geschichtswissenschaft“, 353 ff. Stellungnahme zu Pfleiderers Vorlesungen: auf rein geschichtlichem Wege will er die Frage lösen, allerdings bloß mit Wahrscheinlichkeit. Kritik seiner Vorwürfe gegen die gläubige Auffassung der Entstehung des Christentums und der angeblich ungeschichtlichen Denkweise der Vorzeit. Nach ihm hätte die geschichtliche Wissenschaft mit rein natürlichen Faktoren zu rechnen, weil sonst angeblich eine geschichtliche Betrachtungsweise unmöglich wäre. — Bökmer, „Der Einfluß der Phantasie auf Empfindung und Spontanbewegung“, 393 ff. Eine Menge Beispiele zeigen einen oft ganz verblüffenden Einfluß der Phantasie auf die Empfindungen und noch mehr auf die spontanen Bewegungen.

Zeitschrift für katholische Theologie, 3. Heft. Grisar, „Luther gegenüber dem Gesetz der Wahrhaftigkeit“, 417 ff. Das mit den Gesetzen der Wahrhaftigkeit in Widerspruch stehende Verhalten Luthers in Angelegenheit der Doppelhele Philipps bekannt. Aber Luther war überhaupt kein Freund der Wahrheit: Bewußt unwahr unterschleibt er der katholischen Kirche lächerliche Lehren, verleumdete kirchliche Personen, erdichtet Aeußerungen alter Schriftsteller u. s. w. Seine Doppelzüngigkeit zeigt sich in einer Reihe von Briefen, die noch vor dem Bruche mit der Kirche geschrieben sind; noch mehr tritt dieser Zug in seinem späteren Leben hervor. Uebrigens stellte er ja den Grundsatz auf, gegen den Papst sei alles erlaubt; daher auch seine Zeitgenossen sich über ihn beklagten. Seine Leidenschaftlichkeit erklärt allerdings Manches; außerdem hielt er in seinen späteren Jahren tatsächlich Muth- und Nothlügen für erlaubt, ja sogar für tugendhaft. Schmidlin, „Die Eschatologie Ertos von Treising“, 445 ff. Das achte Buch seiner Chronik enthält nebst wichtigen Aufschlüssen über Ertos theol. Standpunkt insbesondere eine für die Ausbildung der scholastischen Lehre weittragende Betrachtung der letzten Dinge. Quellen, Einteilung, Inhalt und Charakteristik des Werkes. — Grabmann, „Studien über Ulrich von Straßburg“, Fortsetzung, 482 ff. Charakteristik und Inhaltsangabe der theol. Summa Ulrichs. Seine Lehre über die Nothwendigkeit, den wissenschaftlichen Charakter, den Gegenstand, die Prinzipien und die Methode der Theologie. — Gladder, „Heb. 5, 11—10, 39“, 500 ff. Versuch, diesen Abschnitt nach seinem logischen Inhalt auf seine strophische Form zurückzuführen.

Tübinger Quartalschrift, 3. Heft. Vetter, „Das Buch Tobias und die Achisar-Sage“, Fortsetzung, 321 ff. Eine Vergleichung der erhaltenen sechs alten Texte der Sage ergibt, daß sie sämtlich von einem Urtexte stammen: dieser war neuhelbräisch geschrieben; für den jüdischen Ursprung der Sage liegen noch weitere Anhaltspunkte vor; das Buch gehört somit der nachbiblischen jüdischen Literatur an. — Stolz, „Didymus, Ambrosius, Hieronymus“, 371 ff. Untersuchung der Abhängigkeit der Schrift des heiligen Ambrosius De Spiritu Sancto von den Schriften des Didymus, mit teilweise ablehnender Stellungnahme zur Arbeit Schermanns. Hieronymus dürfte bereits auf eine Entlehnung des Ambrosius aus Didymus angespielt haben. Die hieronymianische Uebersetzung von Didymus De Spiritu Sancto ist im wesentlichen genau; diese Schrift des Didymus hat Ambrosius als Vorlage benützt, aber kaum andere Werke des Didymus. Zägmüller, „Die formelle Seite der Neukodifikation des kanonischen Rechtes“, 401 ff. Stand der Kodifikations- und Revisionsfrage bis zum Motu proprio Pius X.: Plan des neuen Corpus J. C. Gedanken über die einzuhaltende Einteilung und insbesondere über die Formulierung der einzelnen Gesetze: die Gesetze sollen möglichst allgemein gefaßt werden, um eine umfassende Norm für alle Einzelfälle zu bieten; die Sprache soll präzis, kurz und klar sein; beigelegt sollte werden der Geist oder Grundgedanke der einzelnen Gesetze. — Haufen, „Die Lehre des heiligen Hilarius von Poitiers über die Leidensfähigkeit Christi“, 424 ff. Verschiedene Ansichten der Theologen: nach den einen lehrt Hilarius, Christus habe tatsächlich nie Schmerz empfunden, nach anderen, er habe Schmerz empfunden, aber aus freiem Willen, nach an-

deren lehrt Hilarius ganz katholisch die Leidensfähigkeit der menschlichen Natur Christi. Stellungnahme: Hilarius war zwar keineswegs Opfer; aber nach ihm war Christus auch als Mensch an und für sich dem Schmerz nicht unterworfen und hat auch nicht durch einen freien Willensakt Schmerz zugelassen oder hervorgerufen; dies die konstante Ansicht des heiligen Hilarius.

Revue Bénédictine. 3. Heft. Morin berichtet S. 329 ff. über vier Blätter der Pariser Nationalbibliothek, die aus der Abtei Mennostammen, dem 8. - 9. Jahrhundert angehören und einen bisher vollkommen unbekannten liturgischen Typus darstellen: Abdruck und Bemerkungen. — Charman, „Le témoignage de Jean le Presbytre au sujet de S. Marc et de S. Luc“, 357 ff. Eine genaue Analyse der den heiligen Markus betreffenden Stelle im Papias-Fragmente zeigt, daß der daselbst zitierte Presbyter den heiligen Markus auch vertheidigt und zwar gegenüber jenen kleinasiatischen Christen, welche damals um 100 e. k. das Lukas-evangelium benutzten und das Markusevangelium oder gewisse Stellen desselben ablehnten. Der von Papias zitierte Presbyter Johannes ist identisch mit dem Autor des vierten Evangeliums, in welchem tatsächlich eine Reihe von Markusstellen, die Lukas wohl absichtlich ausgelassen hatte, aufgenommen und näher erklart sind; auch hat der vierte Evangelist die Ordnung des Markus korrigiert. Schlüsse für das Verhältnis des vierten Evangeliums zu den übrigen, für das Ansehen des Lukas bereits zu Ende des 1. Jahrhunderts, und für die Sorgfalt der Evangelisten. — Verlière gibt (377 ff. ergänzende Urkundenstücke zu den durch Benedikt XII. angeordneten Generalkapiteln des Benediktinerordens. — Ansel beendet (398 ff.) seine Quellenstudie über die Politik des Kardinals Caesari in Ansehung Siennas. Während die französische Armee gegen Mittelitalien vorrückte, schlug sich Cosimo de Medici (samtlich) auf die Seite der Franzosen; zwischen dem Papst und seinen Verbündeten entstanden viele Schwierigkeiten, der Einfluß des Kardinals nahm ab, Cosimos Haltung war höchst zweideutig, bis die Entdeckung seiner Machenschaften ihn zwang, sich offen auf die Seite Spaniens zu stellen. Im Widerspruch zu den Absichten des Kardinals beschloß der Papst Neapel statt Toscana anzugreifen. Da jedoch die französische Armee in eine immer schwieriger werdende Lage gerieth, schlug Caesari wiederum eine taffreundliche Politik ein und wollte um den Preis von Siena den Frieden erzwingen; aber auch Florenz wollte Siena erwerben und trotz aller Aufstrebungen Caesaris wurde Cosimo damit belebt. Die französische Armee wurde infolge der Niederlage von St. Quentin zurückberufen und so war der Papst zur Kapitulation von Cavi genötigt; Siena blieb im Besitze von Florenz und die Pläne des Kardinals waren endgiltig gescheitert. — Leclercq. „Melanges d'épigraphie chrétienne“, 429 ff. Die bis jetzt bekannten liturgischen Inschriften aus der Gegend von Antiochien: Rückschlüsse auf die Liturgien, denen sie entnommen sind, und deren Verhältnis zu den uns bekannten. Das in koptischen Minus dem Wachsen des Mils gewidmete Fest, verglichen mit armenischen Inschriften. Notizen zur Topographie des römischen Karthago mit Rücksicht auf das Werk von Audollent.

Katholik, 4. Heft. „Die liturgische Verehrung des heiligen Bonifatius, Apostels der Deutschen, in der Diözese Mainz“, 241 ff. Geschichte der

Bonifatius-Kapelle bei der St. Johannes-Stiftskirche; das Bonifatiusgrab daselbst, die Reliquien der Kapelle und des Grabes, Veränderungen am Grabe im Laufe der Zeit; die Eingeweide des Heiligen. Feier seines Festes zu Sankt Johann und im Priesterseminar ad S. Bonifatium. Fernere Schicksale der Reliquien von St. Johannes, sowie des Armes des Heiligen; sonstige Reliquien im Dom zu Mainz. (Fortsetzung, 5. Heft, 334 ff. Das Fest des Heiligen gebotener Feiertag. Die Meßoffizien zu Ehren des Heiligen von der alten Zeit bis in die Gegenwart; die Festpredigt des heiligen Rabanus Maurus. Die ältesten Darstellungen des Martyriums des heiligen Bonifatius aus dem 10. und 11. Jahrhundert. — Schluß, 6. Heft, 16. ff. Das Mainzer Brevieroffizium für das Fest im Mittelalter; spätere Offizien. Die liturgische Verehrung des Heiligen in Fritzlar und Erfurt; Verehrung seiner Martergefährten. Bonifatius-Kirchen und -Kapellen im gegenwärtigen Bereich der Diözese Mainz.) — Stoll, „Die Lehre des heiligen Irenaeus von der Erlösung und Heiligung“, Fortsetzung, 264 ff. Die Hauptakte des Erlösungswerkes Christi sind nach Irenaeus, im Anschlusse an den heiligen Paulus die Versuchung und besonders der Tod. Die subjektive Verwirklichung der Erlösung geschieht durch den Glauben, der aber lebendig und wirksam sein muß und eine Gnade Gottes ist; also ganz paulinisch. (Schluß, 5. Heft, 349 ff. Die reale Vereinigung des gerechten Menschen mit Gott nach E. Irenaeus.) — Spaldak, „Zur geplanten Emendation des römischen Breviers“, Fortsetzung, 289 ff. Die Uebelstände der historischen Brevierlektionen an Beispielen gezeigt. — (Schluß, 5. Heft, 321 ff. Die bei der Reform der historischen Lektionen einzuhaltenden Grundsätze sollen sehr strenge sein; die praktischen Schwierigkeiten sind nicht allzu große.) — Man, „Die Abstammung der heiligen Hildegard“, 298 ff. Nachweis, daß der Vater der Heiligen nicht Basall des Grafen von Spouheim und sie nicht in Bückelheim geboren war.

5. Heft (s. o.). Steil, „Ueber die allgemeine Apostasie vor dem Weltende“, 353 ff. Nach 2. Thess. 2. soll dem Weltende und der durch den Antichrist zu bewirkenden Apostasie ein großer Abfall vorausgehen. Versuch, diesen Abfall auf den modernen atheistischen oder liberalen Staat zu beziehen, der einerseits als solcher von jeder Religion abgefallen ist, andererseits den Glauben der Untertanen nicht unterdrückt; daß derzeit ein so abnormes Verhältnis der Staaten zur Kirche relativ notwendig geworden, ändert an der Unnatürlichkeit eines solchen Zustandes nichts. — „Stiftung eines Theologen-Stipendiums zu Erfurt 1499“, 366 ff. Originaltext der Stiftungsurkunden, ausgestellt zunächst für ein achtjähriges Studium der heiligen Schrift, d. i. wohl der Theologie. — Gieben, „Ein moderner Christusfänger“, 370 ff. Kritischer Bericht über die Dichtungen von Lorenz Krapp, besonders seine neueste Schöpfung, den „Christus“. (Schluß, 6. Heft, 54 ff. Krapps Vorbilder in der neuesten Poesie; sonstige Anklänge an moderne Dichter. Die ihm vorgeworfene Unreife allerdings zugegeben.)

6. Heft (s. o.). „Der Monarchianismus und die römische Kirche im 3. Jahrhundert“, 1 ff. Praxeas, der als erster den Monarchianismus in Rom lehrte, war rasch abgetan; Noets Schüler Epigonus gewann in Rom den Kleomenes zum Schüler; und die Häresie soll nach Harnack nunmehr großen

Anhang in Rom gefunden haben. Die Päpste schritten zunächst nicht ein, ja nach Hippolyt wäre Papst Zephyrin selbst modalistisch gesinnt gewesen. Gegen den Monarchianismus und angeblich auch gegen Zephyrin und Kallistus schrieb Hippolyt seinen Antinoët, kam aber dabei infolge der noch nicht genügend geklärten Begriffe selbst in eine schiefe Stellung, indem er schließlich von modalistischen Anschauungen ausging. (Fortsetzung, 7. Heft, 112 ff. Kallist war schon unter Zephyrin gegen die Häresie tätig, als Papst schloß er Sabellius aus der Kirche aus. Die von Hippolyt überlieferte, allerdings dunkle, aber jedenfalls auch gegen Hippolyt gerichtete Formel des Papstes soll vorgeblich ein Gemisch von Sabellianismus und Theodotianismus sein. Des Tertullian Eingreifen in den Streit durch die Schrift gegen Praxeas; seine bei diesem Anlasse vorgetragene Trinitätslehre war auch nicht frei von Subordinatianismus. Die Schrift Tertullians war gerichtet gegen die von Hippolyt modalistisch gedeutete Formel des Kallistus, nicht gegen eine Weiterbildung der monarchianischen Lehre. — Schlager, „Zum Leben des Franziskaners Heinrich Harp“, 46 ff. Neue Daten über den berühmten Mystiker; vor seinem Eintritt in den Orden war er Kraterherr gewesen. — Helmling, „Hagiologisches“, 49 ff. Bericht über die im Erscheinen begriffene Sammlung illustrierter Heiligenleben (Kempton, Kösel, sowie über die Sammlung authentischer Martyrerberichte von P. Veclercq. — „Die Verteidigungsrede des Apostels Paulus zu Jerusalem, Akt. 22“, 62 ff. Würdigung der Rede nach den Grundsätzen der Bedeutsamkeit.

7. Heft (i. o.). Schmidlin, „Bischof Otto von Freising als Theologe“, 81 ff. Otto steht auf dem Boden der Tradition. Seine Orthodoxie gegenüber der Gilbertischen Häresie ist unzweifelhaft; in der ganzen Affäre (Streit zwischen Gilbert und St. Bernard) war er allerdings objektiv und gerecht. Otto tritt für den Fortschritt der Theologie ein, unterscheidet scharf zwischen Philosophie und Theologie, Vernunft und Glauben, übernatürlicher und natürlicher Wahrheit. Seine Stellung zur kirchlichen Auktorität ist korrekt; in Auslegung der heiligen Schrift liebt er den mystischen Sinn. In der Gotteslehre vertritt er besonders die Einfachheit des göttlichen Wesens. Sonstige Lehrstücke, die er in seine Geschichte versflochten hat. — „Hagiologisches aus Altivland“, 128 ff. Heilige und Apostel, welchen einst Kirchen und Kapellen geweiht waren, und Verehrung derselben. Nikolaus, Petrus). — Schäfer, „Das Prätorium des Pilatus“, 137 ff. Im Anschluß an Mommsen. Schon im 5. Jahrhundert wurde auf dem für die Leidensgeschichte so wichtigen und vielverehrten Orte eine Kirche erbaut. Im Mittelalter verlegte man das Prätorium zuerst auf den Zion, dann in den Hof der Burg Antonia auf der Höhe des Osthügels. Jedoch die neueren Forschungen und Ausgrabungen ergaben, daß der Ort mit der alten Tradition nicht auf der Höhe des Antonia-Hellsens, sondern im Tale el Wad zu suchen ist.

Aus der *Civiltà Cattolica* seien hervorgehoben: eine apologetische Studie über unsere vier Evangelien 1318, 402 ff.; 1320, 658 ff.; 1322, 148 ff.; 1326, 652 ff.; 1328, 159 ff.); ein Exkurs über die Werke und die Philosophie Niezsches 1319, 571 ff.; Arbeiten über die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer in Deutschland 1322, 167 ff.; über die normantische

Kunst in Sizilien (1323, 287 ff.): über das Wunder des heiligen Januarius (1325, 513 ff.).

Die „Katholischen Missionen“ bringen eine Widerlegung der Märchen von der spanischen „Mönchsherrschaft“ auf den Philippinen (Juni, 198 ff.; Juli, 223 ff.; August, 250 ff.); Nachrufe auf die im Jahre 1904 verstorbenen Missionsbischöfe samt Porträts, August, 241 ff.; September, 265 ff., und viele ethnographische Schilderungen.

Literarische Anzeigen.

Wegen Ueberfülle des Stoffes im Gebiete der Literatur ist die Redaktion genötigt, nachstehende Werke zu einfacher Anzeige zu bringen.

Die Parabeln des P. Bonaventura Girandean S. J. für Seelsorger, Lehrer und Eltern zur Veranschaulichung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Mit einer Einleitung von Clemens Brentano. XIII und 374 S. Verlag der Druckerei Lehrlingshaus in Mainz. Geb. M. 1.75 = K 2.10.

Nach Spanien und Portugal. Von B. Bauer, Radolfzell. Moriellsche Buchdruckerei 1904. 360 S.

Von Paris nach Duito. Von Duito nach Hamburg. Reiseerinnerungen von Josef Schraml, früher Professor am erzbischöflichen Seminar in Duito. Sanktosen bei Straubing. Selbstverlag 1904. 169 S. Brosch. M. 1.90, geb. M. 2.40

Gottes Hand. Von P. Louis Colona. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Spanischen von Else Otten. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 23, 335 S.

Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas. III. Bartolomeo Gerretani. Von Dr. Josef Schnitzer, Professor der Theologie an der Universität München. München 1904. Verlag der F. J. Lentnerischen Buchhandlung (E. Stahl jun.). 110 S. M. 3.80 = K 4.56.

Gregor der Große. Ein Vortrag von Dr. G. Anton Weber, geistlicher Rat und Lyzealprofessor. Mit oberhirtlicher Bewilligung. Brünn 1904. Druck der Raigerner Benediktiner-Buchdruckerei.

Kaiser Maximilian I. Auflösung des Reiches. Neues Kulturleben. — Von Max Jansen. Mit 80 Abbildungen. Erstes bis fünftes Tausend. — Weltgeschichte in Charakterbildern. XII. 1905. München, Kirchheim. 141 S. Geb. M. 4.— = K 4.80.

König Alkohol. Von J. Haw, Pfarrer in Wintersdorf bei Trier. 2. Aufl. Essen-Muhr 1905. Verlag und Druck von Freudebeul & Koenen. 12°. 104 S. M. —.25 = K —.30; 50 Exemplare M. 10.— = K 12.—; 100 Exemplare M. 18.— = K 21.60; 500 Exemplare M. 80.— = K 96.—; 1000 Exemplare M. 150.— = K 180.—.

Erlebnisse eines Uebermenschen. Von J. Bartoli S. J. Deutsch von Thoma. 2 Bände. Mainz, Lehrlingshaus 1905. M. 3.50 = K 4.20, geb. M. 5.— = K 6.—.

Papst Pius X. Im Leben und Wort. Geschichtliche Studie von seinem früheren Zögling Msgr. Angelo Marchesan, Professor in Treviso. Autorisierte Uebersetzung von P. Columban Artho O. S. B. in Einsiedeln. Verlagsanstalt Benziger. Ein Prachtwerk in 12 Lieferungen mit circa 500 Illustrationen. à M. 1.60, Fr. 2.—.

Kirchliches Handlexikon. Ein Nachschlagebuch über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter, mit den Professoren Karl Hilgenreiner, Joh. B. Nisius S. J. und Josef Schlegt, herausgegeben von Dr. Michael Buchberger. Zwei Bände. München, Allg. Verlagsgesellschaft. Ein Band je 20 Lieferungen von je drei Bogen à M. 1.—.

Illustrierte Weltgeschichte. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer, Dr. W. Felten. München, Allg. Verlagsgesellschaft. Vollständig in 40 Lieferungen, à M. 1.—. Gesamtpreis M. 40.—.

Psallite sapienter. Erklärung der Psalmen im Geiste des betrachtenden Gebetes und der Liturgie. Dem Klerus und Volk gewidmet von Dr. Maurus Wolter O. S. B. III. Aufl. Verlag Herder in Freiburg. 40 Lieferungen à 90 Pf. Das ganze Werk in fünf Bänden.

Predigten: Kanzelreden von Dr. Jos. G. Ehrler, weiland Bischof von Speyer. In 50 Lieferungen oder 7 Bänden, à 90 Pf. Herders Verlag in Freiburg. — Einfache und kurze Predigten von Dr. Robert Breitschopf O. S. B. Regensburg, Manz, 400 S. Preis M. 3.60. — Kanzelvorträge des Bischofs von Trier, Dr. Matthias Eberhard. 4. Band: Fest- und Gelegenheitspredigten. Verlag Herder. Preis M. 4.—. — Ausgewählte Predigten und Predigtentwürfe von Jos. Ig. von Ah, herausgegeben von Dr. Beck, Professor an der Universität in Freiburg, Schweiz. Stanz, Verlag von Matt & Komp. — Vorträge von P. Petrus Noh S. J. Ravensburg, Verlag Alber. — „Der heilige Geist“, Kanzelvorträge von Heinrich Hansjakob. II. Aufl. Herder, Freiburg. Preis M. 2.70. — Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leogefellschaft. 22. Deterministische und metaphysische Gesichtsauffassung. Von Dr. Alex Gießwein. — Die Predigten des Franziskaners Berthold von Regensburg, herausgegeben von Franz Göbel, Regensburg, Manz. In fünf Lieferungen circa 40 Bogen. Preis M. 6.—. Christenlehr-Handbuch für Seelsorger, Katecheten und jedes christliche Haus. Erklärungen des in Oesterreich approbierten mittleren und großen Katechismus der katholischen Religion, mit vielen Beispielen. Von Kanonikus und Erzdechant W. Wächtler. Innsbruck, Verlag Rauch. II. Aufl., zwei Bände. Preis K 6.20, M. 6.20.

Wissenschaft und Religion. Sammlung bedeutender Zeitfragen. Herausgegeben von Le Roux & Komp., in Straßburg. à 50 Pf. Kunst und Moral, von R. P. Sertillanges. Das Dasein Gottes ein Postulat der Wissenschaft. Von Peter Courbet. — Haben die Christen Rom unter Nero in Brand gesteckt? Von Paul Alard. — Die Christenverfolgungen und die moderne Kritik. Von Paul Alard.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Von Dr. J. M. Raich. Verlag Breier & Thiemann, in Hamm, W. à 50 Pf. Das 19. Jahrhundert als Vorbereitung und Erneuerung einer religiösen und nationalen Kultur. Von Dr. R. v. Kralik. — Der Rhein als Handels- und Verkehrsstraße. Von Karl Kollbach. — Weltentod, kosmologische Betrachtungen. Von Dr. J. Plafmann. — Schillers Jungfrau von Orleans. Von R. Schneid S. J. — Pädagogische Charakterköpfe des 19. Jahrhunderts. Von A. Steeger.

Münchener Volkschriften. Volkschriftenverlag. Das Bändchen 15 Pf., 18 h. Nr. 8. Der Bader von St. Margarethen. Von M. Buol. —

Nr. 9. Wie die Saat, so die Ernte. Von Silesia. — Nr. 10. Düstere Wolken. Von Dr. L. Fernvalder. — Nr. 11. S'Engerl. Von Baronin Enria Handel-Mazzetti. — Nr. 12, 13. Herrn Wahlhubers Reiseabenteuer. Von Fr. Gerstäcker. — Nr. 14. Von Stufe zu Stufe. Von H. Reiter. — Nr. 15. Ein Schwarzkünstler. Von A. Schott.

Glaube und Wissen. Heft 4: Luther und die Gewissensfreiheit. Von Nic. Paulus. Münchener Volkschriftenverlag. 30 Pf., 36 h.

Am schönen Strand der Mosel. Erzählung von M. Maidorf. Köln am Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Der Schützling des Soldaten. Sparsfennige. Zwei Erzählungen für die deutsche Jugend. Der Wirklichkeit nacherzählt von Lorenz Heißer. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Wem gebührt die Palme? Talisman. Zwei Erzählungen für die Jugend. Von Ferdinande Frein von Brackel. Mit vier Kunstdruckbildern. Von Fr. B. Doubek. Köln a. Rh. Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Mutter's Romreise. Eine Erzählung für die Jugend, von M. Maidorf. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Fidelitas. Sammlung von Heimat-, Wander- und Studentenliedern, besonders für Erziehungsanstalten, zusammengestellt von Dr. August Höllrigl, Professor am bischöflichen Gymnasium „Kollegium Petrium“, in Urfahr. Druck und Verlag der katholischen Preßvereinsdruckerei, Linz a. D.

Auge um Auge. Novelle aus einer deutschen Seefstadt. Von S. Clausius. Druck und Verlag von J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Adolf Ott. Aus zwei Häusern. Münchener Roman aus den siebziger Jahren. Verlag von Adolf Bonz & Komp. in Stuttgart.

Die Gemblows. Novelle von S. Clausius. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Kaiserin Elisabeth. Lebensbild für Volk und Jugend. Von Othmar Kleinschmied. Mit zahlreichen Illustrationen. Linz a. D., 1905. Druck und Verlag des katholischen Preßvereines.

Der Regelpater oder fromme Lesungen für Tertiaren. Von P. Laurentius von Landshut, Mitglied der bayrischen Kapuzinerordensprovinz. Regensburg, Rom, New-York und Cincinnati. Druck und Verlag von J. Pustet.

Zafordaire von Gabriel Vedos. Mit Genehmigung des Verfassers übersezt und herausgegeben von Sebastian Zeißner, Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1905.

Der selige Klemens Maria Hofbauer. Gedrängte und übersichtliche Darstellung seines Lebenslaufes. Von P. Georg Freund C. Ss. R. 1. Auflage. Wien, 1905. Buchdruckerei Ambr. Dpiz Nachfolger, Wien, Kommissionsverlag, Buchhandlung „Reichspost“, Wien, VIII. Strozzigasse 41.

Perlen aus Ida Gräfin Sahn-Sahns Werken. Gesammelt von J. G., Regensburg. Druck und Verlag von J. Habel.

Die Familie des Admirals. Erzählung für junge Mädchen. Von E. Meunier. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Hanani. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Von Ab. Jos. Cüppers. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Goldene Spuren. Erzählung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Von J. von Garten. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Die Priesterin der Westa. Erzählung aus dem ersten christlichen Jahrhundert. Von Ab. Jos. Cüppers. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Geschichte und Beschreibung des Stiftes und der Stadt Melf. Mit einem Anhang: Spaziergänge und Ausflüge in der Umgebung. Von Prof. Dr. Rudolf Schachinger, Bibliothekar und Gastmeister des Stiftes Melf. Wien, 1905. In Kommission bei Alfred Höbder, f. f. Hof- und Universitäts-Buchhändler. Preis 50 h. Buchdruckerei Franz Webl in Melf.

Die Theorie der freiwilligen Verstortheit und ihr Verhältnis zur Lehre des heiligen Thomas von Aquin. Erwiderung auf die Replik Prof. Kiefls: „Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod.“ In der Passauer theologisch praktischen Monatschrift, März und April 1905. Von Johann Stüßler S. J. Innsbruck. Druck und Verlag von Fel. Rauch (Carl Pustet) 1905.

Kirchengeschichte und Religionsgeschichte. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorates, von Dr. Heinrich Schrörs, Professor der katholischen Theologie an der Universität Bonn. Freiburg in Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung, 1905.

Die Heiligung des Tages. Ein Büchlein für alle, welche gut sterben wollen. Verfaßt von P. Anselm Kieweg O. S. B. Nach dem Tod des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Fr. Rupertus a. S. Norberto, Carmeliterordenspriester. Graz, 1905. Hr. Moiers Buchhdl. (A. Meyerhoff.)

Die Psalmen. Sinngemäße Uebersetzung nach dem hebräischen Text. Freiburg in Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung.

Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Mit besonderer Rücksicht auf die reifere Jugend, ausgewählt von Heinrich Wagner, Oberlehrer. Freiburg in Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung, 1905.

Einführung in die Arbeiterinnenfrage. Von Elisabeth Gnauck Kühne. M. Gladbach, 1905. Verlag der Zentralstelle des Volksvereines für das katholische Deutschland.

Soziale Tagesfragen. Zwanglose Heite. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. Fürsorge für die Auswanderer vom Lande. Preis 30 Pf. M. Gladbach, 1905. Verlag der Zentralstelle des Volksvereines für das katholische Deutschland.

Soziale Tagesfragen. Zwanglose Heite. Herausgegeben für das katholische Deutschland. 32. Heft: Katholische Arbeiterinnenvereine. Von Dr. Otto Müller, Generalsekretär des Verbandes der katholischen Arbeitervereine der Erzdiözese Köln. Preis 50 Pf. M. Gladbach, 1905. Verlag der Zentralstelle des Volksvereines für das katholische Deutschland.

Bibliisches Handwörterbuch. Zusammenstellung der biblischen Personen, Orte und Sachen und Erklärung derselben nach der geographischen, historischen, archäologischen, natur- und kulturgeschichtlichen Seite hin, für Lehrer, Lehrerseminare und Studierende. Von N. Welsch. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Kleine Kirchengeschichte. Kirchengeschichtliche Bilder. Von J. Schröder, Seminardirektor. Herausgegeben von Dr. M. von der Fuhr, Religionslehrer des Lehrerseminars zu Odenkirchen. Paderborn, 1905. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Alpenrosen mit Dornen. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert. Kurt Liebig. Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

In Italien. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. 2. Band. 2. Auflage. Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Plaudereien. Zur Beherzigung für die gebildete Welt. Von Woldemar von der Leitha. Wien, 1904. Verlag von Mayer & Comp.

Inserate.



101. bis 120. Tausend
wird soeben ausgegeben von

Die vollkommene Reue, ein goldener Himmelschlüssel.

Dem guten Christenvolk an die Hand gegeben von **J. von den Driesch**, Pfarrer in Kirchhoben. Mit einem Vorwort von **P. Aug. Lehmkuhl S. J.** Mit oberhirtlicher Genehmigung.

Einzelpreis 10 Pf. = 12 h, 50 Stück M. 4.50 = K 5.40,
100 Stück M. 8.— = K 9.60.

Geistliche Herren, Instituts-Vorsteher u. s. w. 1 Probestück kostenfrei!

Ueber dieses vortreffliche Büchlein schreibt P. Lehmkuhl:

„Diese Unterweisung über den Akt vollkommener Reue und Reue, wie sie in der kleinen Schrift in trefflicher Weise gegeben ist, würde ich für eines der besten Andenken halten, welches bei der Entlassung aus der Schule den einzelnen Kindern mit ins Leben könnte gegeben werden und für eine der reichsten Lehungen, welche einem Kranken nie fehlen, und welche denen, die Krankendienst üben, stets zur Hand sein sollte. Ueberhaupt wird ein Seelsorger, der das vorliegende Schriftchen allen seinen Seelsorgsbefohlenen zu Händen gibt, denselben eine überaus große Wohlthat erweisen.“

Wir haben diesen Worten nichts hinzuzufügen, sie sagen alles, was zum Lobe des Büchleins gesagt werden kann, und zwar mit voller Wahrheit.

(Theol.-prakt. Quartalschr.)

;) beziehen durch jede Buchhandlung. Verlag: **J. P. Bachem, Köln.**

Neuere katechetische Literatur aus dem Verlage der **Jos. Kösel'schen
Buchhandlung in Rempten und München.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Die Sonntags-Evangelien.

Für die kathol. Volksschule erläutert von **Heinrich Stieglitz**,
Stadtpfarrprediger in München. — Mit Approbation des erzbischöfl. Ordinariates München-Freising. 8°. VI u. 336 Seiten.
Preis brosch. M. 2.40 = K 2.88, geb. M. 3.— = K 3.60.

Aus dem erzbischöfl. Ordinariate: „Alles in allem hat der Verfasser eine wohl durchdachte, fleißige und zweckmäßige Arbeit geliefert, die des oberhirtlichen Imprimaturs wohl würdig ist.“

Ende Oktober erschienen:

Ausgeführte Katechesen für das erste Schuljahr der kathol. Volksschule. Bearbeitet von **Karl Bühlmann**, Expositus. Mit Approbation des erzbischöfl. Ordinariates München-Freising.

8°. Preis brosch. M. 1.80 = K 2.16, geb. M. 2.40 = K 2.88.

Bericht über den katechetischen Kurs vom 10. 16. September 1905 in München.

Anton Pustet. Verlag in Salzburg.

Für die priesterliche Bibliothek empfehle nachstehende Werke:

Paulus. Der Völkerapostel nach Bibel, Geschichte u. Tradition. Von **Dr. Nikolaus Heim**. XXXIII und 766 Seiten. Mit Lichtdruck-Titelbild, einer chronologischen Tafel und einer nach dem Texte gezeichneten farbigen Karte. Preis broschiert M. 8.— = K 9.60; geb. in Halbleder M. 9.70 = K 11.60.

Obschon in populär-wissenschaftlicher Form gehalten, bietet der als Heiligenbiograph bereits berühmte Autor mit diesem Buche doch eine reife Frucht sorgfältiger Studien, langjähriger Arbeit und mühsamer Reisen. Dem Werke wurden bereits die besten Empfehlungen von P. Alb. M. Weiss, Prof. A. Meyenberg und dem protest. Paulusforscher C. Clemen zuteil.

Bossuets Predigten auf die Feste der allerseligsten Jungfrau Maria. Nach dem neuesten französischen Originale herausgegeben von **Dr. Josef Drammer**. — Mit einer Vorrede von Dompropst **Dr. Berlage**. 8°. III und 505 Seiten. Preis broschiert M. 4.— = K 4.80; geb. in Halbfranz M. 5.— = K 6.—.

Dr. Drammer bietet Bossuets Meisterwerke mit all den Schönheiten des Originals wieder. In ihrer Form, Reichhaltigkeit und Tiefe sind Bossuets Werke unerreicht.

Das Ende der Zeiten, mit einem Nachblick in die Ewigkeit, oder Das Weltgericht mit seinen Ursachen, Vorzeichen und Folgen. Für Prediger und gebildete Laien verfasst von **Josef Sigmund**. Oktav. 587 Seiten. Preis brosch. M. 3.— = K 3.—, geb. in Leinwand mit Rotschnitt M. 4.— = K 4.—, Halbleder mit Rotschnitt M. 4.20 = K 4.20.

Das gewählte Thema ist in musterhafter Weise bearbeitet und bietet das Buch herrliche Gedanken und reichen Stoff für Kanzelvorträge.

Die Wahrheit über die Beicht. 7 Kanzelvorträge v. **Jakob Obweger**, Domprediger.

Gr. 8°. 144 Seiten. Preis M. 2.— = K 2.40.

Inhalt: Ist die Beicht Menschenwerk? — Ist die Beicht eine Erfindung des Mittelalters? — Wer ist der Urheber der Beicht? — Ist die Beicht eine sittliche Gefahr für das deutsche Volk? — Ist die Beicht eine Gewissensföller? — Ist die Beicht eine Wohltat für den Menschen? — Ist die Beicht ein Segen für die Menschheit? — Mit treffendem Beweismaterial widerlegt diese Arbeit die von den Los von Rom-Stürmern verbreiteten Lügen gegen das hl. Sakrament der Buße. Für Prediger hat sie den Wert eines Quellenwerkes.

Für die Fastenzeit 1906 erscheint rechtzeitig:

Bossuets Predigten auf die Fastenzeit. Nach dem neuesten französischen Originale herausgegeben von **Dr. Josef Drammer**. I. Band.

Der erste Band von Bossuets Fastenpredigten enthält die im Jahre 1660 bei den Zinderbrüdern in Paris gehaltenen Vorträge und die Missionsreden von Metz von den Jahren 1652—1658. Die ebenfalls schon im Manuskripte vorliegenden Bände II und III werden die Zyklen der Jahre 1661 (Karmeliterinnen), 1662—63 (de Louvre) und 1666 (Saint Germain).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Kirchheim & Co. in Mainz.

Zweien erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kurze Sonntagspredigten

— für das ganze katholische Kirchenjahr —

von **P. Matthias von Bremeis** Ord. Cap. Mit kirchl. Approbation.
12°. (VIII u. 338 Seiten: Preis geheftet M. 2.80 = K 3.36, geb. in
Halbkaliko M. 3.50 = K 4.20.

Die vorliegenden kurzen Sonntagspredigten für das ganze katholische Kirchenjahr dürften sich durch Ernst, Tiefe und Klarheit der Gedanken, Ruhe, Schärfe und logische Ordnung der Beweisführung in Kürze viele Freunde erwerben. Eine tiefe Auffassung des jeweiligen sonntäglichen Evangeliums, genaue Präzision in der Darstellung, netter Hinweis auf das praktische Leben können als Hauptvorträge hervorgehoben werden.

Höchst aktuell!**Neu!****Höchst aktuell!**

Soeben erschien in **Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck**, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Kampf um die Wahrheit der hl. Schrift seit 25 Jahren.

Beiträge zur Geschichte und Kritik der modernen Exegese. Von **Leop. Fonck S. J.**, Dr. theol. et phil., o. ö. Professor an der Universität Innsbruck. Mit Erlaubnis der geistlichen Obrigkeit. 1. und 2. Tausend. 8^o. VIII u. 216 S. Brosch. K. 1.80, in biegsamem Leinwandb., Rotschn. K 2.52.

Diese Schrift des fachgelehrten Verfassers löst die wichtigste Frage der neuesten Forschungen über die göttliche Autorität der heiligen Schrift nicht nur in Glaubens- und Sittenlehren, sondern auch in allen wissenschaftlichen Tatsachen des Alten und Neuen Bundes.

Im Verlage von **J. P. Bachem** in **Köln** sind erschienen:

Der Christus-Name im Lichte der alt- u. neu-testamentlichen Theologie

von Dr. theol. **Phil. Friedrich**. Geheftet M. 2.—
= K 2.40, gebunden M. 2.80 = K 3.36.

„Ein Wort des Bedauerns des † Prof. Scheeben, daß „der Name Christus in seiner vollen fundamentalen Bedeutung von den Theologen nur wenig erklärt und gewürdigt werde“, sowie ein schöner Ausdruck des heiligen Ambrosius über diesen heiligsten aller Namen haben dem Verfasser zu vorliegender Schrift Anregung gegeben. Nachdem er in einem allgemeinen Teil über die Personalnamen des Erlösers und über Genesis wie Verwendung des Christusnamens sich verbreitet, bezieht er im folgenden Abschnitte den Inhalt dieses Namens als Amtsname im Anstuf an die alttest. Messiasidee und im letzten die dogmatische Tragweite desselben. Als wichtigstes Ergebnis seiner Untersuchungen, die einen guten ergetisch-dogmatischen Beitrag zur Christologie bedeuten, bezeichnet der Verfasser den unanfechtbaren Satz: „Der Name Christus auf Jesus von Nazareth angewandt, bezeichnet seinen Träger als Inhaber der Gottheit“. Die fleißige Arbeit spricht durch ihre klare Darstellung wie durch tiefes Eindringen in den erhabenen Stoff sehr an.“
(Schlei. Volksztg.)

Die Bibel am Ausgange des Mittelalters, ihre Kenntnis

und ihre Verbreitung. Von **Franz Salk**. Mit Abbildungen nach alten Holzschnitten. Geheftet M. 1.80. (Zweite Vereinschrift der Görres-Gesellschaft für 1905.)

„Der gelehrte Verfasser gibt in vorliegender Arbeit wieder eine interessante Vortragung seiner Bibelstudien. Hatte er seine frühere Arbeit auf örtliche Forschung beschränkt, so versuchte er nunmehr eine zeitliche Abgrenzung, weil ihn keine seit Jahren gepflegte Beschäftigung mit den Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts die günstigsten Ergebnisse für das Bibelstudium jener Zeit erwarten ließ. Denn keine theologische Disziplin war damals besser gepflegt und durch Gutenbergs Kunst besser bedacht als die, welche die Bibel betrifft. Der Verfasser bringt hiefür in seiner Schrift die besten Beweise.“

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung Münster i. W.

Dr. Braun, S. J., Carl, Ueber Kosmogonie vom Standpunkt christlicher Wissenschaft nebst einer Theorie der Sonne. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8^o. XXIV und 492 Seiten. M. 7.50 = K 9.—; geb. 1/2 Frzbd. M. 8.70 = K 10.44.

„Germania“, Berlin. . . ein Werk, von dem die ersten Vertreter der astronomischen Wissenschaft erklären, dass es ein ungewöhnlich hervorragendes sei, wie es die ganze Literatur über diesen Gegenstand noch nicht besitze.

Dr. Mausbach, Joseph. Professor der Theologie. **Ausgewählte Texte zur Allgemeinen Moral** aus den Werken des heiligen Thomas von Aquin. Kl. 8^o. 112 S. M. 1.20 = K 1.44; geb. eleg. Leinenband M. 1.50 = K 1.80.

Christentum und Weltmoral, drei Vorträge. (I. Das Verhältniss der altchristlichen Moral zur ausgehenden antiken Ethik. II. Der Wert der weltlichen Kultur vom Standpunkt der christlichen Sittenlehre. III. Die organische Einheit des Geistlichen und Philosophischen in der Moral des hl. Thomas von Aquin.) Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8^o. IV u. 76 S. M. 1.25 = K 1.50.

„Oesterr. Liter. Blatt“, Wien. Bescheiden an Umfang, aber reich an Inhalt vorliegendes Heft die wärmste Empfehlung; besonders der zweite Vortrag dürfte weitesten Leserkreisen interessant und nützlich sein.

Rösch, P. Constantin. Ord. Cap., **Der Aufbau der heiligen Schriften des Neuen Testaments**. Gr. 8^o. VIII u. 141 Seiten. M. 2.50 = K 3.—; geb. 1/2 Frzbd. M. 3.75 = K 4.50.

Dr. Storck, Wilh., Universitäts-Prof., **Die letzten Dinge**. Muspilli und Gedichte verwandten Inhaltes mit Anmerkungen. 8^o. VIII u. 189 Seiten. M. 2.50 = K 3.—; geb. in Leinen M. 3.— = K 3.60.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Zeitschrift für katholische Theologie.

XXIX. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 6 K österr. Währung.

Inhalt des soeben erschienenen 4. Heftes.

Abhandlungen. M. Grabmann, Studien über Ulrich von Straßburg. IV. S. 607.
E. Dorisch, Die Wahrheit der biblischen Geschichte in den Anschauungen der alten christl. Kirche S. 631.
Zumbichl, Die Sprache des Buches Daniel S. 654.

Rezensionen. J. Göttler, Der hl. Thomas und die vortriben Thomisten über die Wirkungen des Sussafte. (J. Stern) S. 678. — A. Beck, Trinitätslehre des hl. Hilarius (M. Jecher) S. 684. — V. Ermoni, Les premiers ouvriers de l'Evangile (E. Dorisch) S. 687. — J. Zimmer, Pelagius in Irland (M. Merk) S. 689. — B. Bauer, Der Apostolos der Syrer (M. Merk) S. 692. — G. Van Neort, Tr. de vera religione; de ecclesia Christi (D. Zidek) S. 694. — G. Reinhold, Praelectiones de Theologifundam. (D. Zidek) S. 696. — J. R. v. Grienberger, Vasa et suppellectilia liturgica (M. Jecher) S. 698. — J. G. Mayer, Das Konzil von Trient und die Gegen-Reformation in der Schweiz (M. Kröß) S. 699. — J. Susta, Die Röm. Curie u. Concil v. Trient unter Pius IV. (M. Kröß) S. 702. — Fr. Jaksche, Orden der Kreuzherren mit d. roten Sterne (M. Kröß) S. 704. — M. Paulus, Luther u. d. Gewissensfreiheit (H. Gadder)

S. 705. — P. Bastien, Directoire Canonique (M. Hofmann) S. 706. — P. Baruteil, Genèse du culte du S. Coeur (M. Milles) S. 708. — S. Schiffini, De virtutibus infusus (H. Jecher) S. 711.

Analekten. Das deutsche Kirchenlied im Mittelalter (H. Michael) S. 724. — Aufz. land, die Freilassung der alten slavischen liturg. Bücher (M. Milles) S. 721. — Zum Benediktinerbrief (M. Merk) S. 721. — Zur christl. Geisteswissenschaft (M. Hofmann) S. 737. — Erwiderung (M. Schmitt) S. 740. — Zu den Schriften d. Magisters Konrad von Ebrach (G. Sommerfeldt) S. 747. — Das Magnificat ein Kunstwerk hebräisch. oder aram. Poësie? (J. Zorell) S. 754. — Julius der Märtyrer und die altchristl. Bussdisziplin (M. Jecher) S. 758. — Nacheters Führer durch „Balsilina u. Shrien“ (H. Holmeiter) S. 761. — Editiones archivii et bibliothecae s. f. metropolitani capituli Pragensis (M. Kröß) S. 764. — Rede über Abraham u. Isaak bei Ephraem Syrus und Pseudo-Chrysostomus — ein Excerpt aus Gregor von Nyssa (S. Gadder) S. 764.

Kleinere Mitteilungen S. 766.

Generatregister zu den Jahrg. 1901—1905 S. 767.

Literarischer Anzeiger Nr. 105 S. 21*

Verlag der Bonifazius-Druckerei, Paderborn.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Homiletische Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien von **H. Perger, S. J.** Mit kirchl. Approbation. 2 Bände. 3. Aufl. I. Band: Homiletische Predigten über die sonntäglichen Evangelien. 468 S. gr. 8°. Broschiert 1.80 M. — 5.76 K; gebunden in Halbfranz 6.50 M. 7.80 K. II. Band: Homiletische Predigten über die festtäglichen Evangelien. 332 S. gr. 8°. Brosch. 3.60 M. = 4.32 K, gebd. in Halbfranz 5.20 M. = 6.24 K.

Theologia moralis decalogalis et sacramentalis auctore clarissimo **P. Patritio Sporer, O. S. Fr.** Novis curis edidit **P. F. Irenäus Bierbaum, O. S. Fr.** Editio secunda. 3 Bände. 2953 S. gr. 8°. Preis kptl. brosch. 24.90 M. = 29.88 K; gebd. in drei Halbfranzbänden 31.60 M. = 37.92 K.

Kanzelreden, Sämtliche von **Joh. Nep. Ullrich, S. J.** Neu bearbeitet und herausgegeben von **J. Herkens**, Oberpfarrer, 5 Bde. 8°. I. Bb. (500 S.) und II. Bb. (500 S.) Sonntagspredigten. III. Bb. (528 S.) Festpredigten. IV. Bb. (514 S.) Fastenpredigten. V. Bb. (480 S.) Verschiedene Predigten. Broschiert I. Bb. 3 M. — 3.60 K, gebd. in Halbfranz 4.50 M. = 5.40 K. Broschiert II., III., IV. u. V. Bb. à 3.30 M. = 3.96 K gebd. in Halbfranz à 4.80 M. = 5.76 K.

Liturgischer Verlag

von **Friedrich Pustet in Regensburg,**

zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vor kurzem sind erschienen:

Katechismus, der Römische. nach dem Beschlusse des Konzils von Trient für die Pfarrer auf Befehl des Papstes Pius des Fünften herausgegeben. Unter Zugrundelegung der Ausgabe des Textes und der Uebersetzung von Kanonikus Dr. Smets, bezw. Professor Dr. M. Duje. 4., verbesserte Aufl. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 2 Bde. 8°. (I. 218 S. II. 308 S.) M. 4.80.

Missale Romanum etc. Quart-Format. Ed. IV. post alteram typicam. Ausgabe 1 auf starkem Maschinenpapier M. 16.—.

Ausgabe 1b auf italienischem Handpapier M. 21.—. 18°-Format. Ed. VI. post alteram typicam. (Auf Dünndruckpapier.) M. 4.80.

(Bezüglich der für diese Missalausgaben benötigten Proprien und Einbände verweise ich auf meinen neuesten liturgischen Verlagskatalog, der auf Wunsch gratis und franko zur Verfügung steht.)

Officia propria Mysteriorum et Instrumentorum Passionis D. N. J. Chr. etc. cum Psalmis et Precibus in extenso. Ed. VI. 12°. M. 1.50, in Leinwandband mit Rotschnitt M. 1.90, in Lederband mit Goldschnitt M. 3.—.

Praeces ante et post Missam etc. Ed. X. 12°. M. 1. —, in Lederband mit Goldschnitt M. 2.20.

Rituale Romanum etc. Ed. VIII. post typicam. Auf indischem Papier in 24°-Format 648 S. In Leinwandband mit Rotschnitt M. 3.70, in Lederband mit Goldschnitt M. 4.80.

M. 1.— = 1.20 K Op. W. = 1.25 Fr.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung

Kempten und München.

Heinrich Stieglitz, **Die Sonntags-Evangelien** erklärt für die kathol. Volksschule. Mit Approbation des erzbischöfl. Ordinariates München-Freising und des bischöfl. Ordinariates Augsburg. 8°. VI und 335 Seiten. Preis broschiert M. 2.40 = K 2.88, gebunden M. 3.— = K 3.60.

Karl Bühlmayer, **Ausgeführte Katechesen für das erste Schuljahr.** Mit Approbation des erzbischöfl. Ordinariates München-Freising. 8°. ca. 14 Bogen. Preis broschiert M. 1.80 = K 2.16, gebunden M. 2.40 = K 2.88.

Neuer Verlag der Alphonsus-Buchhandlung

(A. Ostendorff), Münster i. Westf.

Dr. v. Kralik

Die Aehren der Aeth.
Geistl. Feilspiel.
M. 1.20.

J. Dahlmann, Rektor

Handbuch f. d. Leiter d. Marian. Kongregationen u. Sodaliitäten
3. Aufl. 432 S. M. 2.50

Pet. Sinthern, S. J.

Buddhismus
Eine apologetische Studie. Br. M. 2.—.

P. Freund, C. Ss. R.

Die Marienverehrung.
32 Maimonatspredigten
5. Aufl. 383 S. broschiert
2 M., geb. 3 M.

P. Pichler, C. Ss. R.

Prinzipienkämpfe.
Unzeitgemähes.
M. 1.20.

P. Freund, C. Ss. R.

Bedenken u. Einwendungen. 2. Aufl. 248 S.
M. 1.70.

P. Diessel, C. Ss. R.

Die unerschöpf. Goldgrube. Ein Beitr. christl. Hausbibl. M. 1.80.

P. Tecelinus Halusa
Ms. Cs.

Directorium vitae perfectionis. 72. S. in biegsamem Lederbd. m. Rotschn. M. 1.35. P. Albert M. Weiß, O. P., hat d. Manuscript durchgesehen u. zur Drucklegung empfohlen.

P. Leitgeb, C. Ss. R.

Zeiten und Bräuche.
Aus d. Tiroler Volksleben.
Preis M. —.85.

Die Glaubenshaltung
u. ihre Folgen in der Gegenwart. 2. Aufl. 232 S.
M. 1.70. Im Kampfe des Protestantismus gegen die kath. Kirche bieten diese Beiträge ein ganzes Arsenal d. Verteidigung. Für Konvertiten besond. zu empfehlen.

Alb. M. Boegle, S. J.

„Selbenjüngend“.
Erzählungen. 2 Bd.
à M. 1.50 geb.

Viktor Kolb S. J.

Bermischte Predigten.
2 Bd., 40 Bg. Preis 6 M.
Diese Predigten enthalten Vorträge teils für Sonn- u. Festtage u. auch für besondere Gelegenheiten. Der I. Bd. fand vielen Beifall u. wurde d. II. Bd. auf vielfältig Wunsch herausgegeben.

Nanny Lambrecht

„Sanfterkinder.“
Erzählung für Kinder,
geb. M. —.80.

P. Prattes, C. Ss. R.

Der Priester in der Einsamkeit. Exerzitien für Priester. 248 S. M. 1.50.

P. Schüth, S. J.

„Schneewittchens Tod“
Ein Theaterst. m. Gesang.
Tanzt u. Mus. M. —.80.

P. Prattes, C. Ss. R.

Die Pentateuchfrage.
Ihre Geschichte u. ihre Entstehung. 252 S. M. 4.50.

Dr. Jos. Brühl

„Ein Gedichtbuch“ in elegantem Saloband, geb.
Preis M. 2.40.

Rosa Electa

„Jungfrau im Weltleben.“
geb. M. 1.80.

Dr. Keller

„Jesus Bräutigam reiner Seelen.“ Lehren u. Gebetbuch geb. M. 1.80 bis M. 4.50.

Josef Kley

Pfr. Hiebl

„Das gute Marienkind“ Marianisches Vereinsb. geb. M. 1.—

„Lustgärtlein gottinniger Seelen“. geb. M. 2.—.

Qu. Haslingers Buchhandlung (J. Sachsperger) in Linz a. D.

übernimmt Abonnements auf die soeben erscheinenden neuen Jahrgänge von:				
Alte und neue Welt	pro anno	K 10.08	mit Postzusendung	K 12.48
Katholische Welt	" "	K 6.—	" "	K 6.48
Deutscher Hauschat	" "	K 8.64	" "	K 9.02
Katholische Missionen	" "	K 4.80	" "	K 5.04
Blätter für Kanzelberedsamkeit	" "	K 7.20	" "	K 7.40
Chrysologus	" "	K 6.84	" "	K 7.44
Prediger und Katechet	" "	K 6.90	" "	K 7.80
Hochland III. Jahrgang	pro Quartal	K 4.80	" "	K 5.40

Neuigkeiten aus unserem Verlage.

Bobelka F. X., Religionsunterricht für das erste Schuljahr.

Dritte, umgearbeitete Auflage. Kl.-8°. VIII, 167 S. Kaliko
K 2.— = M. 2.—.

Erzählungen für Jugend und Volk. Bd. XI: Gesühnt. Eine Erzählung aus der Zeit W. A. Mozarts. Von Leo Smolle. 192 S. Geb. K 2.— = M. 1.80.

— Bd. II: Der Sensenschmied von Volders. Geschichtl. Erzählung über die Befreiungskämpfe Tirols 1796 bis 1797. Von Jos. Friedr. Mair. *Zweite Auflage.* 206 S. Geb. K 2.— = M. 1.80.

Haring Joh., Dr. Univ.-Prof., Grundzüge des katholischen Kirchenrechtes. Erste Abteilung. VI und 300 S. Lex.-8°. K 4.50 = M. 3.75.

Hutter F., Geschichte Schladmings und des steirisch-salzburgischen Ennstales. 400 S. Gr.-8°. Mit vielen Abbildungen Geb. K 6.— = M. 6.—.

Kieweg, P. Anselm, O. S. B., Die Heiligung des Tages, herausgegeben von dessen Bruder Fr. Rupertus a. S. Norberto, Karmeliter-Ordenspriester. 155 S. 24°. Brosch. K 1.20 = M. 1.—, geb. K 1.80 = M. 1.50.

Madonnen-Block-Kalender für das Jahr 1906. Mit ausgewählten Sprüchen. K 1.— = M. —.90.

Schwillinsky, P. Paulus, Leichtfassliche Christenlehre-predigten für das katholische Volk. Umgearb. von P. Engelbert Gill O. S. B. 1. Bd.: Von dem Glauben. 2. umgearb. Aufl. 289 S. Brosch. K 3.60 = M. 3.60, geb. K 5.20 = M. 5.20.

In Vorbereitung:

Denifle, P. Heinr. †, Die kath. Kirche und das Ziel der Menschheit. Zweite Auflage, herausgegeben von P. Reginald Schultes O. P.

Schuster, Dr. Leop., Fürstbischof, Zwei Zyklen Fastenpredigten. I. Der gute Hirt. II. Maria Magdalena. 2. Auflage.

Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — H. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau sind soeben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Augustinus, Die Bekenntnisse des heiligen. Buch I—X. Ins Deutsche überlegt und mit einer Einleitung versehen von **Georg Freiherrn von Hertling.** H. 12° (VIII u. 520 M. 2.30 = K 2.76; gebunden in Leinwand M. 3.— = K 3.60.

Diese neue Uebersetzung der „Bekenntnisse“ aus der Feder des bekannten Gelehrten, verbunden mit vornehmer Ausstattung und handlichem Format (bequem in der Tasche zu tragen), dürfte allgemein mit Freude begrüßt werden.

Bardenhewer, Dr. Otto, Professor der Theologie an der Universität München, **Mariä Verkündigung.** Ein Kommentar zu Lukas I, 26—38. (Biblische Studien, X. Band, 5. Heft) gr. 8° (VIII u. 180) M. 4.20 = K 5.04.

Auf eine Einleitung, welche die Echtheit und Unversehrtheit des Berichtes den mannigfachen Hypothesen moderner Theologie gegenüber in Schutz nimmt, folgt ein Kommentar, welcher den Wortlaut zergliedernd, sämtlichen von gläubigem Standpunkt aus sich nahelegenden Fragen gerecht zu werden versucht. Umfassende Berücksichtigung findet die Geschichte der Exegese. Ausser der Wissenschaft kommt auch die Andacht zu ihrem Rechte.

Beatis, Antonio de, Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien, 1517—1518. Als Beitrag zur Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters veröffentlicht und erläutert von **En d wig Païdor.** („Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“, IV. Bd., 4. Heft) gr. 8° (XII u. 186) M. 3.50 = K 4.20.

Die Aufzeichnungen des Antonio de Beatis erweisen sich als eine sehr wichtige Quelle zur Landes- und Volkskunde, überhaupt zur Kulturgeschichte der von dem reisefähigen Kardinal durchzogenen Länder. Ein hochinteressantes Bild der wichtigsten Kulturgebiete Europas zu Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit entrollt sich mit einer Fülle von Einzelheiten vor dem geistigen Auge des Lesers.

Blöcker, Joseph, S. J., Die Katholikenemanzipation in Großbritannien u. Irland. Ein Beitrag zur Geschichte religiöser Toleranz. (88./89. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Vaach“) gr. 8° (XIV u. 294) M. 4.— = K 4.80.

Die Geschichte der Katholikenemanzipation in Großbritannien und Irland ist die Darstellung all jener Umgestaltungen in der Ideenwelt der englischen Nation, welche, verursacht durch innere und äußere Gegebenheiten der Zeit, zur schließlichen Gewährung religiöser und politischer Freiheit führten. Auf Grund der Quellen das Entstehen, den Fortschritt, den schließlichen Sieg des Emanzipationsgedankens historisch darzustellen, ist der Zweck vorstehender Schrift.

Eberhard, Dr. Matthias (weil. Bischof von Trier), **Kanzel-Vorträge.** Herausgegeben von **Dr. Aegidius Bischoff,** Domkapitular zu Trier, gr. 8°, 6 Bände.

IV. Band: **Fest- und Gelegenheits-Predigten.** Erster Teil. Vierte Auflage. (VIII u. 368) M. 4.— = K 4.80; geb. in Halbfranz M. 6.— = K 7.20. Die übrigen Bände enthalten:

I. Bd.: Fasten-Vorträge; II./III. Bd.: Homil. Vorträge über die Bücher Moses; V. Bd.: Fest- und Gelegenheits-Predigten. Zweiter Teil; VI. Bd.: Predigten und Betrachtungen über Sonn- und Festtags-Evangelien.

Ernst, Dr. Johann, Ueber die Notwendigkeit der guten Meinung. Untersuchungen über die Gottesliebe als Prinzip der Sittlichkeit und Verdienstlichkeit. (Strassburger Theologische Studien. VII. Bd., 2./3. Heft.) gr. 8° (XII u. 248) M. 5.— = K 6.—.

Der Verfasser nimmt Stellung gegen die nicht selten in übertriebener Weise betonte Notwendigkeit der sogenannten guten Meinung. Dazu sucht er das Prinzip, die tiefste Wurzel der Moralität und Verdienstlichkeit zu eruieren und findet als solche die Gottesliebe.

Peters, Dr. Norbert, Die älteste Abschrift der zehn Gebote, der Papyrus Nash. Mit einer Abbildung, gr. 8° (IV u. 52) M. 1.50 = K 1.80.

Vorstehende Untersuchung ist der Kopie eines sehr wichtigen Textes aus dem ersten christlichen Jahrhundert gewidmet; sie gestaltet sich zu einer glänzenden Apologie des Textes der griechischen Bibel, wie ihn die alte Kirche las. Dieses Moment gibt der Schrift ein eminentes Interesse für die weitesten Kreise.

Schanz, Dr. Paul, Professor der Theologie an der Universität Tübingen, **Apologie des Christentums.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Drei Teile, gr. 8° Zweiter Teil: **Gott und die Offenbarung.** Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. (X u. 868) M. 8.80 = K 10.56; geb. in Halbfranz M. 11.— = K. 13.20. Die übrigen Teile enthalten: 1. Teil: **Gott und die Natur.** 3. Teil: **Christus und die Kirche.**

Zenner, Johann Konrad, S. J., Beiträge zur Erklärung der Klagelieder. 8° (IV u. 42) M. 1.50 = K 1.80.

Der geistvolle Verfasser kommt zu dem Ergebnis, dass es sich hier um eine dramatische Totenklage über das gefallene Jerusalem handelt. Da sich die Klagelieder als ein hervorragendes Kunstwerk herausstellen, so haben sie nicht bloss für den Exegeten und den Brevier betenden Priester, sondern auch für jeden Literaturfreund das grösste Interesse.

Ferner sind erschienen:

Anst., Dr. A., *appt. Arzt, Christus medicus?* Ein Wort an die Kollegen und die akademisch Gebildeten überhaupt. 8^o (VII u. 74) M. 1.— = K 1.20.

Die Abhandlung „Christus medicus“ stellt einen Versuch dar, sämtliche Krankenheilungen Christi vom medizinischen Standpunkt aus zu beleuchten. Das Endergebnis läßt sich dahin zusammenfassen, daß Christus, falls dem biblischen Texte nicht Gewalt angetan werden soll, kein Arzt im eigentlichen Sinne des Wortes war.

Mundschreiben unseres Heiligsten Vaters Pius X., durch göttliche Vorsehung Papst. Autorisierte deutsche Ausgabe. (Lateinischer und deutscher Text.) Zum 1300jähr. Jubiläum des Heimgangs Papst Gregors d. Gr. (12. März 1904: „Ineunda sane“.) gr. 8^o (IV u. 46) 70 Pf. = 84 h. — Ueber den religiösen Volksunterricht. (15. April 1905: „Acerbo nimis“.) gr. 8^o (IV. u. 30) 50 Pf. = 60 h.

Schanb., Dr. Franz, *Der Kampf gegen den Zinswucher, ungerechten Preis und unanständigen Handel im Mittelalter.* Von Karl dem Großen bis Papst Alexander III. Eine moralhistorische Untersuchung. 8^o (XII u. 218) M. 3.— = K 3.60.

Vorliegende Schrift beabsichtigt eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung der moralischen Beurteilung von Zins, Preis und Handel in der ersten Hälfte des Mittelalters zu bieten. Diese bei dem weitverstreuten Material schwere Aufgabe wird zu lösen gesucht durch eine erschöpfende Verzählung aller erreichbaren Quellen und durch Zurückgehen auf den wirtschaftlichen und ideellen zeitgeschichtlichen Untergrund. Die Schrift dürfte den Wirtschafts- und Kulturhistoriker ebenso sehr interessieren wie dem Moralisten und auch dem Kanonisten manches bieten.

Scherer, P. A., Benediktiner von Ficht, *Exempel-Lexikon für Prediger und Katecheten,* der Heiligen Schrift, dem Leben der Heiligen und andern bewährten Geschichtsquellen entnommen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von P. Joh. Bapt. Lampert, Doktor der Theologie und Kapitular desselben Stiftes, unter Mitwirkung mehrerer Mitbrüder.

Erster Band: („Bibliothek für Prediger“. Neue Folge. Erster Band. Des ganzen Wertes neunten Band.) Erste Lieferung. gr. 8^o (VIII u. 96) M. 1.— = K 1.20.

Das Werk wird 4 Bände zu je M. 10.— = K 12.— umfassen; der erste Band erscheint in 10 Lieferungen zu je M. 1.— = K 1.20; die Fortsetzung wird bandweise ausgegeben.

Dieses Werk ist eine Sammlung von Beispielen, welche dem Prediger und Katecheten als Illustrationsmittel gute Dienste leisten werden; es soll in einem bieten, was man in allen möglichen Exempelsbüchern, Materialsammlungen u. s. w. sonst nur mit Mühe zusammenfinden müßte und oft nicht fände. Ersparnis an Zeit und oft nutzloser Mühe für den katholischen Klerus ist neben der Ergänzung zu Scherers „Bibliothek für Prediger“ ein Hauptzweck, dem das Werk dient.

Stolz, Alban, *Edelsteine aus reicher Schatzkammer.* Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Mit besonderer Rücksicht auf die reifere Jugend ausgewählt von Heinrich Wagner, Oberlehrer. Mit einem Bildnis von Alban Stolz. 12^o (XII u. 334) M. 1.80 = K 2.16; geb. in Leinwand M. 2.40 = K 2.88.

Die Bestände der Stolz'schen Schriften bildet eine Quelle des reinsten und edelsten Genusses für Geist und Gemüt, aber auch des reichsten Nutzens für die Seele. Es wird darum diese Sammlung der reiferen Jugend, sowie Eltern und Erziehern, endlich auch solchen, die bisher Alban Stolz noch nicht gekannt haben, eine willkommene Gabe sein.

Wasmann, Erich, S. J., *Intinkt und Intelligenz im Tierreich.* Ein kritischer Beitrag zur modernen Tierpsychologie. Dritte, stark vermehrte Auflage, gr. 8^o (XIV u. 276) M. 4.— = K 4.80; geb. in Leinwand M. 4.80 = K 5.76.

Weiß, Fr. Albert Maria, O. Pr., *Apologetic des Christentums.* Fünf Bände. 8^o.

Fünfter (Schluß-) Band: *Die Philosophie der Vollkommenheit,* die Lehre von der höchsten sittlichen Aufgabe des Menschen. Vierte Auflage. (XVI u. 988) M. 7.— = K 8.40; geb. in Halbfanz M. 9.— = K 10.80. — Früher sind erschienen:

I. *Der ganze Mensch.* Handbuch der Ethik. 4. Aufl. (XVI u. 948) M. 6.80 = K 8.16; geb. M. 8.80 = K 10.56. — II. *Humanität und Humanismus.* Philosophie und Kulturgeschichte des Bösen. 3. Aufl. (XVI u. 1010) M. 7.— = K 8.40; geb. M. 8.80 = K 10.56.

III. *Natur und Hebernatur. Geist und Leben des Christentums.* 3. Aufl. (XXII u. 1284) M. 9.— = K 10.80; geb. M. 12.20 = K 14.64. — IV. *Soziale Frage und soziale Ordnung oder Handbuch der Gesellschaftslehre.* 4. Aufl. (XXVIII u. 1220) M. 9.— = K 10.80; geb. M. 12.50 = K 15.—.

Von Band IV besteht zu demselben Preise auch eine Separat-Ausgabe.

Das ganze Werk, vollständig in 5 Bänden (7 Teilen) M. 38.80 = K 46.56; gebunden M. 51.80 = K 61.56.

Wolter, Dr. Maurus, O. S. B., weiland Erzbischof von St. Martin zu Neuron, *Psallite sapienter. Psallieret weise!* Erklärung der Psalmen im Geiste des betrachtenden Gebets und der Stiturie. Dem Klerus und Volk gewidmet. Dritte Auflage. 5 Bände, gr. 8^o.

Zweiter Band: Psalm 86—71. (VI u. 710) M. 8.— = K 9.60; geb. in Halbfanz M. 10.20 = K 12.24. Früher ist erschienen:

Erster Band: Psalm 1—35. (XX u. 614) M. 7.20 = K 8.64; geb. M. 9.40 = K 11.28.

Hervorragende

• Weihnachtsgeschenke •

für Priester und Priesteramtskandidaten.

Breviarium Romanum. 4 vol. 48°. Ed. III. post alt. typ. 1905. (Neuestes Miniaturbrevier auf indischem Papier.) In Lederband mit Goldschnitt M. 21.—, in Chagrinband mit Goldschnitt M. 25.—.

Horae diurnae. 48. Ed. II. post typicam. 1903. (Neuestes Miniatur-Diurnale auf indischem Papier.) In Lederband mit Goldschnitt M. 4.50, in Chagrinband mit Goldschnitt M. 5.50.

— — **18°** Ed. III. 1904. Mit grosser Textschrift. In Lederband mit Rotschnitt M. 8.—, in Lederband mit Goldschnitt M. 8.50, in Chagrinband mit Goldschnitt M. 10.—.

Durch Zugabe eines Diözesan- oder Länder-Propriums erhöhen sich vorstehende Preise um die Kosten des betreffenden Propriums.

Ronz, Chr., Handbuch der priesterlichen Liturgie nach dem römischen Ritus. 4 Teile. 8°. In 4 Originalbänden. M. 11.80.

Rituale Romanum. 24¹. Ed. VIII. post typ. 1905. Auf indischem Papier. In Leinwandband mit Rotschnitt M. 3.70, in Lederband mit Goldschnitt M. 4.80.

Dießel, P. G., (C. Ss. R.) Das größte Denkmal der göttlichen Liebe. Predigten und Betrachtungen über das hochheilige Sacrament des Altars. 2 Bände. 8°. 1903. (I. 528 S. II. 648 S.) In 2 Halbhagrinbänden M. 10.—.

— — **Maria, der Christen Hort.** Marienpredigten. 2. Aufl. 2 Bände. 8°. 1903. (I. 506 S. II. 732 S.) In 2 Halbhagrinbänden. M. 9.40.

— — **Auf Salvatoris Höhen.** Ein Wegweiser in den Tagen der geistigen Einsamkeit. 8°. 1905. 624 S. In Halbhagrinband M. 5.20.

Grimm, Dr. J., Das Leben Jesu. Nach den vier Evangelien dargestellt. 2., teilweise von Dr. J. Zahn bearbeitete Auflage. 8°. Komplet in 7 Halbhagrinbänden M. 42.40.

(Sämtliche hier angezeigten Werke sind oberhirtlich approbiert.)

M. 1.— = 1.20 K De. W. = 1.25 Fr.

☀ Ausführlicher Festgeschenkatalog ☀
sowie

mein Neuester Liturgischer Verlagskatalog auf Verlangen kostenfrei.

Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg,
durch jede Buchhandlung zu den gleichen Preisen zu beziehen.